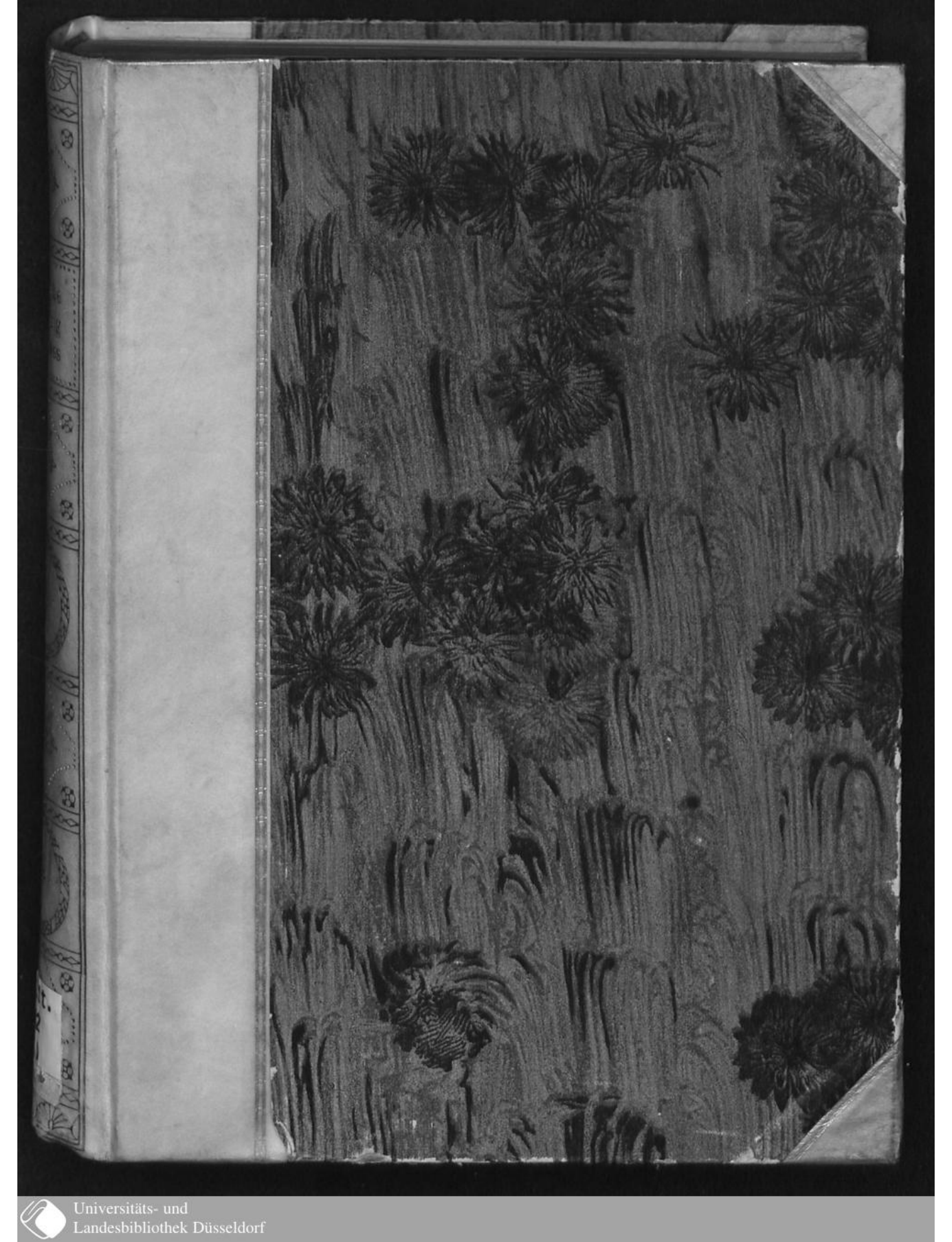


Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die vierte Jahresgabe der Gesellschaft für Elsässische Literatur „Deutsche Dichtung im Elsaß von 1815 bis 1870, eingeleitet und herausgegeben von Emil v. Borries" wurde im Kriegsjahre 1915 von der Buchdruckerei M. DuMont Schauberg in Straßburg i. E. gedruckt. Das Papier für dieses Buch wurde von der Neuen Papiermanufaktur in Ruprechtsau angefertigt. Die Exemplare für die Mitglieder der Gesellschaft für Elsässische Literatur wurden besonders numeriert und von der Buchbinderei Albert Crönlein in Stuttgart in Halbpergament gebunden. Davon ist dieses Exemplar

Nr. 238

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

D. Lit. 2162
2. Jh.

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

15.1157

Jahresgaben
der Gesellschaft für Elsässische Literatur
IV

Deutsche Dichtung im Elsaß
von 1815 bis 1870

Eine Auswahl

Eingeleitet und herausgegeben
von
Emil v. Borries

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1916

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Deutsche Dichtung im Elsaß

von 1815 bis 1870

Eine Auswahl

Eingeleitet und herausgegeben
von
Emil v. Borries

Mit zehn Bildnissen

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1916

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck von M. DuMont Schauberg, Straßburg.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorrede.

Der gewaltige Krieg, der uns umtost, stellt für das Deutsche Reich genau in der gleichen Weise die Frage seiner Daseinsberechtigung, wie der Siebenjährige vor anderthalb Jahrhunderten für Preußen. Als Preußen durch die Erwerbung Schlesiens in die Reihe der europäischen Großmächte eingerückt war und seitdem Großmachtspolitik trieb, vereinigte der durch den Verlust Schlesiens benachteiligte und gekränkte Staat in unablässiger diplomatischer Arbeit die großen Militärmächte Europas gegen den preußischen Emporkömmling, der sich in siebenjährigem Ringen in seinem Range zu behaupten wußte. Als das neugegründete Deutsche Reich durch die Angliederung Elsaß-Lothringens seine Stellung in der Welt besiegelt hatte, begann das um seine östlichen Grenzmarken verkürzte Frankreich alle verborgenen Gegensätze gegen die neugefestigte Mitte des Erdteils zu wecken und anzustacheln und trieb die Welt in den furchtbaren Krieg, dessen wechselnde Wendungen wir mit staunenden Augen und klopfendem Herzen verfolgen. So steht Elsaß-Lothringen in ganz besonderer Beziehung zu der Erschütterung, die die Welt jetzt durchzumachen hat, und es ist lehrreich und reizvoll, zu untersuchen, wie es sich innerlich dazu verhält. Zu dieser Frage, soweit sie das Elsaß angeht, gibt die vorliegende Veröffentlichung, wenn sie auch hundert Jahre zurückgreift, einen Beitrag; denn die Gemütsverfassung ganzer Landschaften bildet sich nicht in einem Augenblick und nicht in einem Jahre.

Die hier gebotene Auswahl von Gedichten aus der Zeit von 1815 bis 1870, denen nur ganz wenige aus den ersten Jahren nach dem Kriege beigefügt sind, kann den Anspruch machen, die Stimmung des deutschsprechenden Teils der Bevölkerung in ihren Wandlungen wiederzugeben; allerdings darf man nicht vergessen, daß die dauernd — noch mehr an Gewicht als an Zahl — zunehmende Schar derjenigen, die die deutsche Muttersprache aufgaben, um im Franzosentum aufzugehen, hier nicht zu Worte kommt, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zwar nicht aus dem Grunde, weil dies nicht im Plane der Veröffentlichung liegt, sondern weil diese Verstandesfranzosen trotz aller Intelligenz uns dichterisch nichts zu sagen haben. Aber die Lehren, die sich aus dem so scharf sich scheidenden Verhalten der Deutschelsässer und der Französischelsässer von damals, und aus den Gründen, die sie für ihr Verhalten anführten, für uns ergeben, wirken für das jetzt deutsche Reichsland in gleicher Richtung; denn jene hielten in Treue an dem kostbaren Gute alter deutscher Kultur fest, was wir bei den Schwierigkeiten, die ihnen bereitet wurden, bewundern, diese beugten sich aus verstandesmäßig gewonnener Einsicht vor dem Staate, dem die Welterereignisse sie nun einmal angegliedert hatten, was wir begreiflich finden. Beide Arten von Motiven, die gefühlsmäßigen und die verstandesmäßigen, wirken heute im Sinne des Deutschtums. —

Zu der Veröffentlichung selbst bemerke ich folgendes. Die Einleitung soll über die geistigen und nationalen Strömungen im Elsaß zwischen 1815 und 1870 im allgemeinen orientieren und den einzelnen Dichtern ihren Platz darin anweisen. Unter den Dichtern und den Gedichten ist eine strenge Auswahl getroffen; sie soll ein Urteil nicht nur über das Verhältnis des Dichters zum Deutschtum, sondern, wenn angängig, über die ganze Dichterpersönlichkeit überhaupt ermöglichen. Die Reihenfolge der Dichter ist die zeitliche, die Gedichte selbst sind, soweit das der Umfang der einzelnen Auswahl erlaubte, so geordnet, daß den Gedichten, die das Verhältnis des Dichters zur Dichtkunst widerspiegeln, die allgemein lyrischen und epischen folgen, an die sich dann diejenigen anschließen, in denen des Dichters Stellung zu deutscher Sprache und Sitte und zum politischen Deutschtum zum Ausdruck kommt. Die sich der Auswahl anschließenden Anmerkungen bieten das Notwendige über die Dichter selbst, belegen die aufgestellten Behauptungen und geben schließlich, wo es zum Verständnis durchaus nötig erscheint, zu den einzelnen Gedichten Erläuterungen, durch die, wie ich hoffe, manches scheinbar unwichtige und unbedeutende Gedicht erst seinen Wert und seine Bedeutung erhält. In den Gedichten selbst ist die heutige Rechtschreibung angewandt und die etwas ungeordnete Zeichensetzung nach bestem Wissen einheitlichen Regeln unterworfen worden. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mag es auch seltsam erscheinen, mitten im Kriege Aufmerksamkeit für die Poesie vergangener Zeit zu erwarten, so darf doch die Hoffnung ausgesprochen werden, daß es manchem Deutschen angenehm sein wird, sich sein inneres Ohr von dem ununterbrochenen Donner der Geschütze einmal wieder an dem zarten Klang des dichterischen Rhythmus erholen zu lassen. Er wird überrascht sein, wie viele ihm bis dahin unbekannte kleine poetische Meisterwerke das Elsaß zu einer Zeit hervorgebracht hat, wo es schon unter der über die Vogesen hereindringenden französischen Flutwelle begraben schien. Und wenn die Gedanken des Lesers dann wieder in die Gegenwart zurückkehren, so möge er sich an den Worten stärken, die der uns eben entrissene Karl Hackenschmidt vor 45 Jahren dem Elsaß zurief, die heute aber doppelte Bedeutung für uns gewonnen haben:

Nach Osten blick! In Frührotpracht
Seht deine Zukunft auf,
Ersteht dein Blut zu neuer Macht,
Zu neuem Heldenlauf.

Straßburg i. Els., November 1915, im sechzehnten Monat des großen Krieges.

Emil v. Borries.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt.

Seite

Vorrede . . . . . V—VII

Inhalt . . . . . IX—XI

Verzeichnis der Bilder XII

Einleitung . . . . . 1—54

Gedichte.

Auguſt Lamey . . . . . 57—65

Meine Lieder 57/8, Der verſtummte Sänger 58, Erinnerung an den Bundestag 59, Unterwerfung 59/60, Bonaparte 60/1, Der Zeitgang 61/2, Die Fledermaus und die zwei Wieſel 62, Trommelſtändchen 63, Die Tonkunſt 63, Erwin 64/5, Des Lebens Abend 65.

Ehrenfried Stoeber . . . . . 66—78

Mein Stern 66/7, Der Simpelmarkt 68/70, Odder au nitt 71/3, Des greiſen Sängers Troſtgeſang 73/4, An den Tod 74/6, Kaiſer Sigismund in Straßburg 76/8.

Georg Daniel Arnold . . . . . 79—84

Lied des Pfarrers aus dem „Pfingſtmontag" 79/80, Die Roſen 81/3, Wehrlied für die beiden Regimenter der Elſäſſiſchen Lanzenträger zu Pferd 1815, 83/4.

Karl Friedrich Hartmann . . . . . 85—94

Meinem Elſaſſe 85/6, Erklärung 86, Landes Art, Landes Sitte 87, Alſatenſtimme an der Rheingrenze 88/94.

Ludwig Spach . . . . . 95—107

Ich frage nie, woher die Töne kommen 95, Der Liebe Ruhe 96, Das Unausſprechliche 97, Die Weide und die Wieſe 98, Clement Marot 98/9, Morgengenuß 100, Nicht lange mehr 101, In der Nacht 102, Die Tiber fließt ruhig im Sonnenſchein 103, Der Peters-Dom und das Straßburger Münſter 104/5, Rückkehr 105/7.

Daniel Hirtz . . . . . 108—112

Meine Leiden und Freuden 108/10, In der Münſterkrone 110/12.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seite.

August Stoeber . . . . . 113—135

An das rheinische Odeon 113, Lebensbild 113/4, Das Herz 114, An einen Dichter 114/5, Ein Zeitbild 116, Die alte gallische Muse 117, Der Wasgau zum Schwarzwald 118, Das Münster in der Sternennacht 118, Auf dem Straßburger Münster 119/20, Weinblüt-Phantasien auf Hohkönigsburg 121/35.

Adolf Stoeber . . . . . 136—173

An Dichter und Leser 136, Der Sternenhimmel 137, Finstere Nacht 138, Der hinscheidende Dichter 139/40, Der Kuß der heiligen Cäcilia 141/2, An Ludwig Uhland 142/3, Die Glocken bei der Enthüllung der Statue Schillers 143/4, Siegang 145, Der Bergwald im Herbst 146, Der Bäume Gedanken 147/8, Strom und Wolke 149/50, Meine Welt 151, Die Tonleiter 152, Adlerhorst 153/4, Das verkannte Herz 155, Die Münsterrose 155/6, Beim letzten Abendsonnenblick 157, Rechtfertigung 158, Lichtfreunde 158/9, Der Läufer von Glarus 160/1, Kaiser Sigismund in Straßburg 162/4, Heiliger Zorn 164/6, Preis der deutschen Sprache 167/8, Germanias Bild 169, Die Germanisten im Kaisersaal zu Frankfurt 170/1, Des Rheines Talweg 171/2, Das Rettungsboot 172, Elsaß ein — Venetien? 173, Zur Versöhnung 173.

Karl August Candidus . . . . . 174—191

Wiegenlied für einen Müden 174, Frühlingsanfang 175, Geheimnis 175, Sommerfäden 175, Schwermut 176, Tröstung 176, Lerchengesang 176, Alte Liebe 177, Einen Stern am Himmel lieben 178, Gewinn 178, Tambourliedchen 179, Jägerlied 179, Röslein rot und Rittersporn 180, Hansels Tränklied 180, Parabel 181, Lehre 181/2, Ein Straßburger Sprichwort 182/3, Etwas vom Junker Jürgen 183/4, Pfalzgraf Friedrich II. 185/6, Ouvertüre 186/7, Noahs Gesang 187/8, Glosse 189/90, Hermanns Testament 190, Heimlichi Heimeth 191.

Gustav Mühl . . . . . 192—218

Die Lieblingslieder 192, Wiedererwachen 193, Erstes Finden im Lenze 194/5, „Pan schläft" 195/6, Wenn die blauen, tiefen Lüfte 197, Nach einem glücklichen Tage 197, Erster Schnee 198, Dämmerung 198/9, An den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seite.

Mond 199/200, Des Mondes Sang am Abend 201/3, Da fühl' ich mich erſt ganz allein 204, Die Überraſchung 205, Sokrates 206/8, Schienenweg 209/14, Die Sage von der Zukunft 215, Die Wacht auf den Vogeſen 216/7, Ein elſäſſiſcher Gruß 217/8.

Georg Zetter . . . . . 219—236

Mit der erſten Auflage meiner Gedichte 219, Mitternacht 220/21, Berglied 221/2, Alpenſonette 223, Bruder Einſiedel 224/6, Otfried 226, Gottfried von Straßburg 227, Erwin von Steinbach 227, Sebaſtian Brant 228, Jakob Sturm, Stättmeiſter in Straßburg 228, Ehrenfried Stoeber 229, Adam Walter Strobel 229/30, Friederike von Seſenheim 230, Epiſtel an Auguſt Stoeber 231/4, Am Schillerfeſte 234/6.

Friedrich Weyermüller . . . . . 237—239

Vorgruß 237, Der Chriſt hat auch ein irdiſch Vaterland 238, Eins gegen ſechzehn 239.

Karl Hackenſchmidt . . . . . 240—246

Jugendſchwärmen 240/2, Windſtein und Wörth 242/4, Mein Elſaß deutſch 245/6.

Abkürzungen . . . . . 247—248

Anmerkungen zu der Einleitung . . . . . 249—265

Anmerkungen zu den Gedichten . . . . . 265—283

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verzeichnis der Bilder.

	Seite.
August Lamey	56—57
Ehrenfried Stoeber	66—67
Georg Daniel Arnold	80—81
Ludwig Spach, Büste von P. Straß	96—97
Daniel Hirtz	108—109
August Stoeber	112—113
Adolf Stoeber, Relief von Prof. Walther Eberbach an dem Stoeberbrunnen auf dem Alten Weinmarktplatz in Straßburg	136—137
Karl August Candidus	176—177
Gustav Mühl	192—193
Karl Hackenschmidt	240—241

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I.

Das Elsaß hat erst in neuester Zeit den Charakter eines zweisprachigen Landes angenommen, der ihm innere und äußere Schwierigkeiten ernstester Art gebracht hat. Von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung an hat es deutsche Bevölkerung gehabt, und bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges ist es nicht nur politisch völlig unbestritten ein Teil des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation gewesen, auch seine geistige und seelische Eigenart war vollständig und rein deutsch, und dieser Zustand entsprach den Stammesverhältnissen und den durch die Natur des Landes gegebenen Bedingungen: wenn zwei Landschaften zusammengehören, so sind es die lachenden Gaue, die sich an beiden Ufern des Oberrheins vom Schweizer Jura bis zum Taunus erstrecken, die der Blick vom First und vom Fuß der Vogesen und der Hardt bis zu den Höhen des Schwarzwalds und des Odenwalds und umgekehrt zusammenfassend mit Leichtigkeit überschaut, die in südnördlicher Abschattierung vom Hochallemannischen bis zum Mittelfränkischen ein gleichartiger Menschenschlag mit gleichartiger Mundart rechts und links des Stroms bevölkert. Ernsthafte französische Gelehrte haben sich abgemüht, für das Elsaß eine eigene geographische Individualität zu konstruieren; es ist ein vergebliches Bemühen.

Die Nordgrenze des Landes ist nie eine feste gewesen, sie hat vom Nordrande des Heiligen Forstes von Hagenau bis zur Queich, ja bis zum Speyerbach geschwankt, und selbst der Rhein, der hier bis ins neunzehnte Jahrhundert mit seinen vielen Armen, seinen umbuschten Inseln und seiner reißenden Strömung noch ein ganz anderes Verkehrshindernis war als heute, und den man auf dieser Strecke so gerne zur „natürlichen" Grenze gestempelt hätte, um die Berechtigung zu haben, ihn zu einer politischen zu machen, hat vom frühesten Mittelalter an keine tatsächliche Grenze gebildet; im Gegenteil haben hier die kirchlichen Sprengel und die territorialen Gebilde sämtlich rittlings

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

über den Strom gelegen, also nicht südnördliche, sondern ostwestliche Grenzen gehabt. So ist denn nach politischer Zugehörigkeit, nach Siedelungsart, nach sprachlicher Eigentümlichkeit und in wirtschaftlicher, literarischer und künstlerischer Beziehung das Elsaß bis zum Westfälischen Frieden stets aufs engste mit den Landschaften des rechten Rheinufers verknüpft gewesen.

Dies wird anders, als die französische Eroberung die Vogesen überschreitet und im Elsaß Fuß faßt. Das Elsaß wird dadurch aus seinem natürlichen Verbande gelöst, und zwar zunächst politisch. Aber das wollte für die Kultur des Landes nicht allzuviel bedeuten. Denn der Staat des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts glich dem mittelalterlichen insofern, als er sich noch nicht in dem Maße des ganzen Menschen bemächtigt hatte, wie der Staat von heute; jener verlangte eben nur die politische Unterordnung und war zufrieden, wenn der Untertan die ihm auferlegten finanziellen Lasten willig trug und sich den Anforderungen, die kriegerische Verwicklungen mit sich brachten, nicht entzog; welche Sprache er sprach, welche literarischen und künstlerischen Interessen ihn bewegten, war dem Herrscher gleichgültig. Von allem Geistigem war es nur das kirchliche Leben, und dieses in erster Linie wegen seiner engen Verflechtung in materiell-staatliche Interessen, das den Regierenden Gegenstand lebhafter Sorge war.

So sehen wir denn das Elsaß zunächst in seiner geistigen Eigenart wenig von der französischen Herrschaft berührt. Immerhin ist der französische Staat derjenige, der auf dem Wege zum modernen Staatsbegriff am meisten fortgeschritten ist und am frühesten anfängt auch die geistigen Interessen seiner Untertanen in bestimmt vorgeschriebene Bahnen zu lenken. Es ist kein Zweifel, daß die Maßnahmen, die Ludwig XIV, nach der durch Krieg und Diplomatie, mit Gewalt und List endlich durchgeführten Einverleibung fast des ganzen Elsasses, auf religiösem Gebiete zugunsten des Katholizismus in die Wege leitete, auch den Zweck hatten, das Elsaß national umzugestalten. Aber der Staat des ancien régime konnte dies Ziel nicht erreichen. Natürlich nahm im Elsaß die Zahl der Franzosen französischer Muttersprache zu; zahlreiche Soldaten, Beamte und Geschäftsleute setzten sich fest, aber das alte Elsaß blieb so gut wie unberührt. Französisches

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und deutsches Wesen flossen wie zwei Ströme aus verschiedenen Grundstoffen und mit verschiedener Farbe neben einander her; sie berührten sich wohl, aber sie durchdrangen sich nicht, bis Stürme von unerhörter Gewalt sie von Grund aus aufwühlten und durcheinander schüttelten und etwas Neues hervorbrachten, die in ihrer Eigenart so schwer zu fassende Kultur des Elsasses vor 1870.

Die hier kurz umrissene allgemeine Entwicklung des Landes spiegelt sich in seiner Literatur wieder. In älterer Zeit ist das Elsaß auch geistig durchaus eine Provinz des Deutschen Reiches. Vor tausend Jahren entstand in dem damals allerdings noch zum Speyergau gehörenden Weißenburg die Evangelienharmonie Otfrieds, das große Werk, das bewußt die Sprache der Franken, die deutsche, zu Ehren bringen wollte und den Endreim in der deutschen Literatur zum Siege führte; als die Hohenstaufen in Hagenau Hof hielten und von den Burgen des Wasigenwaldes zu ihren großen Heerzügen über die Alpen und ins Morgenland ausritten, sang Gottfried sein süßes Lied von Tristan und Isolde, erklang auch hier der Minnesang in den schönen Lauten, in denen unsere großen Heldengedichte gesungen wurden, und im sechzehnten Jahrhundert sind von hier die Werke ausgegangen, die den lautesten Widerhall in deutschen Landen und darüber hinaus fanden, das Narrenschiff Sebastian Brants, die bissigen Streitschriften Murners und die oft wunderlichen, aber immer geistreichen Erzeugnisse des die Sprache genial meisternden, aber auch gelegentlich mutwillig mißhandelnden Fischart, allesamt in ihren Eigentümlichkeiten durchaus deutsch. Im siebzehnten und im größten Teile des achtzehnten Jahrhunderts war trotz der französischen Herrschaft das Elsaß noch so völlig deutsche Geistesprovinz, daß es den Niedergang der deutschen Literatur mitmachte, aber immerhin mit Moscherosch und Pfeffel durchaus nicht hinter dem Durchschnitt der übrigen deutschen Landschaften zurückblieb. Das wird gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts anders; zwar sind die Elsässer auch jetzt noch im engsten Verbande mit der deutschen Literatur; wie Pfeffel mit Gellert verwandt ist, so finden Ramler und Klopstock, Blumauer und die Stürmer und Dränger Genossen im Elsaß. Aber Goethe und Schiller kommen mit ihren großen Schöpfungen nicht mehr zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

voller Wirkung: die ungeheueren Ereignisse der französischen Revolution ergriffen das Land zu unmittelbar, das Getöse des Zusammenbruchs des alten Frankreich tönte zu laut in die Ohren des Elsässers, als daß die prachtvollen Akkorde der klassischen deutschen Literatur noch hätten durchdringen können. Jetzt zum ersten Male verlor das Elsaß die Fühlung mit dem übrigen Deutschland, nicht etwa so, daß der Verkehr der andern deutschen Landschaften mit dem Lande ganz aufgehört hätte, es fand im Gegenteil noch ein beträchtliches Hinundherfluten der Bevölkerung statt; aber wer vor dem Trümmerfall der Revolution sich aus dem Elsaß rettete, ging ganz im deutschen Leben auf, und wer der glänzenden Flamme der in Paris auflodernden Freiheit entgegenflog, vergaß alles, was er in Deutschland hinter sich ließ. Was im Elsaß nach 1789 gedichtet wurde, war deutsch in der Sprache und in der Form, aber gänzlich getragen und durchtränkt von der Herrlichkeit der neuerstandenen Freiheit und durchleuchtet von dem Glanz der Siege der republikanischen und später der kaiserlichen Heere, die einzigartige Gestalt Bonapartes, des letzten und größten aller Kondottieri, wird die Sonne, um die sich die Phantasie der elsässischen wie die der Dichter aller Nationen bewegt. Damit sind wir am Beginn des Zeitraumes angelangt, der uns des näheren beschäftigen soll.

Der Elsässer des Jahres 1815 war ein ganz anderer als der des Jahres 1789. Fühlte dieser sich noch als Deutscher, wenn auch unlöslich mit dem französischen Staate vereinigt, betrachtete er, der Bewohner einer vom französischen Staate selbst als „tatsächlich fremd" bezeichneten Provinz, den Franzosen als Fremden, so ist der Elsässer von 1815 Franzose geworden; er nennt sich mit Stolz und Vorliebe einen Franzosen, wenn er auch von den Wälschen, d. h. den eigentlichen Franzosen jenseits der Vogesen wie von einer ganz fremden Nation spricht und nicht selten über kleine Gewohnheiten derselben, die dem Elsässer fremd sind, und wie der elsässische Korrespondent des Stuttgarter Morgenblatts von 1832 glaubt, es auch immer bleiben werden, spottet. Er ist stolz, dem Volke anzugehören, das durch gewaltsame Durchbrechung despotischen Zwanges für Europa eine neue Zeit heraufgeführt hat, dessen Heere auf den Schlachtfeldern Europas und des Orients die herrlichsten Taten vollführt haben; er ist

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stolz, daß aus dem Boden seines Landes eine Reihe glänzender Feldherren entsprossen ist, die die republikanischen Fahnen und die kaiserlichen Adler von Sieg zu Sieg geführt haben. Die Zeit der bourbonischen Restauration war an und für sich freilich nicht dazu angetan, die Elsässer ihres Franzosentums froh werden zu lassen, dazu war der Druck, der auf dem geistigen Leben lag, viel zu hart, und zu dem alten vorrevolutionären Königtum, das aufleben zu lassen doch das Hauptbestreben der zurückgekehrten Bourbonen war, hatten sie gar kein innerliches Verhältnis; aber die Zustände Deutschlands, wo nach dem Aufschwung, der die Befreiung von der französischen Herrschaft gebracht, und nach dem übermächtigen Kraftverbrauch, den diese gefordert hatte, sich bald eine Ernüchterung und eine ängstliche Erschlaffung einstellte, schienen erst recht nicht verlockend, und die bis auf den heutigen Tag nicht überwundene Schwierigkeit, ein vom ganzen deutschen Volke erworbenes Neuland dem damals so unvollkommen und auch heute noch so verwickelt organisierten Körper des deutschen Staatswesens einzugliedern, wurde von den Elsässern sehr bald erkannt und in Prosa und Versen dargelegt:

„Wir sähen uns dem Mutterschoß entlaufen,
Um Trost (vielleicht von früher Reu' gequält)
Bei vierunddreißig Ländern zu erkaufen."

Die tonangebenden Elsässer von damals wurden sich des Widerspruchs nicht bewußt, der in der gleichzeitigen Betonung ihres politischen Franzosentums und ihrer Anhänglichkeit an ihre angestammte deutsche Natur und Sprache lag. Es trat ja auch in diesen Anfangsjahrzehnten konstitutionellen Lebens die Notwendigkeit einer einheitlich nationalen Kultur, wie sie der moderne Verfassungsstaat in seinen aus Wahlen hervorgehenden öffentlichen Körperschaften, den Volks-, Bezirks-, Gemeinde-, Standes- und Kirchenvertretungen, in seinem zum größten Teile öffentlichen mündlichen Gerichtsverfahren usw. voraussetzt und fordert, noch nicht hervor. Dem Kaiserreich und der Restauration war an allzu großer Beteiligung der Regierten an den die Regierung angehenden Fragen nicht gelegen, das Wahlrecht war sehr beschränkt, man wußte vorlauten Mitsprechern und Beratern sehr bald den Mund zu stopfen und allzu unbescheidenem Hervortretern der deutschen Sprache schnell eine Grenze zu setzen. Die deutsch-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sprechenden Elsässer nahmen das nicht sehr schwer, augenscheinlich hielten sie das bourbonische Königtum nicht für eine dauernde Einrichtung.

Als dann mit der Julirevolution der schwerste Druck vom französischen Volke genommen wurde, als es wieder erlaubt wurde, seine politische und religiöse Überzeugung frei zu bekennen, als die äußeren Symbole der Revolution wieder zu Ehren kamen, die dreifarbige Fahne wieder entfaltet, die Marseillaise wieder gesungen werden durfte, als schließlich die Pflege der Erinnerungen der napoleonischen Zeit, die Vergötterung der Heros selbst nicht mehr verfehmt war, da schien an dem Glücke des Elsasses nichts mehr zu fehlen, zumal der Bürgerkönig bei seinem ersten Besuche in Straßburg seine Kenntnis der deutschen Sprache und seine Zuneigung zu ihr mit Geflissenheit betonte.

Aber diese frohe Stimmung dauerte bei den höher und feiner gebildeten Elsässern deutscher Zunge nicht lange. Vielen von ihnen ging allmählich die Erkenntnis auf, daß es nicht möglich sei, politisch ganz im französischen Staate aufzugehen und gleichzeitig nach Sprache, Lebens- und Weltanschauung ein Deutscher zu bleiben. Die Pariser Staatslenker ihrerseits glaubten in aller Ruhe den Stil- und Versübungen der Elsässer, die deutscher Sprache und deutscher Dichtung noch ein verstohlenes Eklein in dem Garten ihres Herzens gewahrt hatten, zusehen zu dürfen; waren sie doch sicher, daß die gewaltigen Mühlsteine des französischen Staates die wenigen noch abseits liegenden Körner deutschen Wesens auch bald ergreifen und zu französischem Mehle mahlen würden. Und im ganzen hatten sie nicht falsch gerechnet. Es liegt in der Natur des Menschen, daß, wenn er sonst das Zeug zur Mitwirkung am öffentlichen Leben in sich fühlt, er auf die Dauer nicht beiseite stehn will und sich den unabänderlich erscheinenden Verhältnissen fügt. So ging denn der größte Teil der führenden Klassen teils bewußt aus Ehrgeiz, teils von den andern mitgerissen in das Lager des herrschenden Franzosentums über, und selbst diejenigen, bei denen deutsches Wesen tief in den Kern hineinreichte, wurden schließlich schlaff und machten mit.

Es ist ganz deutlich erkennbar, daß gegen Ende der dreißiger Jahre diese Frage für viele Elsässer brennend wird. Das Geschlecht, das damals heranwächst, ist nach der Revo-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lution geboren und von den Ereignissen der napoleonischen Zeit kaum noch selbst berührt worden. Für sie fällt also die begeisternde und mit den Volksgenossen zusammenschweißende Kraft des großen Erlebnisses fort, das für das nationale Empfinden eines ganzen Lebens bestimmend wird. Für ihren Anschluß an die französische Kultur waren also meist nüchterne Verstandeserwägungen maßgebend, soweit nicht Nötigungen noch gröberer Natur jede Erwägung überhaupt ausschlossen. Andererseits ist es aber bezeichnend, daß um dieselbe Zeit, wo diese Wandlung vor sich geht, einige wenige auserwählte Geister sich mit ganz besonderer Wärme zum Deutschtum bekennen. Aber sie waren und blieben wenige und konnten den Strom der geschichtlichen Entwicklung nicht aufhalten, der zu einer Französierung, zunächst natürlich mehr in den Städten als auf dem flachen Lande, führte. Jeder Verkehr mit den Behörden erfolgte in französischer Sprache, die Geschäftsführung des Handels ging aus rein praktischen Gründen in zunehmendem Maße zu ihr über, die Wehrpflicht, die zwar nur theoretisch allgemein war, doch große Teile gerade der niederen Bevölkerungsklasse erfaßte, führte diese in die entlegensten Teile Frankreichs, die sozial höher stehenden Klassen wurden teils durch den gewöhnlichen Ehrgeiz, es im öffentlichen Leben zu etwas zu bringen, teils durch das Streben, sich zu der Höhe der französischen Kultur aufzuschwingen, deren Überlegenheit über die deutsche von ihren Vertretern damals wie nach 1870 und bis in die jüngste Zeit in naivster Selbstberäucherung angepriesen und von den deutschen Elsässern ebenso wie von anderen gutmütigen Deutschen vor wie nach 1870 angestaunt wurde, dem Deutschtum entfremdet; die Schule, und zwar in besonders überlegter Weise die Kleinkinderschule wurde in den Dienst der nationalen Aufgabe gestellt, und wenn letzterer Hebel nicht so wirksam geworden ist, wie man glauben könnte, so lag das daran, daß das vorgeschrittenste Volk Europas es bis 1870 nicht zur allgemeinen Schulpflicht gebracht hatte. Trotzdem kam es schließlich soweit, daß, wenigstens in den Städten, die Bevölkerung nur noch deutsch betete, und auch der deutsche Gottesdienst, die deutsche Predigt und Seelsorge war aufs äußerste gefährdet; war es doch zu dem eigentlich unglaublichen, übrigens auch jetzt nicht überwundenen Zustande gekommen, daß der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

katholische und der protestantische Pfarrer mit dem weitaus größten Teile seiner Pfarrkinder, die nur deutsch verstanden, die innerlichsten und tiefsten Herzensfragen in deutscher Sprache verhandelte, das Wort Gottes in deutscher Sprache verkündigte, aber diese Sprache, obwohl selbst meist den deutschsprechenden Schichten entsprossen, in seiner Familie, im Verkehr mit seinen Amtsgenossen und in der Gesellschaft verschmähte. Man könnte versucht sein, bei dem katholischen Teil der Bevölkerung eine größere Hinneigung zu Frankreich vorauszusetzen als bei der protestantischen; das ist aber im allgemeinen zu verneinen: beide Konfessionen haben sich der französischen Kultur im großen und ganzen in gleichem Verhältnis genähert, elsässische Katholiken und Protestanten wetteifern in der Anhänglichkeit an das französische Vaterland, berufene Vertreter beider Konfessionen haben noch in den sechziger Jahren sich gegen die überstürzte Einführung des Französischen in den Religionsunterricht gleichmäßig gewehrt. Für den strenggläubigen Lutheraner war es wohl schwerer, sich innerlich ganz von Deutschland zu trennen, als für den Anhänger Calvins, und die wenigen, die dem Deutschtum bis 1870 treu blieben, sind, vielleicht zufälligerweise, Protestanten gewesen. Im ganzen aber ist der Französierungsprozeß gleichmäßig fortgeschritten; wer in den dreißiger und vierziger Jahren noch deutsch geschrieben hatte, ging allmählich zum Französischen über, wenn der deutsche Gedanke auch oft durch die Risse des mühsam zusammengeflickten französischen Gewandes noch vorwitzig genug herauslugte. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Eduard Reuß im Frühjahr 1870 die Vorrede zu den Gedichten von Hirtz oder wenigstens eine solche Vorrede nicht mehr geschrieben hätte, wie im November des Jahres 1838.

II.

Wenn wir nun versuchen, die elsässischen Dichter und die elsässische Dichtung des Zeitraums von 1815 bis 1870 in die angedeutete Entwicklung der deutsch-französischen Stimmungen im Elsaß einzuordnen, so ergibt sich folgende ganz einfache Gruppierung. Einer älteren Gruppe von Dichtern, die im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts geboren ist, die teilweise

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch die Revolution, jedenfalls aber das Kaiserreich bewußt miterlebt hat, steht eine jüngere gegenüber, deren Jugend in die Zeit der Restauration und des Julikönigtums fällt. Jene sind innerlich ganz ausgefüllt von den großen Ereignissen, deren Zeugen sie gewesen sind, an denen sie zum Teil tätigen Anteil genommen haben, und besingen sie in ihrer deutschen Muttersprache, ohne sich des Zwiespalts bewußt zu werden, der zwischen den verherrlichten Helden und Ereignissen und dem Werkzeug ihrer Verherrlichung klafft; um die Sonderbarkeit dieser Dichtung zu verstehen, stelle man sich etwa Blücher und York oder Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke in begeisterungglühenden französischen Versen besungen vor. Der Grund, weshalb diesen Dichtern ihre eigentümliche Zwitterstellung nicht zum Bewußtsein kam, liegt darin, daß ihre Dichtkunst überhaupt nicht aus der Tiefe ihrer Seele schöpfte, daß sie das Dichten nicht als einen heiligen hehren Beruf, sondern als eine liebenswürdige Verschönerung des Lebens ansahen, daß sie im Grunde genommen keine Dichter waren. Es treten hauptsächlich die drei Namen August Lamey, Ehrenfried Stoeber, Karl Friedrich Hartmann hervor.

August Lamey hebt sich aus den andern schon durch seine lange Lebensdauer heraus, während deren sich seine Liebe zur Dichtung und seine Neigung zum Versemachen unverändert gleichgeblieben ist. Es wird wenige Dichter geben, die fast siebzig Jahre nach dem Erscheinen ihrer ersten Gedichte noch selbst die Freude haben, zu einer neuen Ausgabe von eigenen Poesien die Vorrede schreiben zu können. 1772 geboren, begeistert sich der Jüngling für die Revolution und legt im April 1791 als erstes Opfer auf dem Altare des Vaterlandes die „Gedichte eines Franken am Rheinstrom" nieder, in denen er, „freilich nur als Zuschauer, aber als ein Zuschauer, der bei jedem neuen Auftritte sich der lauten Äußerung seiner Empfindungen nicht enthalten" konnte, seine Begeisterung ausströmte. 1794 ließ er, um einem tiefgefühlten Bedürfnisse zu genügen, „dekadische Lieder für die Franken am Rhein" folgen. Die neue republikanische Religion entbehrte, namentlich in den deutschsprechenden Gegenden, der Gesänge, die an den statt der Sonntage eingeführten Dekadi in den Tempeln gesungen werden und „alle die großartigen, er-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

habenen Gesinnungen aufwecken könnten, die einen Staat mitten unter den Erschütterungen eines gefahrvollen Umsturzes auf den Gipfel des Ruhmes bringen". Die Überschriften der Lieder lassen den Inhalt ahnen. Neben Liedern „An den Schöpfer" und „Über die Unsterblichkeit der Seele", neben Erntelieder und Grabliedern finden wir ein „Revolutionslied", ein „Lied beim Erwachen eines Franken am Festmorgen des 14. Juli", Lieder „An die Schamhaftigkeit", „An die Gerechtigkeit" usw., und zwar sind sie zum großen Teile nach den Melodien bekannter protestantischer Kirchenlieder, aber auch nach andern damals viel gesungenen deutschen und französischen Liedern, wie „Bekränzt mit Laub" und „Allons, enfants de la patrie" gedichtet. Dabei kommen geradezu groteske Geschmacklosigkeiten heraus, wie wenn z. B. ein Lied nach der Weise: „Ein feste Burg ist unser Gott" beginnt:

Gott segne unsre Republik,
Die Republik der Franken,

oder ein anderes nach der Melodie der Marseillaise:

Hört ihr die satten Kühe brüllen?
Setzt auf ihr Horn den bunten Kranz!

Man sieht, die Schreckenszeit hat dem jungen Straßburger Versemacher, wenn nicht den Verstand, so doch den Geschmack verwirrt; denn die zuerst erwähnte Sammlung weist solche Geschmacklosigkeiten nicht auf. In ihr zeigt er sich als Schüler Klopstocks, Ramlers, Gleims und etwa Bürgers, freilich nicht reich an überraschenden dichterischen Gedanken, aber nicht ungewandt im Versbau, bisweilen glücklich in neuen Wortbildungen und im ganzen bei weiterer Ausgereiftheit zu schönen Hoffnungen berechtigend. Aber diese Hoffnungen haben sich kaum erfüllt; die erste Begeisterung der Revolution hatte ihn über sich hinausgehoben, und alles, was der Dichter in einer langen, langen Lebenszeit an Zeitgedichten, philosophischen Dichtungen, Scherzgedichten, dramatischen Gemälden, Balladen usw. noch geschaffen hat, geht über den bescheidenen Durchschnitt nicht hinaus. Zwar hat er, wie der Achtundachtzigjährige noch betont, auch in seinen spätern Gedichten, die uns hier eigentlich allein angehen, stets Wert auf korrekte rhythmische Form gelegt, die antiken Vers-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

maße mit Vorliebe und mit Verſtändnis angewandt, ſich gelegentlich ſogar in metriſchen Künſteleien nicht ohne Glück verſucht, auch die Reinheit des Reimes gewahrt, aber was den Ausdruck betrifft, ſo iſt er oft ungelenk und gewaltſam, die Wortſtellung gezwungen, der Inhalt mehr bürgerlich verſtändig als dichteriſch phantaſiereich, gelegentlich aber nicht ohne Witz und Humor, wenn auch nur ſelten geiſtvoll. Die dramatiſchen Bruchſtücke zeigen einen guten Blick für die dramatiſche Situation, ſie ſind aber ſchwach durchgeführt. Auch für das epiſche Gedicht findet er nicht die geeignete Form, ſeine dichteriſche Anlage, wenn man überhaupt von einer ſolchen ſprechen kann, iſt wie bei der Mehrzahl der elſäſſiſchen Dichter, durchaus lyriſch.

Sein Verhältnis zu Deutſchland iſt nie ſehr eng geweſen; 1791 preiſt er ſich in einem Gedicht an „Teutſchland" glücklich, daß er

„Einer auch der Geweihten
Auch ein Freier, ein Franke"

iſt, und gedenkt mit Wehmut des Landes jenſeits des Rheins, aber

„Noch vergaß nicht der Sohn gänzlich der Mutter; noch
Liebt der Franke dich auch, edles Germanien!"

Er ſchwärmt für Deutſchlands Sprache und Dichtung:

„Deine Lieder vernimmt auch der Alſatier!
Kein verächtlicher Stolz fernet ſein Herz von dir,
Ewig rühmt ſich der Franke,
Daß er Enkel Thuiskons iſt."

Augenſcheinlich fand er in dem Gedanken, daß der franzöſiſche Staat von dem deutſchen Stamme der Franken gegründet worden iſt, von ihm ſeinen Namen hat, immer wieder Beruhigung, wenn ihm gelegentlich Bedenken über ſeine Stellung zwiſchen den beiden Völkern aufſtiegen; wenn er ſich nie auch nur in Gedanken der Untreue gegen ſein politiſches Vaterland ſchuldig gemacht hat, ſo fühlte er ſich als Dichter dennoch mit Deutſchland eng verbunden, was ihn nicht hinderte, als 1840 die Fehderufe von jenſeits des Rheins erſchallen, für Frankreich in die Breſche zu treten. Über dem nationalen Gedanken ſtand ihm das Freiheitsideal, wie es dem Jüngling in den Honigmonden der Revolution

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aufgegangen war; diesem Ideal ist er unter den vielen verschiedenen Regierungen, die Frankreich von 1789 bis 1860 beglückt haben, treu geblieben und war gewiß glücklich darüber, daß ihm seine Stellung als Richter dies möglich machte und ihn den politischen Kämpfen entrückte.

Ähnlich steht es mit Ehrenfried Stoeber, der sieben Jahre jünger ist als Lamey. Er ist einer ehrenwerten gebildeten Familie Straßburgs entsprossen und hat eine in Wort und Schrift nicht ungewandte Mutter norddeutscher Abstammung, aber elsässischer Erziehung gehabt; so ist er in Gemüt und Gefühl mancher politischen Wandlung zum Trotz stets deutsch geblieben, haben sein Familiensinn, seine Religiosität, seine Auffassung von Bürgerpflichten immer deutsche Färbung behalten. Die Revolution riß schon den zehnjährigen Knaben mit; er beginnt, wie er selbst verschämt gesteht, unter dem Einfluß des berüchtigten Eulogius Schneider zu dichten, und vierzehnjährig begrüßt er im Namen seiner Mitschüler die Konventskommissare auf dem Rathaus, eine Szene, die für uns Späterlebende etwas unendlich Komisches hat. Doch diese kindliche Begeisterung verflog. 1797/8 wurde Stoeber Mitglied einer literarischen Gesellschaft, über deren Charakter wir erst in jüngster Zeit etwas aufgeklärt worden sind. Es gehörten ihr eine Anzahl später bekannt gewordener junger Elsässer, z. B. G. D. Arnold, an, und der Leiter war der etwa zehn Jahre ältere Fr. H. Redslob. Der Geist dieser Gesellschaft war nicht patriotisch französisch, wie wir aus zwei nur handschriftlich erhaltenen, in den ersten Monaten des Jahres 1800 entstandenen Heften wissen, die sich „Erholungen junger Alsatier" nennen und vermutlich der Ansatz zu einer Vereinszeitschrift werden sollten. „Heil euch, Alsatier, die auch unter fremder Herrschaft treu blieben der vaterländischen Tugend", heißt es da, und in einem zweifelsohne von Stoeber herrührenden Gedicht wird die Breusch, worunter übrigens nach damaligem Sprachgebrauch die durch Straßburg fließende Ill verstanden ist, gebeten, den „wogenwälzenden Rhenus" zu veranlassen, „daß er Frieden gebiete dem übermütigen Franzmann". Endlich schließt ein mit Sicherheit ebenfalls Stoeber zuzuschreibendes „Lied der Eingeweihten", das nach der Melodie des damals außerordentlich verbreiteten und beliebten Claudiusschen Rheinweinliedes

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Bekränzt mit Laub" gesungen werden sollte, mit folgenden Strophen:

„Doch höher schwingt empor nun eure Becher,
Gefüllt bis an den Rand!
Den Hut vom Haupt, denn wißt, ihr Herren Zecher:
Nun gilt's dem Vaterland.

Habt aber acht, daß etwa einer wähne,
Als gält's dem Franzenland;
Das Vaterland ist, ferne von der Seine,
Hier unsrer Alsa Strand.

Du, Vogesus, und deine Heldenmale,
Umkränzt vom Tannenhain,
Nehmt unser Lied! Euch klingen die Pokale
Und dir, o Vater Rhein!

Heil dir, Alsatia, und ew'ge Treue!
Dem Franzmann Haß und Hohn!
Leert, Brüder, nun nach dieser schönen Weihe
Der Gläser Legion!"

Dieses Lied, scheinbar als eine Art Bundeslied gedacht, spiegelt unzweifelhaft die Gesinnung der ganzen Gesellschaft wieder, und deren Mitglieder entstammten dem Kern der Straßburger Bürgerschaft, von der wir, worauf auch andere Anzeichen hindeuten, annehmen dürfen, daß er durch die Geschehnisse der Revolution auf die Grundverschiedenheit der eigenen deutschen Art von romanisch-keltischer Geistesbeschaffenheit hingewiesen, jedenfalls nicht für Frankreich gewonnen worden war, ebensowenig wie die Masse der übrigen Elsässer mit Ausnahme vielleicht der nicht sehr zahlreichen Gruppe derjenigen, die durch die gewaltsamen wirtschaftlichen Umwälzungen aus der Tiefe in die Höhe gehoben und zu Besitz und Ansehen gelangt waren. Der innere Übergang des größten Teils der Elsässer zur französischen Staatsgesinnung ist erst durch Bonapartes gewaltigen Aufstieg, durch seine großartige staatsordnende Tätigkeit, durch seine unerhört glänzenden Kriegstaten, an denen die Elsässer dank den ihrem deutschen Blute entstammenden kriegerischen Eigenschaften hervorragenden Anteil hatten, vollzogen worden. 1815 dichtete Arnold nach Schillers Reiterlied ein „Wehrlied für die beiden Regimenter Elsässischer Lanzenträger zu Pferd", in dem er in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

begeisterten Versen zum Kampf für die dreifarbige Fahne auffordert, und die Wendung zum politischen Franzosentum drückt sich in der ganzen späteren schriftstellerischen Tätigkeit Ehrenfried Stoebers aus, der zwar in erster Linie Elsässer, in zweiter aber durchaus nicht Deutscher, sondern Franzose sein wollte. Der bezeichnende Ausdruck für diese Gesinnung sind die oft zitierten, „Wie ich's meine" überschriebenen Verse:

„Meine Leier ist deutsch, sie klinget von deutschen Gesängen,
Liebend den gallischen Hahn treu, ist französisch mein Schwert.
Mag es über den Rhein und über den Wasgau ertönen:
Elsaß heißet mein Land! Elsaß, dir pochet mein Herz!"

Also ausgesprochener elsässischer Partikularismus, aber im Rahmen des französischen Staats.

Was seine Dichterpersönlichkeit angeht, so ist sie nicht allzu hoch zu bewerten; er bezeichnet sich selbst gelegentlich als Dilettanten. Seine Lebensanschauung ist durchaus bürgerlich, ja geradezu spießbürgerlich; sie beruht auf der Aufklärung, der der Höfling „hager und glatt", der Landmann, „fromm und bieder" war, die sich glücklich pries, daß der Kloster Pforten gesprengt und die Burgen auf den Bergen zerstört waren. Die Freuden des Lebens genoß er mit Behagen und besang sie oft nicht allzu dichterisch; die menschlichen Schwächen waren ihm weniger Gegenstand des Tadels als humoristisch-satirischer Betrachtung. Gerade diese Eigenschaften befähigten ihn besonders zur mundartlichen Dichtung; in ihr ist er zu Hause, man möchte fast sagen: schöpferisch. Im Hochdeutschen bewegt er sich, wie der Handwerker im Sonntagsrock, eckig, nicht natürlich, mit dem Bewußtsein von der Notwendigkeit der feinen Form. Daher finden wir häufig gesuchte Strophenformen und, wie feste Formeln wirkend, poetisch sein sollende Ausdrücke; alte Bekannte wie Zauberblick und Silberklang, Zephirlüfte und Ätherfernen stellen sich immer wieder ein, Cithere (Cytherea) und die Charitinnen, die Najaden und die Pierinnen ziehen immer wieder an uns vorüber. Seine Muster sind, wie die Lameys, die Dichter unserer vorklassischen Zeit; die Einwirkungen von Schiller und Goethe sind gering und rein äußerlich. Nichtsdestoweniger hat er eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in der literarischen Welt des Elsasses durch seine angesehene bürgerliche Stellung, durch seine freundlichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geselligen Eigenschaften, durch seine Neigung, sich immer wieder literarisch zu betätigen, sei es durch Gelegenheitsgedichte bei allen dazu auffordernden Anlässen, sei es durch Herausgabe von Zeitschriften, Almanachen, Taschenbüchern, zu welchem Zwecke sich immer wieder die poetischen Talente um ihn sammelten. Er ist für die geistige Verfassung des Elsasses bis 1840 typisch, typischer noch als Lamey, der sich, wie es scheint, mehr zurückhielt, auch nicht dauernd in Straßburg, dem Mittelpunkte elsässischen Lebens, weilte.

Von den Altersgenossen Ehrenfried Stoebers ist der bekannteste der oben erwähnte Arnold, dessen „Pfingstmontag" im Mittelpunkt der elsässischen Dialektdichtung steht und durch Goethes gütiges, durch glückliche Jugenderinnerungen beeinflußtes Urteil weltbekannt geworden ist. Er, der spätere Professor der Rechtswissenschaft in Coblenz und Straßburg, ist von allen seinen Altersgenossen, die dichterisch hervorgetreten sind, wohl der durchgebildetste; er hat als Student Schiller und Goethe aufgesucht, und die besten der wenigen von ihm erhaltenen Gedichte, von denen oben schon eins erwähnt ist, zeigen Spuren klassischen Einflusses, insbesondere Anklänge an Motive und Wendungen in Goethes „Euphrosyne" und Schillers „Spaziergang". Die übrigen Mitglieder der literarischen Gesellschaft von 1797/98 sind dichterisch kaum mehr hervorgetreten.

Politisch auf gleichem Standpunkte wie diese Dichter steht eine um etwas jüngere Gruppe von Dichtern, von denen der begabteste unzweifelhaft Karl Friedrich Hartmann war. Er hat die Revolution nicht mehr bewußt erlebt, aber in sein empfänglichstes Lebensalter fällt die große Zeit des Napoleonischen Kaisertums und sein tragischer Untergang, und das ist für sein ganzes Leben bestimmend geworden. Bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen entstammend, arbeitete er sich zu behäbigem Wohlstand hinauf, der ihm die Möglichkeit und die geistige Freiheit gab, seinen dichterischen Neigungen zu folgen. Zwei Kräfte sind es, die seine Dichtung ausschließlich tragen: das Behagen an gut straßburgisch bürgerlichem Dasein und die Begeisterung für den französischen Kriegsruhm. Die 1848 erschienene letzte Ausgabe seiner Gedichte bringt als Titelbild eine blauweißrote Fahne, die in dem mittleren weißen Felde eine goldene Leier zwischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dem Adler Napoleons und dem auf einem Rutenbündel sitzenden gallischen Hahn und darunter auf rotem Bande den Namen Béranger zeigt; unter dem Inhaltsverzeichnis erscheint die Bildsäule Straßburgs, wie sie auf der Place de la Concorde in Paris steht. Das sind die Symbole und Zeichen, unter denen Hartmann dichtet. Napoleon ist für diese ganze Richtung nicht der Bezwinger der Revolution, nicht der Gewaltherrscher, der nicht nur Frankreich, sondern den größten Teil Europas trotz konstitutioneller Formen unbeschränkt seinem Willen dienstbar machte, sondern der Erfüller der großen Gedanken von 1789 und in diesem Sinne ein Herold der Freiheit. Daher die uns so widerspruchsvoll erscheinende Begeisterung sowohl für Napoleon als für die Freiheit. Hartmann ist ein glühender französischer Patriot, der mit Heftigkeit, ja mit Erbitterung das politische Deutschtum ablehnt, so sehr er die deutsche Sprache, in der er dichtet, liebt. Er empfindet das nicht als Widerspruch, und wenn sich einmal ein Zweifel in ihm regt, so wehrt er sich mit aller Kraft dagegen, und die Bezeichnung Zwitterland für das Elsaß weist er entrüstet zurück.

„Ein Frankenherz und deutsche Sprach'
Sind dem Alsaten keine Schmach,
Wie's auch die Fremde deute."

Die politischen Vorzüge des französischen Staates sind es, wegen deren das Elsaß sich glücklich preisen muß, von Deutschland getrennt zu sein, ohne daß deswegen im Herzen der Elsässer Haß gegen Deutschland zu herrschen braucht. So wenig er Deutschland zu hassen sich bewußt ist, so wenig begreift er den Franzosenhaß der Deutschen, gegen den eine ganze Gruppe seiner Gedichte gerichtet ist. So sind die große Mehrzahl seiner Gedichte politischen, patriotischen Inhalts, während die übrigen seinem engeren Vaterlande und seiner Vaterstadt gewidmet sind und Ereignisse von örtlicher Bedeutung besingen.

Der hier skizzierte Inhalt der Gedichte Hartmanns läßt vermuten, daß deren eigentlicher dichterischer Gehalt nicht sehr groß ist. Und das ist tatsächlich der Fall. Dagegen zeugen sie von gesundem Verstand, von Menschenkenntnis und praktischer Lebensweisheit und entbehren oft nicht einer gewissen eindringlichen Kraft und glücklichen Humors. Die Sprache ist gedrängt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und kraftvoll, oft etwas gewaltsam gehandhabt, am treffendsten dann, wenn er aus innerster Erregung heraus dichtet, wie in den Gedichten, die „dem deutschen Franzosenhasse" gewidmet sind. Bei dem durchaus französischen Empfinden kann es nicht überraschen, daß das Französische danach strebt, auch die Form zu ergreifen, daß es gewissermaßen von Innen nach Außen drängt, und tatsächlich finden sich unter Hartmanns Gedichten auch einige wenige in französischer Sprache. Es ist hier das eingetreten, was ein scharfsinniger französischer Beobachter als notwendiges Schlußglied der Entwicklung dieser Art von deutscher Dichtung im Elsaß, und da er keine andere kannte, der deutschen Dichtung im Elsaß überhaupt vorausverkünden zu können glaubte.

Es ist der Literarhistoriker Saint-René Taillandier, der dieses Urteil äußerte. Er hatte in den dreißiger Jahren in Heidelberg studiert, war von 1841 bis 1843 Professor in Straßburg gewesen und dadurch mit den Verhältnissen des Elsasses vertraut geworden; seit 1843 lehrte er in Montpellier. Die Ausgabe, die Lamey im Jahre 1856 von seinen Gedichten veranstaltete, gab ihm Veranlassung zu einem kurzen Aufsatz über die geistige Verfassung des Elsasses in der Revue des deux mondes, der für uns von höchstem Interesse ist. Er beginnt mit der Feststellung, daß das Elsaß eine der interessantesten Provinzen Frankreichs sei, weil es „deutsch durch die Gewohnheit seines Geistes, mit seinem Herzen durch und durch französisch" sei. Seine Aufgabe sei die geistige Vermittlung zwischen den beiden großen Kulturvölkern; er entwickelt also das Brückenideal, das die Französisch-Elsässer bis auf den heutigen Tag, wohl nicht immer ganz aufrichtig, als die Mission des Elsasses angepriesen haben, ohne zu bedenken, daß sie sich damit von der höchsten Aufgabe, selbst schöpferisch in Wissenschaft und Kunst zu sein, ausschlossen. Während aber, fährt Taillandier fort, die elsässischen Männer der Wissenschaft deutsches Gedankengut in französischer Sprache dem französischen Volke vermittelten, habe die Dichtkunst, obwohl sie von ganz französischen Gefühlen getragen sei, die Heimatsprache bewahrt, und dadurch befinde sie sich in einer schmerzlichen Lage: Deutschland könne unmöglich mit ihnen sympathisieren, und Frankreich, dessen ergebene Söhne die Dichter seien, kenne nicht einmal ihre Namen. Daher bezeichnet er Lamey mit Nach-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

druck als den letzten Dichter des Elsasses; denn, so begründet er dies, die Empfindungen, die das Land beseelen, sind entschieden zu französisch, als daß künftighin der Gebrauch einer fremden Sprache nicht ein schreiender Widerspruch wäre. Die Würdigung der Gedichte Lameys ist sehr wohlwollend, teilweise jedenfalls wegen ihres französischen Gehaltes, teilweise aber auch deswegen, weil der Franzose das, was wir in ihnen vermissen, den Naturlaut einfachen seelischen Empfindens, nicht vermißte, und weil er das in ihnen fand, was für den weitaus größten Teil der französischen Poesie charakteristisch ist: verstandesmäßige Reflexion, rednerische Sentimentalität und korrekte Form.

III.

Saint-René Taillandier war im Irrtum: Lamey war nicht der letzte deutsche Dichter des Elsasses. Er irrte sich, weil seine Voraussetzung falsch war. Dichter, die, wie Lamey, Ehrenfried Stoeber und Karl Friedrich Hartmann, politisch begeisterte Franzosen waren und deutsch dichteten, brachten die deutsche Sprache noch aus einer früheren Entwicklungsstufe des Elsasses mit; sie dichteten deutsch, weil sie nicht anders konnten. Ihre Nachfahren, die unter ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen waren, konnten und mußten, das sah Taillandier ganz richtig, für ihre französisch gedachten und empfundenen Gedichte die französische Sprache wählen und haben es getan. Aber dem klugen Beobachter, der seit 1843 in Südfrankreich weilte, war es entgangen, daß seit kurz vor 1840 im Elsaß eine rückläufige Bewegung eingesetzt hatte, die von einer Gruppe getragen wurde, die zwar klein war, aber die besten dichterischen Talente des Elsasses in sich schloß. Der frische Wind der Julirevolution, der an den Frühlingssturm der großen Revolution gemahnte und die alten Herzen wieder jung werden, die jungen höher schlagen ließ, der die großen Erinnerungen der Kaiserzeit wieder belebte und die Dumpfheit konfessioneller Unduldsamkeit und politischer Rückschrittlichkeit verjagte, trieb in den dreißiger Jahren das Schifflein des jungen Elsaß mit vollen Segeln in den großen Strom des französischen Lebens hinein, auf dem es sich inmitten der zahlreichen und stattlichen Genossen stolz und froh wiegte. Aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gerade die tieferen, sinnigen, auserwählten Naturen, die nicht mit dem Strom zu schwimmen pflegen, wurden bedenklich. Gab man nicht ein wundervolles Erbe alter Kultur auf, um dafür zunächst doch nur die Äußerlichkeiten einer andern, allerdings ebenfalls sehr wertvollen Kultur zu erringen? Es gab doch noch andere Güter, die vielleicht ebenso schwer oder noch schwerer wogen als erträgliche politische Verhältnisse. War es nicht ein kühnes Wagnis, ein Volk, das nicht bloß von Abstammung deutsch war, sondern auch anderthalb Jahrtausende lang an allen äußern und innern Geschehnissen des deutschen Volkes teilgenommen hatte, das in allen seinen Fasern mit deutschem Geiste durchtränkt war, einer Kultur zuzuführen, die aus ganz andern Voraussetzungen erwachsen, von ganz andern Menschen geschaffen, sich der des Elsasses vielleicht gar nicht anpassen ließ? Handelte es sich wirklich nur darum, wie die Befürworter der Wandlung sich ausdrückten, eine einzige Generation zu opfern, d. h. nur sie durch die gewaltsame Umformung unfruchtbar zu machen? Mußten nicht vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe das Land den Segen dieser Wandlung zu spüren bekam?

Diese Fragen stellten sich damals eine Reihe hervorragender Elsässer und beantworteten sie in verschiedenem Sinne. Männer des praktischen Lebens, der Technik, der exakten Wissenschaften und auch manche andere beantworteten sie in französischem, dichterisch veranlagte Naturen, Männer der Geisteswissenschaften, insonderheit der Theologie, d. h. also solche, deren Beschäftigung sie in die Tiefe des Gemüts führte, in deutschem Sinne; manchem wurden sie zum Gegenstand eines lebenslänglichen Konflikts. Das Leben und die Gestalt Ludwig Spachs sind hierfür ein ergreifendes und erschütterndes Beispiel; er hat den Zweisprachen- und Zweiseelenkonflikt in sich in peinigendster Weise durchgekämpft und ist eigentlich nie damit fertig geworden. Er war unzweifelhaft eine höchst fein organisierte Natur von äußerster Reizbarkeit und Eindrucksfähigkeit und besaß damit die erste Bedingung für dichterisches Schaffen, und die deutschen Dichtungen seiner Jugendzeit — und dieser gehören sie eigentlich sämtlich an — zeigen ein glückliches Erfassen der dichterischen Gelegenheit, warme Empfindung, ja oft glühende Leidenschaft. Aber mit 23 Jahren kam er nach Paris in ganz französische Umgebung und in den Bann-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kreis der französischen Literatur, und der Widerstreit deutschen und französischen Wesens, der schon vorher in ihm wach gewesen sein wird, wurde quälender und ist für ihn, wenn überhaupt, erst im Jahre 1870 zur Ruhe gekommen. In wenigen kurzen Sätzen gibt die Vorrede zur Ausgabe seiner Gedichte, mit der er 1839 gewissermaßen die Schlußbilanz seiner deutschen dichterischen Tätigkeit zog, von seinen innern Kämpfen Kunde; sie lassen von deren Schwere und Tiefe wohl nur wenig ahnen. Sie lauten:

„Die Gedichte, die der Verfasser hier nicht ohne Scheu und mannigfaches Bedenken dem Publikum zu übergeben wagt, sind nur Fragmente und Überbleibsel einer fern hinter ihm liegenden Zeit, auf die sein sehnsüchtiges Auge wie auf ein verschwundenes Traumparadies zurück sieht. Mächtige, weit außer dem Bereich der Willenskraft fußende Umstände haben den Mann mehr oder weniger dem Treiben seiner Jugend entfremdet; gewaltsam hinüber geführt über die Berge, hat er es nicht nur erprobt, wie bitter das Salz auf fremdem Brote schmeckt — ein anderes Übel entsprang noch für ihn aus seiner Verpflanzung in die Hauptstadt, ein unseliges Schwanken zwischen zwei sich feindlichen Sprachen. Wohl hätte solche Lage das Genie dazu angespornt, auf doppelter Laufbahn sich Palmen zu erkämpfen; dem höchst untergeordneten Talente aber bereitete sie den Untergang.

Im Doppelringen zersplitterten sich des letztern Kräfte; bald nach Osten, bald nach Westen gekehrt, hatte seine literarische Tendenz keinen festen Haltpunkt mehr; Aufmunterung und Teilnahme, die Lebensatmosphäre des Dichters, fehlte; die Morgenröte alsatischer Erinnerung drang mühsam durch den Dunstkreis, der zwischen den Hügelreihen von Montmartre und St. Geneviève, im Sommer und Winter, Jahr aus, Jahr ein, gewitterbrütend sich lagert; die Glockentöne der Kindheit verhallten nach und nach im Wogen und Brausen der Völkerstadt. — Es ist in jeder Lebenslage eine schwierige Aufgabe, doppelten Pflichtansprüchen Genüge zu tun; unauflöslich aber wird ein solches Problem, wenn es sich um geistige Tendenzen handelt, die ihrer Natur nach schwer zu vermitteln sind. Der Sänger nachstehender Jugendelegien und Reiselieder nährte in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seiner Brust lange und gleichzeitig eine Zwillingsliebe für die gallische und die deutsche Muse, und lernte allzuspät einsehn, daß es sich mit solcher idealen Huldigung wie mit der irdischen Brautbewerbung verhalte, welche letztere auch ein einziges Ziel unverrückt verfolgen muß, wenn sie der Erfüllung ihrer Wünsche teilhaftig werden will."

Spach war also zur Erkenntnis der inneren Unmöglichkeit der Doppelkultur gekommen, und hatte sich für eine der beiden und zwar für die französische Kultur entschieden, so sonderbar es auch anmuten mag, daß diese Entscheidung zugunsten des Französischen von einem deutschen Dichter in der Vorrede zu seinen Gedichten ausgesprochen wird. Aber schon im Jahre vorher — jene Vorrede ist in Paris geschrieben und vom 23. März 1839 datiert — hatte Spach sein Glaubensbekenntnis abgelegt. Seit Ende 1837 erschien eine Wochenschrift unter dem Titel Album Alsacien, zunächst ein Vierteljahr lang deutsch und französisch, dann nach Vereinigung mit einer seit kurzem bestehenden Revue de l'Alsace littéraire, historique et artistique, nur französisch. In einer der ersten Nummern der so aufgefrischten Zeitschrift, die nicht besser, aber durchaus auch nicht schlechter war als manche andere kurzlebige örtliche Veröffentlichung, verkündete Spach unter dem Decknamen Louis Lavater, den er unter alle seine schöngeistigen Werke, französische und deutsche, zu setzen pflegte, bei Gelegenheit der Anzeige zweier deutscher Werke, des Epos „Rappoltstein" von G. Dürrbach und der Alsabilder von den Brüdern Stoeber, in beredten Worten seine Ansicht über das elsässische Sprachen- und Kulturproblem.

„Wenn wir", so heißt es hier, „diese beiden Werke in einer Besprechung vereinigen, so geschieht das nicht ohne Absicht, obwohl das eine in einem dünnen Bändchen nur elsässische Sagen und Überlieferungen in Balladenform enthält, während das andere eine langatmige epische Dichtung bietet. Diese fast gleichzeitige Veröffentlichung von deutschen Versen scheint uns ein Zeichen der recht merkwürdigen Tatsache, daß es trotz der sich langsam, aber unaufhaltsam vollziehenden, immer enger werdenden geistigen Verbindung zwischen Frankreich und dem Elsaß immer noch vereinzelte Geister gibt, deren dichterische und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

philoſophiſche Entwicklung ſich in der deutſchen Gußform vollzieht. Unſere Bemerkung wäre von geringerer Bedeutung, wenn ſie ſich nur auf den Verfaſſer des „Rappoltſtein" beziehen ſollte, einen Mann in reiferem Alter, deſſen geiſtige Entwicklung unter ganz andern Umſtänden erfolgt iſt, als diejenigen ſind, die auf das heutige Geſchlecht wirken; aber die beiden Brüder, die die Ergebniſſe ihrer gleichgerichteten Geiſtesthätigkeit unter gemeinſamer Hülle vereinigt haben, ſind, wie wir hören, noch jung; jedenfalls gehören ſie zu der Schicht unſerer Landsleute, die die franzöſiſche Sprache in den Liedern von Béranger, den halbdeutſchen Elegien von Lamartine und den Meſſéniennes von Caſimir Delavigne lieben gelernt haben.

„Iſt dieſe Beharrlichkeit, unſere Gedanken in deutſche Form zu gießen, etwas Gutes oder etwas Übles? Soll man deutſche Dichter auf franzöſiſchem Boden ermutigen oder mit allen Mitteln junge, von Idealen geſchwellte Herzen zurückhalten, die an der ſprachlichen Vergangenheit unſeres Landes hängen, ſich an ſeine poetiſchen Erinnerungen klammern und die Töne ihrer Leier über den Rhein hinüberklingen laſſen, da die Zuhörerſchaft auf dem heimiſchen Boden zu wenig zahlreich iſt? Ich erinnere mich ſehr gut, daß vor etwa 16 Jahren mir eine hochgeſtellte, ſehr urteilsfähige Perſönlichkeit in dieſer Angelegenheit folgendes ſagte: „„Mein lieber Herr, Sie machen deutſche Verſe; das iſt gut und ſchön und eine Verſtandesübung wie manche andere; übrigens ſind ihre Gedichte gar nicht ſchlecht"" ... Bei dieſen Worten rieb er ſich die Hände, fuhr dann mit einer unnachahmlichen ſpöttiſchen Bewegung ſeiner linken Hand unter ſeinem Kinn durch und rieb ſich ſeinen Bart, um die ironiſchen Zuckungen ſeiner Lippen zu verdecken. „„Ihre Gedichte ſind tatſächlich nicht ſchlecht"", fuhr er fort; „„wenn ſie in Berlin, München oder Stuttgart geboren wären, hätten Sie Ausſichten für die Zukunft, aber hier in Straßburg, wozu ſoll Sie das führen? Hier verdirbt man ſich den Magen an Gänſeleberpaſtete, aber man kauft doch keine deutſchen Verſe! Man lacht im ſtillen über die, die ſolche machen, und hat eine geringe Meinung von ihrem Verſtand. Sie beabſichtigen bald nach Paris zu gehen; wenn Sie dort als deutſcher Dichter auftreten, ohne eine große Berühmtheit mitzubringen, ſo dreht man

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ihnen den Rücken, und zwar mit Recht; wenn Sie aber als ein bescheidener junger Mensch dort ankommen, der sich durch seine Arbeit eine Laufbahn eröffnen will, so werden Sie bitter bereuen, daß Sie Ihre besten Jahre damit zugebracht haben, Längen und Kürzen in einer fremden Sprache abzumessen. Glauben Sie mir und ziehen Sie Vorteil aus meiner alten Erfahrung: ich habe dieselbe Torheit begangen wie Sie, ich habe deutsche Verse gebaut, aber

ich hütete mich wohl, den Menschen sie zu zeigen.""

„Mein würdiger Freund sagte allerdings nicht ganz die Wahrheit, er hat nämlich ein dichterisches Werk veröffentlicht, das vom Straßburger Publikum sehr freundlich aufgenommen worden ist; allerdings war es in Elsässer Mundart und wurde zum Besten der von den Verbündeten verbrannten elsässischen Dörfer verkauft, so daß Lokalpatriotismus, Mitleid und Nächstenliebe als Geleit und als Schild für die Dichtung diente, um die man sich nicht gekümmert hätte, wenn sie ohne jenes Geleit aufgetreten wäre. Wie dem auch sei, ich versprach meinem verehrten Gönner, seinen Rat zu befolgen, und hielt mein Wort in dem Sinne, daß jener Ausspruch des Alcest mir unerschütterliches Gesetz blieb; was aber die grausame Entsagung anging, die er von mir gefordert hatte, so konnte ich mich nicht dazu entschließen. Ich fuhr fort für mich in der Sprache zu dichten, die der liebe Gott mich durch Schillers Vermittlung früher als die des Racine gelehrt hatte, ich fuhr fort, meine Freuden und meine Schmerzen — letztere etwas häufiger als jene — zu singen, wie der Vogel in der Tiefe der Wälder singt, gleichgültig, ob man ihn hört oder nicht..... Ich bitte meine Leser um Entschuldigung, wenn ich mir die große Freiheit nehme, von mir selbst zu sprechen; mögen sie mir dieses wortreiche Selbstbekenntnis gestatten dem lehrreichen Schluß zuliebe, der sich aus ihm ergibt.

„So lange ich in Straßburg unter den weichen väterlichen Flügeln lebte und die Luft deutschen Wohlwollens einatmete, machten sich die üblen Folgen meiner einsamen Dichtereien nicht bemerkbar; die Literatur von jenseits des Rheins führte meinem Geiste die nötige Nahrung zu, und so war es mir leicht, mich in meinen Gedanken vor ein deutsches Publikum zu stellen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Gedanken meinen jugendlichen Weltschmerz vor deutschen Ohren zu singen, in Gedanken den Weihrauch einzuatmen, den deutsche Kritiker vor meiner elsässischen Nase aufsteigen lassen würden. Aber als dann die Vogesen, die lothringische Hochebene und das Tal der Marne mich erst von den Getreidefeldern und den Nußbäumen meiner lieben Heimat trennten, als die feine Sprache der Pariser Salons die heimische Mundart und das literarische Deutsch vollständig verdrängte, kurz, als das Französische mein ganzes Sein durch die Bücher, in der Unterhaltung, bei den Pflichten des Tages und den Erholungen des Abends in Besitz nahm, stellte sich in meinem verwirrten Kopf der eigenartigste Zwiespalt ein, ein Zwiespalt, den ich nur dem Zusammenfluß zweier Wasserläufe von derselben Kraft vergleichen kann, die sich lange sträuben, ihre Wasser zu vermischen und ihre Strömungen zu vereinigen. Die Gewohnheit, meine geheimsten Gedanken in eine Deutschland entlehnte dichterische Form zu gießen, diese Gewohnheit oder, um mich richtiger, wenn auch anspruchsvoller auszudrücken, diese gebieterische Notwendigkeit war da, war in der Tiefe meines Herzens eingewurzelt, unzerstörbar wie eine Schmarotzerpflanze, wenn man will, aber eben unzerstörbar; andererseits fiel der befruchtende Tau des Himmels nicht mehr auf die Blätter dieser zähen Pflanze, die verwelkte, ohne absterben zu können. Die ursprüngliche Eingebung, die deutsch war, nahm mit der fremden Sprache, die wie eine feindliche Eroberin eindrang und sie zu ersticken drohte, den Kampf auf; sie rief ihr mit aller Kraft der Kindheits- und Jugenderinnerungen zu: Du wirst mich nicht töten! Und die Herrin des Ortes, die französische Tyrannin, ging darüber hinweg, ohne diesen Verzweiflungsschrei zu hören; langsam, unwiderstehlich zwang sie sich durch die Macht der Verhältnisse auf und verlachte die arme, schüchterne, schlecht genährte, erbärmlich gepflegte Fremde. Und trotzdem kämpfte die deutsche Gedanken- und Gefühlswelt mit dem Mute der Verzweiflung; endlich des Kampfes müde, wurde sie still und versteckte sich in den hintersten Schlupfwinkeln der Seele, zu denen auch die gewalttätigsten Unterdrücker niemals gelangen. Aber das Feld, auf dem dieser innere Kampf ausgefochten worden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

war, blieb unfruchtbar; die beiden feindlichen Sprachen hatten sich gegenseitig neutralisiert.

„Wie oft auf meinen einsamen Gängen in den endlosen Straßen der Hauptstadt, wie oft auf den Teppichen ihrer Salons, wo meine Gedanken schmählich verpufften, weil sie nicht imstande waren, sich schnell die passende Form zu schaffen, wie oft in der nagenden Stille langer, grausamer schlafloser Nächte habe ich mich der prophetischen Worte meines wohlwollenden Gönners erinnert, der mich nicht mehr die Wahrheit seiner Mahnungen verkündigen hört. O, wenn ich zu rechter Zeit das deutsche Joch hätte abschütteln können, hätte ich mir zweifellos viel Mißgeschick ersparen können, das ich niemals jemandem anvertraut habe und anvertrauen werde; meine Laufbahn hätte eine andere Richtung genommen ....

„Ich möchte, daß diese Erfahrung aus meinem Leben denjenigen unter meinen jungen Landsleuten als Lehre diente, die versucht sein könnten, einen dem meinen ähnlichen Weg zu verfolgen, auf die Gefahr hin, an denselben Klippen zu scheitern; allerdings glaube ich von vornherein, daß ich niemanden zu meiner Meinung bekehren werde, die für mich ein Glaubensartikel geworden ist. Gott verhüte, daß ich ihnen raten wollte, die Begeisterung, den schönen Wahn, der der Jugend so gut steht, zu ersticken; fern sei mir der Gedanke, unser altes Erbe von deutschen Gefühlen, die Wahrhaftigkeit, die Liebe zum Ideal, die Religiosität, die trotz allem, was man sagt, noch in den Herzen vieler leben, zu verachten; Unglück komme über mich, wenn ich das Studium der großen deutschen Dichter verbieten wollte, die die wohltönendsten Saiten der Äolsharfe, die man Seele nennt, zum Klingen bringen; aber ich werde nicht aufhören von den Dächern unserer Häuser, am Eingang unserer Hochschulsäle und vor den bescheidenen Zimmern, in denen der einsame Student wohnt, zu predigen, daß der einzige Rettungsanker für unsere literarische Jugend in der französischen Form, in der Pflege und im Gebrauch der französischen Sprache ruht."

Dieses mit dem Herzblut geschriebene Glaubensbekenntnis rief eine heftige Gegenbewegung hervor. Man übersah die schmerzliche Entsagung, die aus jeder Zeile spricht, man spürte

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nichts von der tiefen Tragik, die in dem Leben desjenigen waltet, der sich durch die politischen Geschicke seiner Heimat im innersten Kern seines Wesens getroffen fühlt und zur Unfruchtbarkeit verurteilt sieht, man ging auf die Gedankengänge Spach's, die nicht so leicht zu widerlegen waren, nicht ein, man sah und erfaßte nur die Tatsache, daß ein Elsässer, wie es schien, um äußerer Vorteile willen, vor dem regierenden Franzosentum die Flagge strich und sein Deutschtum preisgab. Denn gerade in dem Augenblick, wo die Spach'sche Palinodie erschien, bereitete ein kleiner Kreis ausgezeichneter junger Leute, in deren Mittelpunkt die beiden Söhne Ehrenfried Stöbers, August und Adolf, standen, das Erscheinen einer neuen deutschen Zeitschrift „Erwinia" vor, deren erste Nummer am 5. Mai 1838, genau vier Wochen nach dem Spach'schen Herzenserguß, erschienen ist. Auf sie, die sich bei ihrem Unternehmen von einer ganzen Reihe literarisch tätiger Elsässer, z. B. auch von Lamey und Hartmann, unterstützt wußten, mußte dieser wie ein Schlag ins Gesicht wirken. Am 8. Mai schrieb August Stöber einem Karlsruher Freunde: „Das Elsaß muß deutsch fortgebildet werden, wenn ihm irgend noch ein Heil blühen soll .... Wir wollen als Elsässer unsern deutschen Charakter behalten, und sollten die Wälschen darüber des Teufels werden." Die ganze Haltung und der Inhalt der „Erwinia", die trotz ihrer inneren Tüchtigkeit leider auch nur kaum zwei Jahre gelebt hat, sind ein Protest gegen Spach. Adolf Stoebers Gedicht „Heiliger Zorn" in der Nummer vom 1. September 1838 ist gegen ihn gerichtet, und man wird nicht fehlgehen, wenn man einige sehr scharfe Spott- und Streitgedichte August Stöbers als auf Spach, den Verfasser der französischen Romane „Henri Farel" und „Le Nouveau Candide", gemünzt ansieht. In der fünften Nummer der Erwinia vom 2. Juni 1838 erschien sodann eine Absage an Spach und das elsässische Franzosentum, die nicht nur scharf — sie war es im ersten Entwurf noch mehr —, sondern auch scharfsinnig, nicht nur scharfsinnig, sondern auch warmherzig, aus heiligster Überzeugung heraus geschrieben ist. Man erkennt an der Klaue den Löwen, an der Feder den Adler: wir wissen jetzt, daß sie von dem berühmtesten Theologen des Elsasses, von Eduard Reuß, herrührt. Sie lautet:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Wir reden deutsch.

Das Wort sie sollen lassen stahn!
Luther.

„Es geht eine Fabel im Lande, und viele Leute glauben daran, daß die Zeit nahe, wo der alte deutsche Geist unseres Elsasses und mit ihm seine Sprache weichen werde vor der siegenden Gewalt der fränkischen Bildung, die seit fünfzig Jahren langsam, aber unwiderstehlich über den Wasgau hereindringe. Schon habe sich der trotzige Sinn der Städtler in die herrschaftlichen Formen der feinern Welt gefügt; schon sei durch die politische Gestaltung der Dinge das Interesse der deutschen Provinz in dem des französischen Staates aufgegangen; gleiche Kämpfe, gleiche Siege, gleicher Ruhm haben, wie die Namen beider Stämme in der Geschichte, so ihre Herzen im Leben verbunden; Pariser Mode in Rede, Kleid und Geschmack sei der einzige Laufpaß für jeden, der etwas werden wolle; die französische Sprache schreite unaufhaltsam von Eroberung zu Eroberung in unsrer Mitte; die Bauernkinder lernen sie in den Dorfschulen und ihre Brüder und Väter in den Kasernen und vor dem Assisengericht; die deutsche Literatur schwinde aus unsern Leihbibliotheken; unsre Klassiker holen wir uns in der Hauptstadt; George Sand und Paul de Kock haben Schiller und Goethe vom Throne gestoßen; unser ganzes geistiges Dichten und Trachten modle sich mehr und mehr nach dem gallischen; ja auch die ernste Wissenschaft (Gott besser's!) vertausche die altertümliche deutsche Gravität mit der modernen, gefälligen Leichtigkeit der französischen Methode. Die Gebildeten seien vorangegangen; das Volk, das gemeine, müsse und werde nachziehen auf der breiten Heerstraße, und nur einzelne Geister, welche ihre Zeit nicht begreifen, von der Geschichte sich nicht belehren lassen und in dünkelhaftem Wesen ihre Kräfte überschätzen, nur solche hegen noch die schwärmerische, kindische Hoffnung auf eine Zukunft deutschen Volkstums, deutscher Bildung, deutscher Sprache im Elsaß.

„Laut genug und höhnend zugleich treten uns diese Worte entgegen überall, wo wir mit der von unsern Vätern ererbten Rede und Meinung herausrücken. Aber nicht genug, daß die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von drinnen, die sich aus langer böser Gewohnheit immer noch als unsre Herren geberden, es uns als Staatsverbrechen anrechnen, daß wir noch deutsch können (wir lassen sie plaudern!), auch unter uns gibt es Abtrünnige, die, wenn sie ein paar Jahre Pariser Luft geatmet und im Salon zur Lehre gegangen, als Meister heimkommen und sich baß wundern, daß — es bei uns noch eine deutsche Literatur gibt. Da rezensieren sie denn, nicht etwa unsre deutschen Dichter, sondern unsre Sprache; fragen sich mit komischem Ernste, ob sie jene Dichter ermutigen oder zurückhalten sollen, als wenn diese sie um Rat gefragt hätten; seufzen, daß das jüngere Geschlecht sich an die „linguistische Vergangenheit" (!) unsrer Provinz hänge und an deren poetische Vorzeit anklammre, als wenn unsre deutsche Sprache eine tote wäre, deren gelehrtes Studium allenfalls einem rostigen Philologen anstünde, deren Gebrauch aber nicht dem heitern Freunde der Muse geziemte! Für den alsatischen Dichter sei kein Heil, als daß er französisch schreibe; Pariser Modedichter sollen ihm Vorbilder sein, an ihnen soll er sich erheben und begeistern. Gerechter Himmel! Reiner Vaterlandssinn soll sich erholen an solch hohlem, götzendienerischem Afterliberalismus! Fromme Gemütlichkeit, die schönste Krone des Sängers, an solch unheiliger Leichtfertigkeit sich begeistern! Diese sollen uns beten und lieben lehren! Diese uns patriotische Lieder einhauchen!

„Und doch sind wir Toren, daß wir deutsch singen wollen! In Straßburg, predigen unsre Rezensenten, kaufe man keine deutschen Verse: in Straßburg esse man lieber Gänseleberpasteten und lache die deutschen Poeten aus! Ja wohl, das tut man! Aber wem die Pastete lieber ist als das Gedicht, der lebe wohl daran und esse sich satt, er darf den Dichter ungelesen lassen! Er soll ihn ungelesen lassen! Französische Romane gehen vielleicht besser zur Pastetenliteratur; wir wollen's nicht neiden!

„Doch lassen wir dies! Daß die Lebenden hart aneinander geraten, ist tägliche Erfahrung, ist der Fluch des Lebens. Jeder kämpft für seine Sache, für seine Meinung und braucht scharfe Waffen, die er mit Eifer und edlem Zorne führt, aber ehrliche! Was sollen wir aber sagen, wenn auch Streiche gegen unsere Toten geführt werden? Luftstreiche freilich, aber unziemliche!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zürne nicht, Arnold, wenn ich deinen Namen herabbeschwöre, daß du mir helfest, unser gutes Recht wahren. Genannt haben sie dich zwar nicht, sie wagten's nicht; aber lächerlich haben sie dich machen wollen (und sich zugleich) und geschrieben: deinem Gedichte, dem deutschen, volkstümlichen, hätte das Elsaß auch die Türe gewiesen, wenn es nicht unter der Firma eines christlich-milden Zweckes für sich und andre Erbarmen erregt hätte! Pfui, Landsmann! Erbarmen erregt nur so schiefes, unwitziges Urteil; die Not der Zeit, welche Arnolds Gedicht ans Licht rief, nicht aber nötig war, um demselben Eingang zu verschaffen, ist längst vorbei, und noch wird es gekauft, gelesen, genossen, und so wird es sein über unsre Tage hinaus!

„Nun aber ist es an der Zeit, zu fragen, was denn Wahres sei an jener Prophezeiung vom Untergang unsrer deutschen Bildung, an jener Warnung für die, welche sie nicht glauben? Eine Zeitschrift, welche gerade jenen deutschen Sinn wecken, erhalten, beleben will, welche in allem, was Geist und Gemüt in Anspruch nimmt, deutsche Weise mit deutscher Zunge aussprechen will, eine solche Zeitschrift muß vor allen Dingen sagen, wie sie's meine, und was sie hoffe.

„Wahr ist's, einmal, wir sind Franzosen, eng verbunden mit dem Staatsleben einer Nation, welche seit bald zwei Jahrhunderten, zuerst teils verbündet, teils regierend mit uns in Berührung kam, nun aber mit uns in eine politische Masse verschmolzen ist, also daß der deutsche Zweig, auf den französischen Stamm gepropft, durch dieselbe Wurzel seine Nahrung zieht. Vieles, was unsre Väter hochhielten, ist nicht mehr; Vieles, was sie nicht kannten, Gutes auch, Besseres vielleicht, ist aufgekommen. Alte Formen sind nicht immer eine Bürgschaft für dauerndes Glück, und die neuen, freilich unter wilden Stürmen erbauten, mit teuerm Preise erkauften, sind uns bereits wert und vertraut geworden. Politisch gesprochen sind wir Franzosen und wollen es bleiben. Wir wissen nirgends Formen außerhalb, die uns mehr anstehn könnten, im ganzen, als die wir zu Hause haben; was die unsrigen noch Mangelhaftes haben, kann sich von innen heraus organisch und gesetzlich ausbilden, es ist der Geist, der sich den Körper baut. Das deutsche Staatsleben würde uns jetzt nicht mehr zusagen: dahin können also unsre Wünsche,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unsre Rückblicke nicht gehn, wenn wir diese Zeilen schreiben, um darzutun, daß man im Elsasse noch deutsche Lieder dichten dürfe.

„Wahr ist's, ferner, daß eine solche politische Verschmelzung, wenn sie für das Ganze ersprießlich sein soll, auch in der Gesinnung des Volkes wurzeln müsse, und daß dies bei uns auch wirklich der Fall ist. Unsre kriegerischen Erinnerungen wie die Rechte, welche unsre bürgerlichen Verhältnisse ordnen, sind uns lieb geworden; beides aber knüpft das Elsaß unzertrennlich an Frankreich, beides macht die Elsässer mit der Sprache Frankreichs vertraut und gewöhnt sie an die einst fremden Klänge. Eine Antipathie gegen Frankreich existiert nicht in unserm Lande; sie hervorzurufen wäre entweder töricht und vergeblich oder gefährlich und frevelhaft. Auch dies kann also unsere Meinung nicht sein, wenn wir unsern Elsässer Dichtern ihre deutsche Redeweise erhalten wollen.

„Wahr ist's, endlich, daß in den jetzigen Verhältnissen ein Anstrich von französischer Bildung, eine Fertigkeit in französischer Rede, überhaupt eine Anbequemung an französische Form im öffentlichen Leben, nicht nur wünschenswert, sondern unentbehrlich ist. Und nicht nur wer eine „carrière" machen und sich zu Staatsämtern erheben will, braucht dies; man verlangt es mit Recht von jedem Gebildeten, und dem geringsten Bürger mag es nicht schaden. So nähern sich die Elemente der Bevölkerung und leben in friedlicher Eintracht nebeneinander, jedes seine Ecken abrundend, jedes seine Farbe mildernd, jenes nicht bis zur Stumpfheit, dieses nicht bis zum Verwischen.

„Denn in den eben genannten Verhältnissen erschöpft sich das geistige Leben eines Volkes nicht; ja, nur für sehr wenige ist darin ein wirkliches Leben gegeben; nur sehr wenige leben in der Politik und im öffentlichen Amte. Für die meisten bleibt das Staatsgesetz und die bürgerliche Ordnung eine bloße tote Form, gegen welche sie sich passiv verhalten, und mit welcher sie nur bei bestimmten Gelegenheiten in Berührung kommen. Für Tausende existiert der Staat nur, wenn sie bezahlen, das Gesetz nur, wenn sie heiraten, das Recht nur, wenn sie verkaufen, erben, prozessieren. Dies alles ist nicht das Leben des Volkes: Das geistige Leben des Volkes ist sein Glaube, seine Religion, seine Gewohnheit, seine Sitte, sein Vergnügen, sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fest, sein Lied, seine Wissenschaft, seine Geschichte. Wo das alles fehlt, habt ihr keinen lebenskräftigen, organisch sich entwickelnden Körper, nur einen Leichnam; ihr mögt wohl noch Soldaten draus machen und Abgaben erheben, aber ihr dürft auch gleich Gendarmen, Polizeidiener und Geschworenengerichte verzehnfachen, wenn die Verwesung nicht euch selbst anstecken soll. Jene Lebenssäfte vertrocknen unausbleiblich, und mit ihnen alles Bessere, Edlere, wo ihr den Zusammenhang mit der Vergangenheit unterbrecht, wo ihr dem Volke seine Sprache und Bildung stehlen wollt.

„Zwar ein junges, ungebildetes Volk mag zu seinem Frommen eine fremde, vorangeschrittene Zivilisation aufnehmen; es muß sich derselben unterwerfen, denn ihre Gewalt ist größer, als daß natürliche Roheit ihr widerstünde. Darum siegte die griechische Zivilisation über die orientalische, die römische über die gallische. Aber wo zwei Völker auf gleicher Stufe der Bildung sich treffen, gleich vorgeschritten in ihrer eigentümlichen Entwicklung, da können sie nur voneinander entlehnen, was sie mögen, ohne sich aufzugeben; keines darf im andern zerfließen, untergehn. Keines wird es, es ginge denn auch geistig und moralisch unter. Und, bei Gott, die deutsche Bildung ist der französischen noch ebenbürtig. Wir sind nicht so witzig, wir reden nicht so schön, wir sind aus gröberer Wolle gesponnen, wir fabrizieren weniger feine Sachen, wir drucken auf schlechter Papier, wir rechnen nicht so fix, wir machen weniger statistische Tabellen — ja, ja, ja, aber dafür sind uns die Menschen auch keine Zahlen geworden; wir sind treuherzig, und jeder weiß gleich, wie er mit uns dran ist; wir sind noch einer Begeisterung für das Heilige fähig; wir meinen nicht, daß die Religion für die Pfaffen gut sei, wir haben die Liebe nicht zur Galanterie entwürdigt; wir haben unsre Ideale noch nicht weggewitzelt; wir opfern nicht unser Schoßkind, die Wissenschaft, dem Moloch der Industrie; wir lächeln nicht mitleidig, wenn ein Jüngling an die Menschheit glaubt, oder wenn ein Mann sich in ihrem Dienste verzehrt; wir wollen nicht bloß scheinen, sondern sein; unsre Seele ist — ich borge den Ausdruck aus der neuesten französischen Literatur — noch nicht eine verstimmte Windharfe geworden! Wir tauschen nicht, wir dürfen nicht tauschen!!!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Fern sei es von mir, was ich hier geschrieben, jedem einzelnen Franzosen zur Last, jedem einzelnen Deutschen zum Lobe sagen zu wollen. Der Einzelne steht nie für das Ganze ein, das Ganze nie für den Einzelnen; ich sah, ich hörte die Massen, ich zeichnete sie! Haben sie sich doch selbst also gezeichnet!

„Und das ist's, was wir wollen! Das ist das Deutschtum, welchem wir huldigen, welches wir heilig halten. Nicht die preußischen Schlagbäume, nicht die hannöversche Konstitution reizen uns; zum Oktoberfest singen wir nicht, und am Zollverein haben wir kein Teil; wir haben einst unsre Privilegien auf dem Altar des Vaterlandes hingegeben; wir haben die junge Freiheit mit Leib und Gut verteidigt, ja auch dann noch, als sie nicht mehr war, in Reih' und Glied mit den Helden des alten Frankreichs unser Blut auf allen Schlachtfeldern Europas verspritzt; wir haben dann fünfzehn Jahre in den Reihen der Freunde des Gesetzes und der Freiheit gestanden; wir haben die Morgenröte des neuen Tages mitbegrüßt, welcher der Sache des Volks den Sieg zusicherte; alles haben wir mitgefühlt, alles mit durchgefochten; — es bleibt dabei! Wir trennen uns nicht. Aber von deutschem Sinn und deutscher Art lassen wir nicht. Deutsch müssen wir predigen und singen, schreiben und reden, beten und dichten. Nur unter dieser Bedingung sind wir treu und fromm, tapfer und freiheitliebend. Nehmt uns unsre Sprache — ihr erzieht euch ein Volk von Sklaven, denen ihr selbst nicht mehr trauen möget.

„Wir haben viel gegeben, viel geopfert; wir fordern nichts zurück, wir wollen nicht einmal Abrechnung halten mit dem, was wir dafür erhalten haben. Aber das Übrige sollen sie uns lassen. Unser deutsches Christentum sollen sie uns lassen und unsre Prediger nicht in Paris dressieren wollen; unsern Kindern sollen sie's nicht wehren, in derselben Sprache zu uns zu reden, in welcher wir zu unsern Vätern und Müttern geredet haben; unsre Liederlust sollen sie uns nicht verkümmern, unsre Vergangenheit uns nicht aus der Seele reißen! O, es sind viele, nicht die Häupter der Nation, nicht die, welche mit echt-politischem Blicke unter den Formen auch das Wesen zu entdecken und zu beurteilen wissen, sondern solche, denen die Formen alles sind, und die in ihrer Beschränktheit den Patriotismus und die Bürgertugend nur an Grammatik und Stil erkennen, — die möchten wohl unser

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ganzes Sein und Wesen umkehren, unsers Namens uns vergessen machen, einen Sanitätscordon von Bretagnern und Auvergnaten an den Rhein stellen, daß kein deutsches Lüftchen mehr herüberwehte, die gemalten Fenster unsrer alten Kirchen zentralisieren und unser Münster selbst, daß wir ihm alle nachzögen, mit sich fortführen und es zu einem Antikenkabinett für ihre großen Männer, zu einem Pantheon für ihre Tagesgötzen weihen oder wieder, wie voreinst, zu einem Tempel der Vernunft machen!

„Doch wir lassen diesen Gegenstand, den wir nur deswegen berührt haben, weil ein Angriff auf den Gebrauch der deutschen Sprache im Elsaß uns dazu genötigt hat. Wir wollten keine politische Frage verhandeln, und haben es auch nicht getan; der Streit ist rein literärisch und soll es bleiben; ja wir haben zeigen wollen, daß er es bleiben könne, daß die Meinungen darüber ganz frei sein können, ohne daß die politischen Verhältnisse (welche wir, so gut wie unsre Gegner, als bestehend anerkennen und festhalten) im geringsten dabei in Frage gestellt werden. Es handelt sich nicht um eine Staatssache, sondern um Reden und Gedichte; nicht um die politische Zukunft des Elsasses, sondern um die literarische Zukunft einzelner Söhne desselben. Und so schließen wir:

„Mag es wahr sein, daß wer von uns etwas werden will, vor allem ein Franzose werden müsse, ein Franzose mit Mund und Seele: wir wollen ja nichts werden, wir wollen sein und bleiben, was wir sind.

„Und so lassen wir jeden, dem's drum ist, nach der Hauptstadt ziehn und im Salon sein Glück versuchen; wir bleiben auf unserm Grund und Boden, Nahrung saugend an den unversiegbaren Brüsten der vaterländischen Natur; wir lassen's die andern auf den Dächern und in den Hörsälen predigen, daß der elsässische Jüngling, wenn er das stürmische Meer der Literatur befahren will, die französische Sprache als Notanker mitführen muß; wir beklagen die verbitterten Herzen, welche die schönern Stunden ihres Frühlings, die sie der deutschen Muse geweiht, nun als Jugendsünden beseufzen. Wir wünschen aber unserm Elsasse Glück, daß es viele Söhne hat, die an seine Zukunft glauben, und die den glänzenden Lohn, der in den Zeitungen dem Modedichter gezollt wird, willig hingeben für den bescheidnern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

reichern, dauerhaftern, für das Bewußtsein, das Schöne gepflegt, das Gute gefördert und sich selbst eine Quelle von Seligkeit in dem Wirken für's Vaterland eröffnet zu haben."

Und damit nicht genug: am 29. August, also wenige Monate darauf, schrieb Reuß die entzückende Vorrede zu den Gedichten seines Landsmanns, Stadt-, Alters- und Schulgenossen Daniel Hirtz, durch die er den anspruchslosen Versen des bescheidenen Drechslers eine unverdiente Berühmtheit verschafft hat. Nach einer kurzen Schilderung des Meistersängertums fährt er fort:

„Die alten Zeiten sind nicht mehr, die Zunftstuben sind zu gemeinen Kneipen und Garküchen geworden, die Herren Räth und Einundzwanzig sind verstummt, die Ammeister halten keine Umfahrt mehr, die gute alte freie Reichsstadt ist nicht mehr da. Zweierlei Volk lebt nun in ihren Mauern, die alte Sprache zu reden ist fast eine Sünde geworden, etliche machen schon wälsche Verse. Aber lange zuvor waren schon die Meistersänger heimgegangen und ihre Lieder verklungen. Sie hatten die schöne Kunst treulich gepflegt, aber sie hatten ihr auch beschwerliche Fesseln angelegt; der deutsche Geist hat sich stark genug gefühlt, diese Fesseln zu sprengen, und die Poesie ist wieder aus einem zunftmäßigen Handwerk eine echte, freie Kunst geworden. Die Meister blieben von da an in der Werkstatt als fleißige Bürger, und ihre Hand, an Hobel und Hammer gewöhnt, begehrte nicht mehr die leichte Feder zu führen. Eine andere Freiheit ist für sie gekommen: Jeder, der arbeiten will, ist sein eigener Herr, und die Meisterschaft erlangt sich jetzt durch die Geschicklichkeit allein, nicht mehr nach Innungsrecht und nach den Gesetzen eifersüchtiger Zunftgenossen. Da tut strenge Arbeit not und Eifer in der Kunst, die für Leben und Unterhalt sorgt: zu Reimerei und singendem Zeitvertreib ist wenig Mut und Muße übrig. Auch sind die alten Minnesinger wieder gekommen, die aus dem Singen und Dichten die große Kunst ihres Lebens gemacht haben, sie nicht vermählend mit bescheidner Handarbeit; die singen uns herrliche Lieder vor, von Natur und Liebe, von Ruhm und Freiheit, und unser Ohr ist verwöhnt und begehrt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht mehr der schwächeren Klänge, die nicht in gleich hohem Fluge sich erheben und einem minder glänzenden Nachruhm entgegen gehn.

„Es ist daher etwas Neues, vielen Fremdes, manchen gewiß Willkommenes und der Teilnahme aller Würdiges, wenn einmal wieder ein Meistersänger auftritt von altem Schrot und Korn, dem der vor fünfhundert Jahren ersungne Ruhm der Straßburger Gilde zu Herzen gegangen ist, und dem der heilige Geist der Dichtkunst Zeugnis gibt, daß er getrost vor dem Gemerke oder Meisterstuhl seiner zünftigen Mitbürger um den herkömmlichen Sängerdank der König-David-Münze werben darf. Manchen lustigen Reim hat er schon gedrechselt nach der Schrotweis und andern guten Weisen, manches wohl abgemessne Gesätz glatt abgesungen, wie die Alten sagten, manchen regelrecht geformten Stollen oder Liedervers zum minniglichen Gedichte zusammengefügt, und in kunstloser Munterkeit fielen ihm allwöchentlich über der Arbeit Reime und Strophen mancherlei von Meißel und Röhr in die Späne, die er dann am Feierabend fein säuberlich auflas und feilte und glättete und auch wohl Freunden und Gönnern auf der Herberge vorwies. Schon als zwölfjähriger Junge der Schule entnommen und zum Handwerk getan, sind seine Lehr- und Wanderjahre auch in der edeln Reimkunst längst vorbei. In die Vaterstadt zurückgekehrt, hat er viele Jahre als Geselle gearbeitet auf der liederreichen Zunftstube in der Helenengasse, wo jeden Mittwoch und Samstag uns ein lustiges Gericht von Reimen und Rätseln geboten wird. Jetzt sagten ihm die Freunde, es wäre Zeit, daß er sich zur Meisterschaft meldete, und so kommt er heute, von einem Jugendfreunde eingeführt, der vor fünfundzwanzig Jahren neben ihm auf der Schulbank saß vor dem seligen Magister Lichtenberger (sein Andenken im Segen!), vor den geneigten Leser und bringt das schuldige Meisterstück mit, aus allerlei Stoff und Form gebildet, eine Zierde des Hauses, eine Lust der Augen und Herzen. Alles, was seinem bescheidnen, stillzufriednen Leben Ton und Farbe gab, ist in der vieljährigen Arbeit abgebildet: die Kinderspiele, die treue Liebe des Jünglings, die Wanderschaft, die Sehnsucht nach der Heimat, die Rückkehr, das Handwerk, dem er so sinnig die poetische Seite abzugewinnen wußte, und alle die kleinen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

häuslichen Begebenheiten, welche Abwechslung ins Leben bringen, das Glück mehren und die kurzen Tränen durch treuen Erinnerungstrost abtrocknen. Auch wie der Frühling sein Gemüt aufschloß und der Sonntag ihn feierlich stimmte, und wie die Mären aus Krieg und Vorzeit und die Sagen von unsern alten Burgen ihn bewegten, und wie er des Freundes Hochzeitsfest durch einen guten Spruch erheiterte oder sein frühes Grab mit Blumen bestreute, und wie sein Busen klopfte, wann ihm die treue Hausfrau ein Knäblein oder ein Mägdlein in den Arm legte — das alles hat er gesungen, das alles ist hier zu sehn und zu genießen, wer ein Herz hat, für solchen Genuß empfänglich und offen, und nicht nach der Tabulatur oder Zunftregel einer fremden Sippschaft richten will.

„Auch nicht bloß in der Sprache der jetzigen großen Minnesinger hat er sich versucht, welche gar fein klingt, aber auf der Herberge nicht viel gebräuchlich ist; auch die alte, treuherzige Rede der frühesten oberrheinischen Meistersänger ist ihm mundrecht und gefügig gewesen, die Sprache, in der der Stättmeister Jakob Sturm von Sturmeck mit Kaiser Karl dem Fünften unterhandelte, und welcher das vielbewunderte Meisterstück unsers Arnold ein unverbrüchliches Bürgerrecht in unsrer Literatur erworben hat. Denn nicht gemein und ungeberdig ist die Sprache des gemeinen Mannes, wenn sie nur edle und zarte Sitte nicht beleidigt, und so ungebildet sie scheint, so wird sie bildsam und wohllautend in dem Munde des tüchtigen Meisters.

„Und so tritt denn unser Sänger bescheiden und zutrauensvoll vor diejenigen seiner Mitbürger, welchen unser altes deutsches Wesen noch wert geblieben ist, und erwartet, daß die Meister der Zunft ein Gericht niedersetzen, zu entscheiden, ob ihm Kranz, Münze und Meisterschaft gebühren, um welche er zu werben kommt. Vier Meister saßen vordem an geweihter Stätte im Gemerke, wie sie's hießen, wann beim Singfest Lob und Dank zuerkannt wurden. Der erste hatte das Bibelbuch vor sich, um zu sehn, ob die gesungene Geschichte nach den Worten der heiligen Schrift erzählt sei; der zweite achtete auf das Versmaß und die richtige Ordnung der Gesätze und Stollen; der dritte horchte, ob der Reim klappte, und ob die stumpfen und klingenden Reime ordentlich abwechselten; der vierte endlich folgte

mit achtsamem Ohre der Melodie und war ein Richter des Gesangs. Und wenn alles gut bestellt war und die Probe nach allen Satzungen geleistet, so nahmen sie den Sänger zum Meister auf in der Zunft und gaben ihm das Recht, sich einen solchen zu nennen und Lehrlinge zu bilden. Also mögen auch heute vier Merker sein und die Prüfung abhalten über die Liederkunst des Drechslermeisters vom Schiffleutstaden, und darauf sollen sie merken bei der Prüfung:

„Der erste soll merken, ob in den Gesängen christliche Zucht und Sitte gewahrt ist. Nicht alle Stücke in diesem Buche sind geistlich, aber wir wissen, daß alles, was ein Dichter singen mag, mit frommem, züchtigem Sinn gesagt sein soll und dabei Gottes und seines Wortes nicht vergessen werden darf. Der Meistersänger, ein Erbe biedrer Väter, hat darauf vor allem zu achten. Sein Buch ist für viele, vor allen aber für seine Standesgenossen geschrieben; diese müssen es lieben, weil es aus ihrer Mitte hervorgegangen ist; sie müssen es ihren Weibern und Töchtern geben können zur Unterhaltung und Bildung, damit sie nicht nach der schädlichen Frucht verlangen, die von einer schlechten Zunft ausgeht. Wenn der deutsche fromme Sinn uns überall ersterben will und von fremder Feinheit und Schlechtigkeit überwunden wird, so ist die Pflicht des Meistersängers, ihn anzufachen und zu erhalten.

„Der zweite soll merken, ob in den Gesängen Herzlichkeit und Wahrheit ist. Mancher schmiedet Reime, so viel er mag, und hat für jede Hochzeit und jeden Todesfall ein paar Dutzende in Bereitschaft; wähnt auch ein Meister zu sein, weil es Mittel und Wege gibt, alles drucken zu lassen, was Füße hat, und weil, seit die Zünfte gesetzlich aufgehoben sind, auch die Pfuscher diesen Namen tragen dürfen. Darum prüfet, ob's diesem vom Herzen kam, ob er wußte, was er schrieb, ob er nach sechstägiger saurer Arbeit in der Kirche und im großen Tempel Gottes, den wir die Natur nennen, mit ganzer Seele empfand, daß alles heilige Gefühl im Menschen ein Dichten sei und darum auch alles wahre Dichten ein heiliges; prüfet, ob er geliebt, geweint, geahnt, genossen hat, also daß er davon singen darf, ohne sich zu schämen, oder ob es nur schale Kopie und Zerrbild fremder Gefühle ist, was er euch zu lesen gibt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Der dritte soll merken, ob in den Gesängen nichts gegen Gesetz und Obrigkeit ist. Die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge ist eine gemeine Krankheit, eine böse Sucht geworden, und die meisten suchen die Wurzel des Übels am unrechten Orte. Statt zu bedenken, daß, seit Straßburg keine freie Stadt mehr ist mit ihrem eignen Regiment, nie größere Freiheit war als eben zu dieser Frist, lassen viele sich irreführen durch ehrgeizige Schreier, die aus eigennützigen Absichten Unfriede säen. Solche Unart, die bei den einen Handwerk, bei andern unbewußte Gewohnheit ist, ist dem wahren Dichter fremd und dem reichsstädtischen Meistersänger zuwider. Statt sich mit lächerlichen Juliseufzern zu zieren, paart er Freiheitsliebe mit treuer Achtung des Gesetzes, und je mehr er sich als Bürger fühlt, desto besser weiß er, daß noch kein Gesetz aufgekommen ist, daß ihn hinderte, seine Pflicht zu tun.

„Der vierte endlich soll merken, ob in den Gesängen ein deutscher Sinn und Mut wohnt. Wir reden deutsch (das Wort hat Anklang gefunden!) heißt ja nicht bloß, daß wir unsre Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unsrer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsre Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus! Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer unsres Ursprungs vergessend, um des eitlen Flitterstaats napoleonischer Lorbeeren willen, noch jetzt im Liede die eiserne Rute küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt. Unsre Meistersänger müssen die Wurzel der wahren Freiheit in unsrer Deutschheit zu finden wissen.

„Das ist's, worauf die Zunftmeister merken sollen. Fragt ihr, wer sie seien, und wie sie heißen? Die Namen tun nichts zur Sache. Ein Vorhang verdeckte vordem den Tisch, woran die vier Merker saßen; aber das Volk horchte auf ihren Spruch und behielt ihn im Herzen, und es war allemal ein Jubel in der Stadt, wann ein Meistersänger gekrönt wurde."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir werden uns nicht irren, wenn wir die Vermutung aussprechen, daß Reuß bei den Zunftmeistern an die Herausgeber der „Erwinia" und ihre Freunde gedacht hat.

IV.

Mit größerer Wärme und Gründlichkeit, mit aufrichtigerer Überzeugung, als es hier geschehen ist, konnten die beiden entgegengesetzten Ansichten kaum vertreten werden, und es ist keine leichte Sache, sich zwischen ihnen zu entscheiden. Es geht uns hier wie dem mitfühlenden Zuschauer bei Goethes „Götz von Berlichingen", der sich für Götz begeistert und gegen Weislingen ereifert, der sich aber, wenn er statt seines Herzens seinen Kopf fragt, eingestehen muß, daß Weislingen der Mann der Zukunft, der prächtige, wackere Götz der Vertreter einer zu Grabe gehenden Zeit ist. Man wird den Vergleich zwischen beiden nicht auf die Spitze treiben wollen, aber Spach hat wirklich etwas von dem Weislingen mit seiner „sanften Seele", der, von verschiedener Umgebung verschieden beeinflußt, zwischen zwei Richtungen hin und her geworfen wird. Aber von persönlichem Ehrgeiz ist Spach durchaus frei. Er hat die Folgerung aus dem, was er als richtig erkannt zu haben glaubte, gezogen, nach 1838 auf die schöngeistige Tätigkeit so gut wie ganz verzichtet und seine ungemein rege literarische Tätigkeit ausschließlich in französischer Sprache im großen und ganzen der Vermittelung deutscher Geistesschätze an seine französischen Landsleute gewidmet, ohne sich politisch jemals auf das Franzosentum festzulegen. Daher konnte er 1870, ohne sich untreu zu werden, seine Dienste der Heimat auch unter deutscher Verwaltung zur Verfügung stellen, und es war ganz im Sinne seines 1838 aufgestellten Programms, daß er von nun an ausschließlich deutsch schrieb und nunmehr seine vermittelnde Tätigkeit in dem Sinne fortsetzte, daß er die neuen Landsleute in die dem Fernstehenden so außerordentlich schwer verständlichen innern Verhältnisse seiner Heimat einführte. Was er schon 1838 vertrat, ist einfach der Satz: ein inneres Herzensverhältnis zum Vaterlande gewinnt in einem von einer Nationalität getragenen Staate nur derjenige, der die Nationalsprache als Muttersprache spricht, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wer das nicht tut, kann, wenn er seinem Vaterlande nicht untreu werden will, nichts Besseres tun, als in die Nationalsprache hineinzuwachsen, um sie dem kommenden Geschlechte als Muttersprache zu überliefern. Einer solchen Ansicht liegt eine sehr hohe Meinung und eine sehr tiefe Auffassung von der Bedeutung der Sprache als Bildnerin von Herz und Gemüt des einzelnen zugrunde; aber diese hatten auch Spachs Gegner, und doch kamen sie zu einem ganz andern Schlusse. Das erklärt sich daraus, daß sie eine zu geringe Meinung von der Bedeutung des Staates hatten. Dem achtzehnten Jahrhundert war der Staat ja noch ein notwendiges Übel und eine üble Notwendigkeit; am angenehmsten war es, wenn man gar nichts von ihm merkte. Und Reuß steckt trotz Volksvertretung und trotz der im damaligen Frankreich allerdings nicht gerade sehr ausgebildeten Selbstverwaltung noch ganz in diesen Anschauungen. „Mit den obengenannten Verhältnissen [den politischen]", so schreibt er in dem oben abgedruckten Aufsatze, „erschöpft sich das geistige Leben eines Volkes nicht; ja, nur sehr wenige leben in der Politik und im öffentlichen Amte. Für die meisten bleibt das Staatsgesetz und die bürgerliche Ordnung eine bloße tote Form, gegen welche sie sich passiv verhalten, und mit welcher sie nur bei bestimmten Gelegenheiten in Berührung kommen. Für Tausende existiert der Staat nur, wenn sie bezahlen, das Gesetz nur, wenn sie heiraten, das Recht nur, wenn sie verkaufen, erben, prozessieren". Die heutige Auffassung, die das Mitleben mit der Volksgenossenschaft, die lebhafte, Herz und Gemüt in Tätigkeit setzende Anteilnahme am Wohl und Wehe des Staates für eine Pflicht, für einen unentbehrlichen Bestandteil der Persönlichkeit des Kulturmenschen hält und erklärt, ist freilich jüngeren Ursprungs, sie ist uns durch die Gewalt mächtiger geschichtlicher Ereignisse und durch die überzeugende Wucht großer lehrender und handelnder Männer ins Herz gehämmert worden; aber immerhin wird man nicht umhin können, jene Reuß'sche Auffassung vom Staate von einem Untertanen des französischen Staates, der doch so stolz darauf war, den andern weit voraus zu sein, außerordentlich kümmerlich und rückständig zu finden.

Bei Spach ist allerdings keine Spur einer tieferen Auffassung vom Staate ausdrücklich zu finden; aber wir werden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß bei der Bildung und Entwicklung seiner Anschauung unbewußt doch eine Ahnung von der Bedeutung, die der Staat auch für das Innenleben des Menschen hat, mitgewirkt hat. Wir müssen also, wenn auch zögernd und halb widerwillig, Spach Recht geben und zugestehen, daß Reuß und seine jungen Freunde sich in einem Irrtum befanden, in einem heroischen Irrtum, wenn man will, einem Irrtum, der für die Zukunft und für uns Deutsche von Segen war; denn diese jungen Leute, die zu den begabtesten des Landes gehörten, haben noch ein Menschenalter lang das Deutschtum allen Gewalten zum Trotz hochgehalten, haben nicht nur deutsche Verse gemacht, sondern deutsche Vergangenheit, deutschen Brauch und deutsche Sitte gehegt und gepflegt; sie sind es gewesen, an deren Wirkung die geistige deutsche Kulturarbeit nach 1870 anknüpfen konnte, wenn auch mancher unter ihnen den unter Blitz und Donner einziehenden neuen Herren nicht freudig entgegensah.

Wenn so das Jahr 1838 die bewußte Scheidung zwischen den Elsässern deutschen und französischen Bekenntnisses bringt, so ist zunächst in der dichterischen Tätigkeit noch nicht viel davon zu merken. Die oben genannten, durch die Vorrede von Reuß ausgezeichneten Gedichte von Daniel Hirtz sind unzweifelhaft vielfach überschätzt worden, sie gehören nicht in die Literaturgeschichte. Sie sind wirklich nur „Meistergesang", weswegen die Vorrede mit gutem Grunde von diesem handelt; aber ebenso wie der Meistergesang klanglos zum Orkus hinabgesunken ist, verdienen auch sie an sich keine Verewigung. Es sind durchschnittliche Reimereien, zu allen möglichen Gelegenheiten gemacht; ihre Form ist nicht gerade ungeschickt, aber doch ohne Freiheit gebraucht. Die Balladen behandeln Gegenstände aus der elsässischen Vergangenheit im Bänkelsängerton, und ein Drechslerlied, bei dem Schillers „Glocke" Pate gestanden hat, ist geradezu fürchterlich. Auch seine mundartliche Dichtungen sind nicht derart, daß sie, wie es bei Ehrenfried Stöber der Fall ist, durch Kraft und Ursprünglichkeit für die Minderwertigkeit der hochdeutschen Dichtung entschädigten. Trotzdem kann man dem einfachen Manne, der durch die Umstände und durch gute Freunde auf kurze Zeit in den Vordergrund geschoben wurde, nicht gram

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein; denn er selbst überschätzte sich nicht, wie aus einem Sprüchlein hervorgeht, das er 1844 in ein Album, „in das schon die ersten Geister Deutschlands Worte der Erinnerung geschrieben hatten", eintrug:

„Bescheiden ganz und leise
Schließt sich dem edlen Kreise
Des Drechslers kleines Sprüchlein an:
Es will ihm fast bedünken,
Als tät' es drin versinken
Wie's Schifflein in dem Ozean".

Ganz anders liegt die Sache bei Spachs Gedichten, auf die wir hier noch mit ein paar Worten zurückkommen müssen; sie sind durch eine ganze Welt von den Hirtzschen getrennt. Hier ein einfaches Gemüt, ganz auf den Gesichtskreis des Straßburger Münstertums beschränkt, dort eine äußerst komplizierte Seele, die von Problemen aller Art, ausgenommen vielleicht nur die politischen, hin und her gerissen wurde, ein Geist, der aus allen Literaturen Nahrung gesogen hatte, der sich auf den verschiedensten Gebieten versucht, der sich in den Mittelpunkten geistigen Lebens und in den verschiedensten Lebenskreisen umgesehen hatte, dabei von so großer Empfänglichkeit war, daß es fast ein Wunder zu nennen ist, daß seine Gedichte den Stempel ursprünglicher Empfindung zeigen. Trotz einer nicht immer ganz einwandfreien Form überragt er seine elsässischen Vorgänger turmhoch an dichterischen Eigenschaften. „Was hätte", so schließt Wilhelm Scherer eine liebevolle, eingehende Würdigung von Spachs Persönlichkeit, „ein Mann von diesen wissenschaftlichen und poetischen Gaben für die deutsche Literatur werden können! Was für einen Geschichtsschreiber hätten wir an ihm gewonnen mit dieser glücklichen Anmut und Leichtigkeit der Sprache, mit dieser vergegenwärtigenden Phantasie, mit dieser Gabe zu charakterisieren, mit diesen allseitigen Kulturinteressen und dem sichern Blick für politische Verhältnisse! In Frankreich hat er entbehrt, was nur Paris gewähren konnte, und was es ihm versagte, was niemand entbehren kann, der in die erste Reihe gehört: das Gefühl zusammen zu arbeiten mit den Besten, an ihnen sein erstes ebenbürtiges Publikum, seine gerechten Richter und seine fördernden Gleichstrebenden zu besitzen".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

V.

Mit dem Jahre 1838 beginnt aber, wie oben dargelegt, auch eine andere Entwicklung. Die Elsässer, die geistig und gefühlsmäßig im Franzosentum aufgingen, bedienten sich von nun an nicht mehr der deutschen Sprache, und diejenigen, die sich der deutschen Sprache noch bedienten, bewegten sich in ganz deutschen Gedankenkreisen, wenn sie sich auch dem französischen Staate widerspruchslos unterordneten. Dies gilt im besonderen für den schon mehrfach berührten Kreis der Brüder Stoeber, unter deren Gefolgsleuten Karl August Candidus, Gustav Mühl und Georg Zetter, diese drei durchschnittlich etwa zehn Jahre jünger als jene, die hervorragendsten sind. Das sind die Männer, die sich bewußt auf den Standpunkt des Reußschen Programms stellten, die, wohl vertraut mit französischer und deutscher Literatur und Kultur, sich für das Aufgehen im deutschen Geistesleben entschieden, die, unbeirrt durch alle Verdächtigungen und Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten, die deutsche Entwicklung des Elsasses fortsetzen, es mit den gewaltigen Taten des deutschen Geistes in Wissenschaft und Kunst in steter Verbindung halten und ihm den innern Bruch ersparen wollten, den eine Überleitung in das französische Geistesleben notwendig mit sich bringen mußte.

Der älteste aus diesem Kreise ist der 1808 geborene August Stoeber, auch der betriebsamste und geschäftlich gewandteste, der immer wieder neue Unternehmungen zur Sammlung der deutschen Elsässer und zur Veröffentlichung ihrer poetischen und prosaischen Erzeugnisse gründete, durch einen regen Briefwechsel die Gesinnungsgenossen im Elsaß zusammenhielt und die literarischen Geister Deutschlands, besonders Süddeutschlands, für das Elsaß zu interessieren wußte. Die dichterische Begabung ist nicht seine stärkste Seite, und dementsprechend ist auch sein dichterischer Trieb nicht allzu groß; nach seinem vierzigsten Jahre hat er wohl kaum noch etwas gedichtet. Er ähnelt darin Uhland, wenn er ihm auch als Dichter weit nachsteht. Dagegen hat er sich wie dieser mit großer Innigkeit in die deutsche Vergangenheit seiner Heimat versenkt, einzelne Ereignisse aus derselben dargestellt, kultur-, rechts- und sittengeschichtliche Bilder entworfen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

die Mundarten der Vergangenheit und der Gegenwart erforscht, kurz, den elsässischen Geist in allen seinen Äußerungen belauscht und mit treuer Hand seine Beobachtungen aufgezeichnet — eine Tätigkeit, zu der, wenn nicht ein ganzer, doch ein halber Dichter gehört.

In engster Verbindung mit ihm steht sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Adolf Stoeber; das innige, auf gemeinsame Bestrebungen gegründete Verhältnis, das die beiden Brüder vereinigte, gleicht dem der Brüder Grimm. Auch sie hielten örtliche Trennung nicht lange aus, und sie sind in den rund 75 Jahren gemeinschaftlicher Lebenszeit höchstens fünf Jahre nicht an demselben Orte, und auch da nur durch wenige Meilen getrennt gewesen. Auch von ihnen blieb der Ältere unverheiratet und erlebte dafür in der Familie des Jüngeren alle Schmerzen und Freuden der Häuslichkeit mit. Auch das, was beide Brüderpaare zusammenhielt, war das Gleiche: die Freude am deutschen Wesen in allen seinen Gestaltungen, nur daß August, den, so unschätzbar seine Verdienste um die elsässische Kulturgeschichte auch sind, dem Schöpfer und Meister der deutschen Altertumswissenschaft und Altertumskunde gleichzustellen man sich natürlich nicht vermessen wird, in erster Linie der Gelehrte, Adolf ausschließlich der Dichter war. Es ist irreführend, die beiden Brüder literarisch mit ihrem Vater zusammenzustellen und in diesem Sinne von einem „Stoeberkreis" zu sprechen; denn Ehrenfried ist in seinem ganzen Denken und Fühlen, in seinen literarischen Anschauungen durchaus der Schüler des achtzehnten Jahrhunderts gewesen und geblieben, während die Söhne in jeder Hinsicht dem neunzehnten Jahrhundert angehören, Schüler und Erben des Neuklassizismus sind und das Leben der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts mitgelebt haben. Auch Spach gehörte dem neunzehnten Jahrhundert an; aber es ist bezeichnend, daß auf ihn, der sich an der Literatur aller Völker gebildet hatte, der selbst gewissermaßen zwischen den Völkern stand, nur Goethe, der internationalste deutsche Dichter, gewirkt hat, während die Brüder Stoeber zwar auch Spuren Goetheschen Einflusses aufweisen, aber für Schiller recht eigentlich schwärmen, von der Romantik und deren Freude am Mittelalter stark beeinflußt sind und namentlich mit den schwäbischen Dichtern in engster Verbindung stehen, Uhland

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als ihren Meister verehren, mit ihm, Gustav Schwab und Kerner persönlich bekannt sind.

Adolf Stoeber ist wirklich ein Dichter; nicht nur wandelt sich ihm jedes innere und äußere Erlebnis zum Gedicht, er durchtränkte auch den unscheinbarsten Vorgang mit Poesie und wandelte ihn so zum Gleichnis höheren Geschehens. Von allen elsässischen Dichtern zeigt er die größte Ausgeglichenheit und Vornehmheit der Sprache, und die poetischen Formen beherrscht er ungezwungen und geschickt. Er ist fast der einzige unter seinen Genossen, der auch das kleine epische Gedicht mit Anmut zu gestalten weiß; das tritt besonders hervor, wenn man seine poetischen Erzählungen mit denen seines Vaters vergleicht. Seine Begeisterung für deutsches Wesen hat er dichterisch oft und laut verkündigt; sein Gedicht zum Lobe der deutschen Sprache behauptet neben dem bekannten Schenkendorffschen seinen Platz. Den Umschwung von 1870 hat er laut und freudig begrüßt, er konnte es mit gutem Gewissen tun, und niemand hat an der Ehrlichkeit dieser tiefen, reinen Natur gezweifelt; denn so gewissenhaft er und seine Gesinnungsgenossen dem französischen Staate trotz der Schwierigkeiten, die sich naturgemäß für Untertanen deutscher Zunge und deutscher Kulturgesinnung ergaben, die Treue gehalten hatten, so freudig mußten sie es begrüßen, daß nun keine Verschiedenheit der Sprache mehr die regierten Elsässer von den Regierenden schied, sie mußten es als eine durch die Macht der Weltgeschicke herbeigeführte Herstellung des natürlichen Zustandes ansehen.

Zu den eifrigsten Mitarbeitern an den Unternehmungen August Stoebers gehören zwei unter sich nahe verbundene Männer von ausgeprägter Eigenart, Karl August Candidus und sein Schwager Gustav Mühl, jener 1817, dieser 1819 geboren, jener Theologe, dieser Mediziner. Candidus ist neben Spach die reizvollste Dichterpersönlichkeit des Elsasses. Freilich zeigt sich bei ihm keine Spur von dem Schwanken zwischen zwei Kulturen, keine innere Gebrochenheit; seine geistige Heimat ist immer Deutschland gewesen. Aber in dieser geschlossen deutschen Erscheinung, welch ein Reichtum der verschiedenartigsten Empfindungen! Seine Einzigartigkeit beruht auf dem Nebeneinanderherlaufen zweier scheinbar entgegengesetzter Begabungen, das in seinen Gedichten dadurch zum Ausdruck kommt, daß sie einerseits höchste

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einfachheit und Naivität der Empfindung und der dichterischen Anschauung und die Gabe, durch glücklich gefundenen natürlichen Ausdruck Gefühle und Stimmung zu vermitteln, andererseits höchste Kompliziertheit des gedanklichen Inhalts, Bewußtheit der Form und Ringen mit derselben zeigen. Seine kleinen lyrischen Gedichte treffen oft glücklich den volksmäßigen Ton, sie erinnern in ihrer Natürlichkeit und Kindlichkeit oft an Mörike, den Candidus vermutlich gar nicht gekannt hat; mit wenigen Zeilen erwecken sie Stimmung, sie sind als im Sinne Schillers „musikalisch" zu bezeichnen, und eine Anzahl von ihnen haben das Glück einer Komposition durch Brahms und Schumann gefunden, während der Dichter andere selbst komponiert hat. Bei seinen lehrhaften Gedichten möchte man an Rückerts Parabeln denken, während über den Gedankendichtungen mit philosophischem und theologischem Hintergrunde Schillers Geist schwebt.

Bis etwa zu seinem dreißigsten Jahre war er mit dem Kreise der Brüder Stoeber eng verbunden; durch seine Berufung als Pfarrer nach Nanzig wuchs er über ihn hinaus und merkwürdigerweise trotz seiner nur französischen Umgebung durch augenscheinlich sehr eindringende Lektüre deutscher Dichter, Theologen und Philosophen in das Deutschtum immer mehr hinein. Dies setzte sich auch in Odessa fort, wohin er im Jahre 1858 als Pfarrer der reformierten Gemeinde berufen worden war und abwechselnd deutsch und französisch zu predigen hatte. Diese Entfernung vom Elsaß und von Deutschland, von seiner wirklichen und seiner geistigen Heimat hatte natürlich manche Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit zur Folge, aber andererseits war er dadurch den schwankenden Verhältnissen des Elsasses entrückt und stand so dem dort geführten Kampfe beider Kulturen, der für ihn entschieden war, objektiv gegenüber. Von Nanzig versandte er 1846 ein merkwürdiges Büchlein in Autographie nach Deutschland mit einer kurzen Vorrede, in der er halb scherzhaft, halb ernst auseinandersetzte, daß er „in Erwägung der Schwierigkeiten, die sich wohl nicht ohne weise Absicht der Vorsehung einem Kandidaten des Schriftstellertums, besonders des elsässischen, beim Aufsuchen eines Zuganges zur deutschen Lesewelt entgegenstellten", beschlossen habe, „von seinen etwanigen Schriften . . . einstweilen jedesmal fünfzig Exemplare zu autogra-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

phieren, um solche den vorzüglichsten Dichtern und Gelehrten, Zeitungsredaktoren und Buchhändlern Deutschlands zu versenden, mit der Bitte an die einen, die Sache, wo sie solche ihrer Empfehlung wert achteten, ihren Freunden mitzuteilen, mit der Anfrage an die andern, ob sie dieselbe anzeigen oder in Verlag nehmen möchten". Der Titel lautet: „Krekelborn und Hüsterlo. Theologische Humoresken, unter Schutzlächeln und Zuspruch der Manen seines Landsmannes Geiler von Kaisersberg gedichtet". Dem alten „Reinke de Voß" entlehnte er jene Namen, mit denen der verschlagene Reineke die erdichteten Orte bezeichnet, wo sein verräterischer Vater einen großen Schatz verborgen habe. Mit Krekelborn, das Candidus wohl mit Krakeel in Verbindung bringt, scheint er das Kampffeld der theologischen Wissenschaft, mit Hüsterlo die römische Kirche bezeichnen zu wollen. In geistreichen, zum Teil sehr gewandten Versen, meist gereimten vierfüßigen Jamben, zum Teil auch Alexandrinern, werden in humoristisch-satirischer Weise einerseits die theologischen Streitigkeiten persifliert, andererseits Einwände gegen einige Eigentümlichkeiten der römischen Kirche geltend gemacht. Die dem Schriftchen zugrunde liegenden Gedanken darf man dahin zusammenfassen, daß es darauf ankomme, den unter allen verschiedenen Formen unveränderlichen Kern des Christentums festzuhalten, und daß es ganz natürlich und selbstverständlich und deshalb durchaus kein Schade sei, daß die Lehre Christi zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern verschiedene Form angenommen habe. Der Widerhall, den Candidus fand, war schwach, und bald verschlang der Sturm, der die Februar- und Märzrevolutionen heraufführte, das Interesse an theologischen Fragen, die in „Krekelborn und Hüsterlo" einen so eigenartigen, für manche trotz der geistreichen Gedanken und Wendungen wohl kaum verständlichen Ausdruck gefunden hatten.

Von Danzig und Odessa aus trat Candidus mit einer Anzahl bedeutender Männer in briefliche Verbindung, mit Ernst Moritz Arndt, Rückert, Franz Liszt, Gottfried Keller, Renan, vor allem aber mit Jakob Grimm, dem er unter anderm wertvolle und für Candidus sehr charakteristische Beiträge zu dem Stichwort „Ernst" im deutschen Wörterbuch geliefert hat. Zu dem Werke, das dem Verfasser vielleicht nicht als die wichtigste,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wohl aber als die zentralste seiner Schöpfungen erschien, weil sich in ihm die beiden Gestirne, um die sich sein Dasein bewegte, Theologie und Poesie, zu einer Konjunktur verbunden hatten, zu dem „Deutschen Christus" hat Jakob Grimm die Vorrede geschrieben, er hat den unbekannten Elsässer in die deutsche Literatur eingeführt. Was ist „Der deutsche Christus?" Müsebeck, der Candidus eine eigene Schrift gewidmet hat, antwortet: „Es ist eine in Verse gekleidete spekulative Betrachtung darüber, wie er Jesum als Mittler zwischen Gott und Menschheit sieht, wie er ihn innerlich als Heiland erlebt hat". Diese Charakteristik ist unvollständig, weil die Hervorhebung des Deutschtums fehlt, das Candidus in den Titel aufgenommen hat. Der Dichter beabsichtigte, Christus darzustellen, wie er als Deutscher ihn erlebt hat, oder, um es anders auszudrücken, er wollte eine Darstellung des Christentums geben, wie es sich dem deutschen Geiste darstellt, wie es durch ihn umgestaltet ist, oder, wie er selbst sagt, Christus so auffassen, wie er im deutschen Gemüt lebt. Candidus ist, wie oben schon angedeutet, der damals als neu wirkenden Ansicht, daß das Christentum bei jedem Volke je nach der Volksart verschiedene Form annimmt; für ihn, den Deutschen, gilt also deutsches Christentum. Halb humoristisch spricht er das in „Krekelborn und Hüsterlo" aus, wo der dichtende Theologe mit der Jungfrau Maria disputiert und also schließt:

„Und dann — ja wisse das! — so lange du verbunden
Mit diesem fremden Rom, mit diesem ungesunden,
So lang du römisch bist und keine deutsche Maid, —
Verzeih, o Königin, — allein, es tut mir leid."

Der „Deutsche Christus" enthält wundervolle Gedanken und ist in der reichen und prächtigen dreizehnzeiligen Kanzonenform gedichtet, bei deren Handhabung der Dichter unzweifelhaft große Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit entfaltet; und dennoch hat ihm selbst Grimms Für- und Vorwort nicht zu Lesern verholfen. Die Politik nahm damals alle Geister zu sehr in Anspruch; aber auch das Gedicht selbst war nicht gemacht, Leser zu finden. Für Laien ist die Sprache viel zu geistig, viel zu philosophisch, es ist, zum großen Teil wenigstens, Schleiermacher und Hegel in Strophen gebracht, und Theologen und Philosophen entbehren bei solchen spekulativen Auseinandersetzungen recht gern die dichterische Form.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Candidus empfand das selbst, wenn er Grimm gegenüber es aussprach, daß er seine Arbeit gewissermaßen nur als Vorarbeit für ein künftig zu schaffendes Epos ansehe. Und doch ist es ein prachtvolles Werk, ein Werk für wenige Auserwählte, ohne dessen Vorhandensein wir Candidus nicht kennen würden.

Mit Deutschland blieb er durch seinen Briefwechsel in steter Verbindung, alle deutschen Ereignisse klangen in seinen Gedichten wider, der Deutschkatholizismus, die Revolution von 1848, die schleswig-holsteinische Frage und so fort. Die Zukunft Deutschlands, die Frage seiner Einigung beschäftigte ihn lebhaft. Aus den vierziger Jahren stammt das Distichon:

„Zwischen den Franken und Russen, zwei Feuern, zersplittertes Deutschland,
Liegst du. Kommst du in Fluß, gibt es ein herrliches Bild."

— ein Gedanke, der in „Krekelborn und Hüsterlo" die dem Ton des Werkes angepaßte allegorische Form gefunden hat:

„Umringt von jenem Volk, das oft des Spottes Laugen
Sich zugezogen, doch mir immer groß gedünkt,
Stand barfuß ein Prophet, sein Name Volksinstinkt,
Der Stücke von Metall aufhäufte, dann ein Feuer
Anzündete dabei zum Osten ungeheuer
Und dann zum Westen eins, die Hand ausstreckt' und sprach:
„„So spricht der Herr: ich will jetzt Deutschland brennen wach.
Kommt es in Fluß, so gibt's die herrlichste Bildsäule.
Die Gluten flammen ihm zum Tod oder zum Heile."

Das Jahr 1866, die sich ankündigende politische Einigung seines geistigen Vaterlandes, begrüßte er mit Jubel; sie regte ihn zu einem merkwürdigen kleinen Büchlein an, den „Neuesten Göttergesprächen", in denen außer Jupiter, Minerva, Merkur, Vulkan und Herkules die deutschen Geisteshelden, darunter allerdings auch einige weniger hervorragende, wie der Dichter Matthisson, dazu schließlich der Verfasser selbst als „Der Einsame" und einer seiner Vorfahren auftreten, um sich der neuesten Entwicklung Deutschlands zu freuen. Es ist etwas gewollt Stilloses in diesem Schriftchen, in welchem der Dichter mit sich selbst Verstecken spielt und neben und unter geistreich-humoristischem Geplauder die tiefsten Gedanken erscheinen und in einigen Gedichten durchaus mystischen Ausdruck finden läßt. In der über dem Ganzen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schwebenden fröhlichen Stimmung spiegelt sich des Dichters Glückseligkeit über die Wendung, die die deutschen Verhältnisse genommen haben. Der Krieg von 1870/71 erfüllte ungeahnt bald den höchsten Wunsch von Candidus, die Wiedervereinigung des Elsasses mit Deutschland, die er besonders in dem Sinne begrüßte, daß jetzt der Elsässer in seiner Heimat wieder daheim sein, daß er wieder er selbst sein dürfe. Kurz vor 1870 war einmal die Hoffnung aufgedämmert, daß Candidus in Deutschland einen wie für ihn geschaffenen Wirkungskreis finden würde. Er war mehrfach mit Veröffentlichungen auf religionsphilosophischem Gebiete hervorgetreten, deutsch mit „Einleitenden Grundlegungen zu einem Neubau der Religionsphilosophie" und einem wohl durch Schleiermachers „Monologe" angeregten volkstümlich gedachten, aber nicht volkstümlich genug gehaltenen Büchlein: „Evangelium aeternum", französisch mit einer geistreichen Schrift: „Mes griefs contre ces Messieurs par Madame la Logique", in der er die Franzosen auf die sittliche Hoheit und die Tiefe des religiösen Gefühls, das den deutschen Idealismus beseelte, aufmerksam machen wollte, und hatte sich dadurch in engern theologischen Kreisen Freunde erworben. Doch zerschlug sich seine Berufung zur Professur für systematische Theologie in Greifswald an der Verschiedenheit des theologischen Parteistandpunktes. So traf ihn die große Umwälzung des Jahres 1870 noch in Odessa. Zweifellos hätte er doch im neuen Deutschland eine Heimat gefunden; aber seine Tage waren gezählt. Nicht lange nach der großen Wandlung erkrankte er und wurde nicht wieder gesund; am 16. Juli 1872 ist er im sechsundfünfzigsten Lebensjahre in Feodosia in der Krim, fern von der Heimat, dahingeschieden.

Mit Candidus eng verbunden ist Gustav Mühl, nicht nur als der Gatte von dessen Schwester, sondern auch durch seine durchaus deutsche Gesinnung. Er hatte Medizin studiert; aber durch seine Vermögensverhältnisse der materiellen Sorge überhoben, hat er den ärztlichen Beruf nicht ausgeübt, sondern sein Dasein der Freude an allem Guten und Schönen geweiht. Sein Heim in Straßburg und sein Landhaus in Schiltigheim waren Pflegstätten seiner geistiger und ästhetischer Interessen, vor allem Pflegstätten des Deutschtums, und unterstützt von einer verständnisvollen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gattin, umblüht von einem Kranz anmutiger und geistvoller Töchter, stand er im Mittelpunkt, der gütige Mann mit dem schönen Dichterhaupt und der zarten Seele, keine Kampfnatur, aber das, was er als richtig erkannt hatte, und was seinem Herzen teuer war, mit starker Innigkeit erfassend und festhaltend.

Schon 1839 war er August Stoebers Mitarbeiter an der Erwinia, und sein ganzes Leben lang hat er ihn in seinem Bemühen um die Kulturgeschichte des Elsasses, besonders durch Sammlung von Sagen und durch literaturgeschichtliche Aufsätze unterstützt. Aber in erster Linie ist er doch Dichter, und wenn die Sammlung seiner Gedichte bloß ein schmales Bänddchen darstellt, so beweist das nur seine scharfe Selbstkritik. Unter den Gedichten finden sich köstliche Perlen echter Lyrik, Zeugen zartesten Empfindens und verschwiegener innerer Kämpfe, die sich den Schöpfungen der besten deutschen Lyriker an die Seite stellen. Mehr als seine elsässischen Dichtergenossen besitzt er die Fähigkeit, die Natur zu beseelen: Sonne, Mond und Sterne, der Sturm und die Stille der Natur, der Schnee und die Blumen sprechen zu ihm; ihm lebt wirklich „der Baum, die Rose, ihm singt der Quellen Silberfall", und das ihnen vom Dichter geliehene Leben strahlt auf ihn zurück und entlockt ihm den Ausdruck tiefster Empfindungen. Mit außerordentlicher Feinheit huldigt er den Fortschritten der Neuzeit, und die Art, wie er die Photographie, die Telegraphie, das Chloroform poetisch verherrlicht, zeugt von großem sprachlichen Geschick und von unübertrefflichem ästhetischen Takt. Die Ballade ist ihm weniger gelungen, und das Dramatische, zu dem er, wie namentlich aus seinem Nachlaß hervorgeht, öfters Ansätze genommen, lag ihm nicht. Seine geistige Heimat ist Deutschland, mit dem und mit dessen literarischen Größen er in reger Verbindung stand. Schon zweiundzwanzigjährig dichtete er 1841 eine Fortsetzung von Rückerts Barbarossalied im gleichen Versmaß, in der er seine Hoffnung auf eine glanzvolle Zukunft Deutschlands ausspricht, und als der mehr als Fünfzigjährige die Erfüllung seiner kühnen Hoffnung erlebte, begrüßte er mannhaft und mutig Germania an der neuen Grenze auf dem First der Vogesen, widmete dann schöne Strophen der Eröffnung der Straßburger Kaiser-Wilhelms-Universität und huldigte mit seiner Dichtkunst dem greisen Kaiser Wilhelm bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinem ersten Besuch im Elsaß. 1880 starb er kaum sechzigjährig, den Seinen und dem Elsaß, dem seine lindernde Hand und seine vermittelnde Fürsorge noch lange hätten wohltun können, viel zu früh.

Zu dem Kreise der Brüder Stoeber gehört schließlich noch Georg Zetter, der unter seinem Decknamen Friedrich Otte besser bekannt ist. Heute erscheint es fast wunderbar, daß Mülhausen, das seit 1870 ein Mittelpunkt stärksten Widerstandes gegen das Deutschtum gewesen ist, damals eine Art Vorburg literarischer Art gegen das eindringende Franzosentum war. Seit 1841 waren dort beide Brüder Stoeber vereinigt und hatten den literarischen Verein Concordia gegründet, und Zetter, ein geborener Mülhauser, trat mit ihnen bald in eine Verbindung, die sein ganzes Leben dauerte. Er hat sich an allen Unternehmungen August Stoebers beteiligt und von 1856 bis 1866 neben der „Alsatia" seines Freundes, die einen wissenschaftlichen Anstrich hatte, das volkstümliche „Elsässische Samstagsblatt" herausgegeben, in welchem wir außer den uns bekannten noch anderen Elsässern, z. B. dem vortrefflichen Professor Kirschleger, und einer Reihe rechtsrheinischer Mitarbeiter regelmäßig begegnen. Ein Jahrzehnt lang wurden also die beiden einzigen, jedenfalls die beiden bedeutendsten deutschen Zeitschriften des Elsasses von Mülhausen aus geleitet. Zetters Deutschtum war zunächst hauptsächlich durch seine vielen Beziehungen zur deutschen Schweiz genährt, aber er haftete nicht an der Schweiz; die deutschen Dichter der schwäbischen Schule hat er zum größten Teile persönlich aufgesucht, sie waren ihm vertraute Freunde und Lehrer, und nach 1870 hat er, obwohl es wahrlich für einen Mülhauser, besonders für einen, der zu den Kreisen der Industrie gehörte wie Zetter, schwer war, sich zum politischen Deutschtum bekannt. Er wohnte im Mai 1872 der Eröffnung der Straßburger Universität bei, starb aber schon im Oktober desselben Jahres.

Als Dichter steht er dem zuletzt behandelten Dreigestirn Adolf Stoeber, Candidus und Mühl nach; er war es auch nur, wenn der Ausdruck erlaubt ist, im Nebenamte. Aber wenn seine Gedanken auch nicht von überraschender Kraft sind, so hat er doch manches dichterisch sehr hübsch gestaltet und die dichterischen Formen, selbst schwierige, Terzinen — diese wohl nach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Chamissos Vorbild — und das Sonett tadellos gehandhabt. Er ist keine verwickelte Natur, wie er selbst sagt, nicht wie andere Dichter mit dem Himmel zerfallen, sondern mit der Welt im Frieden. Nicht reizt ihn das Treiben der großen Welt, die Freiheit wohnt ihm nicht „im Kreise schwüler Städte", sondern auf der Alpe, von der die Lawine herunterdonnert und der Gletscherstrom ins Tal rauscht. Der deutschen Sprache und dem deutschen Geiste ist er ergeben; zu ihm bekennt er sich in stolzen Versen, und den Manen Schillers widmet er am Mülhauser Schillerfeste von 1859, dem einzigen, das im Elsaß auf seine und des Vereins Concordia Veranlassung hin gefeiert worden ist, volltönende Stanzen.

VI.

Wir stehen am Schlusse unserer schnellen Wanderung durch die zwei Menschenalter deutschelsässischer Poesie von 1815 bis 1870, bei der wir nur die Höhen berührt und die weiten Niederungen, in denen deutsches Wort und deutsches Lied seine alte Geltung bewahrt hatte, zur Seite haben liegen lassen. Wer uns freundlich bis hierher gefolgt ist und die kleine Auslese von Gedichten, die hier folgt, durchsieht, wird sich überzeugen, daß die dichterischen Vertreter deutscher Zunge im Elsaß nicht nur, weil sie im Elsaß gesungen haben, unsere Aufmerksamkeit und unsere Zuneigung verdienen, sondern daß Persönlichkeiten wie Spach, die beiden Stoeber, Candidus und Mühl zu genauer Betrachtung und eingehender Erforschung einladen. Aber sie haben noch ein viel größeres Verdienst; waren sie an Zahl auch nur wenige, so haben sie doch manche, die sonst, erschreckt durch die französische Flutwelle, die sich über das Land ergoß, geschwiegen hätten, ermuntert, ihre Stimme in den angestammten Lauten, hochdeutsch oder in der Mundart, ertönen zu lassen; sie waren ferner die Vertreter vieler, sehr vieler Landsleute, und zwar gerade der Schichten der großen Masse, die ewig stumm bleibt. Außer den behandelten Dichtern könnten wir eine ganze Anzahl bescheidenerer Talente nennen, für die ältere Zeit z. B. Benjamin Dietz, Julius Leser, Charlotte Engelhardt-Schweighäuser, Ludwig Esser, Gottfried Dürrbach und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jeremias Meyer, für die jüngere Karl Friedrich Boese, Ferdinand Braun, Karl Bernhard, Amalie Pauline Kopp, Theodor Klein und Adolf Ungerer. Hervorgehoben seien nur noch der einfache Kaufmann Friedrich Weyermüller, der als streng-lutherischer Dichter eine nicht gewöhnliche Formgewandtheit, namentlich auch in gereimter Polemik, entwickelt hat und seinen Glaubensgenossen durch seine zahlreichen Kirchenlieder lieb und teuer geworden ist, und der jetzt noch unter uns weilende Pfarrer Karl Hackenschmidt, der von seinem ehrwürdigen Vater, dem noch in Meistergesangsüberlieferungen aufgewachsenen wackeren Straßburger Bürger, die Lust am Fabulieren geerbt und seit seiner Studienzeit sich mit stets gleicher Treue zum Deutschtum bekannt hat. Durch diese Männer, die wie versprengte Reste einer verschütteten Formation übriggeblieben waren, konnte die deutsche Kulturtätigkeit nach 1870 wieder mit den deutschgebliebenen Bevölkerungsschichten des Elsasses in Verbindung treten, über die sich das wenig zahlreiche Franzosentum wie eine undurchlässige Schicht gelegt hatte, undurchlässig, weil die Mehrheit der deutschsprechenden Masse nicht neben ihr in die Höhe kommen, sie gar nicht durchdringen, sondern nur in sie eindringen wollte, um mit und in ihr an die Oberfläche zu gelangen.

Als Deutsche tragen wir also einen kleinen Teil des Dankes ab, den wir diesen Männern schulden, wenn wir ihr Andenken wachhalten und weiter vermitteln, als Bewohner des Elsasses haben wir noch die besondere Freude, in ihrer Dichtung und durch sie verklärt, die uns umgebende entzückende Landschaft auftauchen zu sehen, die prangende Ebene, die reichen Rebenhügel, die burgengeschmückten Waldberge, die blauenden Firsten am Horizonte, und in der Mitte, nahe dem reißenden Rhein, das alte Straßburg mit seiner stolzen Vergangenheit und sein Münster mit seinem ragenden Turm, seinen dämmernden Hallen und seiner geheimnisvoll glühenden Rose.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gedichte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

August Lamey

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

August Lamey.

(1772—1861.)

Meine Lieder.

Wallt getrost im Pilgerzuge,
Lieder, nach dem deutschen Hain;
Seht, auch aus der Alsa Kruge
Fließt es in den heil'gen Rhein.

Die der Franken Reich gegründet,
Zeugten Söhne, deutsch an Mut;
Wenn mich Braga würdig findet,
Bin ich von Thuiskons Blut.

Heitrer Morgen glänzte nieder,
Als ich griff das goldne Spiel;
And so späte nahm ich's wieder,
Angehaucht vom Abend kühl!

In der Freiheit Kampf und Streiten
Gab die rege Seele Klang,
Wie der Äolsharfe Saiten
Beben von der Winde Gang.

Fremd der Schmeichlung und der Klage,
Als die hehre Göttin schwand,
Sank mir an dem schwülen Tage
Lyra traurig aus der Hand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Heute, vor den leeren Schranken,
Barde aus der alten Zeit,
Halt ich wartend jungen Franken
Ihren Siegsgesang bereit.

Der verstummte Sänger.

Ruht nur gefangen, nicht verlöscht, das Feuer,
Dem einst der hohe Busen schwoll?
Bewacht ein Genius die stumme Leier,
Die neubesaitet klingen soll?

Hier, aus Lutetiens besuchten Hallen,
Schallt nicht der fremden Sänger Chor;
Des Lauts entwöhnt im Musenhain der Gallen,
Horcht keinem deutschen Lied mein Ohr.

Ach, nimmer winkt mit Bragars Fichtenkränzen
Mir Schubarts Geist aus grüner Nacht!
Am stillen Rhein ward in den frühern Lenzen
Die heil'ge Flamme angefacht.

Verehrter Strom, vor dessen dunklem Rauschen
Der Knabe ernstergriffen stand,
Wann darf ich, alter Rhein, dir wieder lauschen,
Gelagert auf den goldnen Sand?

Und du, die grüßend mit der Morgenröte
Uns einen schönern Tag verhieß,
Wann, Freiheit, weckst du wieder die Drommete,
Die Frankreichs Auferstehung blies?

Ich sang dich in der Glut der Jünglingsjahre,
Siegreiches, jetzt umwölktes Licht!
Ich will dir singen einst im Silberhaare,
Wenn nur ein Strahl die Wolke bricht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erinnerung an den Bundestag.

Ich bin aus jener Welt der Millionen einer,
Die bald auf Hunderte vergehn:
Ich und die Wenigen sah'n Dinge, wie sie keiner
Mag jemals wieder seh'n.

Da flammte, was zuvor in Götterseelen glühte,
Gesamter Menschheit im Verein.
Ich nahm den Funken auf, der dem Altar entsprühte,
Wohl sind's der Lustra neun.

Er glomm in tiefer Brust und wuchs und schlug in Lohen,
Zehrt aber jetzt an meinem Blut.
Ist euch so kühl? Ach ja, weil ihr, die Ruhefrohen,
Nicht brennt dem höhern Gut.

Uns hatt' aus Asche sich ein Phönix aufgeschwungen,
Der von euch fern im Dunste kreist:
Drum, Enkel, reden wir auch nicht mit euern Zungen,
Wir denken nicht mit euerm Geist.

Unterwerfung.

Der ich wie mit Feuerzungen
Die Dekaden einst gesungen,
Was dem Bürger wohl gefiel;
Jetzt, vom Tempel abgekehret,
Wo die Feste aufgehöret,
Red' ich zu mir selber kühl:

„Ei, wofür das grame Fechten!
Darfst Du mit dem Schicksal rechten
Oder mit der Menschen Geist?
Heldenstimm' ist lang verschollen,
Eitel wird des Liedes Grollen,
Dem sich jedes Ohr verschleußt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„In dir ſpukt es von Catonen,
Ariſtiden, Scipionen;
Sind der Welt doch keine mehr!
Für die Wahrheit Lanzen brechen,
Unbill und Verkürzung rächen,
Iſt die alte blaue Mär.

„Niemand will dem Eifer danken,
Lacher ſchicken heim den Kranken,
Der auf Dulcinea ſchwur;
Donquiſchott der Übermannte,
Laß den Speer und Roſinante,
Werd ein Hirt und ſing der Flur."

Bonaparte.

Da lagen Kütt' und Steine
Und Werkzeug auserwählt;
Geſellen kamen fertig
Und Helfer ungezählt.
Auch hätt' im Unternehmen
Der Meiſter nicht gefehlt.

Dem Einen wär's gelungen,
Es ſtünde wunderbar
Durch ſeinen Geiſt vollendet,
Der alles groß gebar,
Hätt' er auf das gezielet,
Was lang bereitet war.

Der Freiheit Schöngebilde,
Der Tugend Ruhmgebäu,
Ob Spötter ſie verweiſen
Ins Reich der Phantaſei,
Sie trug ein feſter Boden,
Blieb dieſer Held getreu!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was arbeitsam der Starke
Des Großen, Schweren tat,
Gab er's dem rechten Werke
Und schuf nach weisem Rat,
Wie lobte jetzt den Gründer
Ein hochgebauter Staat!

Er warf die Bürgerkrone,
Legt' Fürstenpurpur an,
Flog im gestickten Mantel
Der Willkür Eisenbahn
Und ward den finstern Mächten,
Der Erdgott, untertan.

Die Kräfte sind vergeudet,
Das Glück zur Neige wies,
Ein Sturm von seinem Scheitel
Die goldnen Kränze blies;
Denn würdig schmückte keiner,
Als den er von sich stieß.

Dem Bau, der steigen sollte,
Sind Blöcke noch gestreut;
Sie liegen fast wie Trümmer,
Sie warten auf die Zeit.
Die Werkleut' aber mangeln,
Kein Meister ist bereit.

Der Zeitgang.

Denkt ihr, was ewig schritt, im Lauf zu hemmen,
Und baut, was nie bestand, damit es rette?
Wer mag, wie Xerxes tat mit Peitsch und Kette,
Der Flut gebieten, keinen Schutt zu schwemmen?

Es läßt sich schwer entwehren, brechen, dämmen:
Ihr treibt den Strom gewaltsam aus dem Bette
Und rühmet, weil er schwand der alten Stätte,
Er sei begraben in der Erde Schlämmen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ist ihm auch Hind'rung, oben fortzurauschen
Und mit der Brandung Felsen wegzuspülen,
Durch Tiefen heimlich wird die Kraft sich leiten.

Wollt nur dem dumpfen Murmel achtsam lauschen,
Ihr hört die unterird'schen Wasser gleiten,
Die, wo ihr sicher steht, den Boden wühlen.

Die Fledermaus und die zwei Wiesel.

Die Fledermaus, Nachtschwärmerin, stieß den Kopf
An eines Wiesels Nest, das griff die Beute
Und schrie: „Du hast gelebt! Bezahle du
Der Deinen Schuld, die Böses mir getan;
Gehörst du nicht zur Mäusebrut?" „Behüte!
Ich bin der Vögel einer, Schwinge zeugt.
Hoch lebe, was sich in die Lüfte hebt!"
Das Wort gefiel, man ließ sie flattern. Jetzt
Schoß unterm Dach behend ein anderes Wiesel
Auf unsre Blinde, aber dieses war
Ein Vogelfeind; als Vogel wollt' es gleich
Den Gast verzehren. „Halt!" rief zappelnd wieder
Die Gefangne; „richte recht; beweislich ist
Der Irrtum. Ich ein Vogel? und wo sind
Die Federn! Ehre sei dem Mausgeschlecht,
Den Katzen Fluch! Erkenn' die wahre Maus".
Auch hier gelang's, man gab die Schlaue frei,
Sie hat sich bald nach Mäuschenart verschlüpft.

Die Losung und die Farbe wechselt schnell,
Wie Zeit und Ort es rät, ein feiner Geist.
Er ruft, nachdem es not ist oder frommt,
Dem Einen: Lebe hoch die Republik!
Dem Andern: Lebe hoch das Königtum!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Trommelständchen.

Ich bin der Trommelschläger laut,
Dem zittern Tor und Fenster;
Ich komm' zu meiner Trudel traut,
Will scheuchen die Gespenster,
Wenn's auch unerlaubt Nachbarsohren packt,
Klopft ihr Herze nur mir im rechten Takt,
Ich schlage, bis der Schlegel müde knackt.

O schönste Hirtin, grollst du sehr,
Gestört im süßen Schlafe?
Dein Phylax knurrt so ruhig her,
Kein Wolf beschleicht die Schafe.
Drück den Laden auf, wink mir gute Nacht;
Leise rühr' ich dann, trete näher sacht
Und lausch', ob nicht im Hof ein Späher wacht.

Die Tonkunst.

Stumm ruht das Wort, Gedanke nur und Bild,
In Griffelzügen auf dem Blatt gestaltet,
Ein Strahl der Glut, versiegelt und erkaltet,
Aus toter Schrift zu dunkler Schau enthüllt.

Doch wenn der kühne Meister des Gesangs
Ihm schaffet das allmächtige Gefieder,
Dann steigt es auf ins Jubelreich der Lieder
Lebendig mit der Phantasie des Klangs.

Es greifet wie mit Sturm und Wogenspiel,
Läßt Ströme rauschen oder Donner hallen,
Es girrt wie Tauben, klagt wie Nachtigallen,
Und schmilzt in Tränen süßes Wehgefühl.

Was in euch schlief, erwacht zu voller Kraft,
Harmonisch wird's in allen Seelen rege:
Ihr hört' des Dichtergeistes Fittichschläge
Und folgt' dem Zauber, trunken hingerafft.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erwin.

Der Zauber, in die Luft gesponnen,
Das Wunder, aus dem Stein gewonnen,
Streift nieder kaum den Morgenflor;
Des Meisters Geist, herab die Sprossen,
Sieht goldnen Tag auf ihn ergossen
Und wandelt an die Zacken vor:

„Ist noch das Laubwerk unzerrissen?
Heilt ewig von des Alters Bissen
Das graue Mal, dem Auge ganz?
Berührten scharfe Wetterkeile
Die hell gestrickte Riesensäule
Und fällten nicht den hohen Kranz?"

Erwin, du magst im Grabe feiern;
Laß Reich' und Staaten sich erneuern,
Du hast der späten Welt gebaut.
Noch steht, wie einst die Fröhnerhütten
Zum luft'gen Turm ihn ausgeschnitten,
Der Fels, wodurch die Sonne schaut.

Noch wird auf seiner Glocken Schläge
Die Heil'genschar des Tempels rege,
Die moosig um die Bogen wacht;
Von breiten Stammes düstrer Fülle
Geht zu dem blauen Äther stille
Der offnen Pyramide Pracht.

Kein Auge mag die Gründe spähen;
Denn wo die Gnomen finster gehen,
Ruhn schwere Pfeiler tief bewahrt:
Ich staune vor dem Werk der Sylphen,
Sie waren deiner Kunst Gehilfen
Und woben wie die Spinne zart.

Den Fremdling grüßt die ferne Krone,
Ergötzend folgt dem Heimatsohne
Das Bild, gespiegelt in der Flut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dort ſchwebt es über dunkle Mengen,
Blickt friedſam, wenn ſich Völker drängen;
Es täuſcht der Elemente Wut.

So glänzet unvergänglich oben,
Aus aller Zeiten Sturm gehoben,
Was kühne Schöpferhand geſtellt.
So bleiben auf den geiſt'gen Höhen
Der Iliade Götter ſtehen
Und Arioſtos Feeenwelt.

Des Lebens Abend.

Durch Gewölke, leuchtend vom Abendrote,
Gleitet mir das Leben hinab und ſchwindet
Ins Vergangene. Dämmert es nicht ſchon bläſſer
Über dem Hügel?

Länger, tiefer wachſen am Berg die Schatten;
Teure Bilder lächeln herauf im Halbſchein.
Winkſt du, winkſt du, nächtiges Tal? Ich komme;
Harret, Geliebte!

Vor mir dunkeln ſchon die geſenkten Pfade;
Schon berührt mein Ohr, wie der ſtille Wandrer
Ferne Laute höret, das Weltgeräuſche
Leiſer und leiſer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ehrenfried Stoeber.

(1779—1835.)

Mein Stern.

Ich war ein Knäblein, da sah ich gern
Am Himmel strahlen gar schönen Stern;
Er blickte mich so freundlich an,
Er hellte meiner Kindheit Bahn,
Er schaute von der Himmelsau
Aus Wolken weiß und rot und blau!

Da zogen, wie das wilde Heer,
Am Himmel viel Gespenster her;
Sie rasten, waren blutbespritzt,
Die Schädel waren rotbemützt ...
Und, ach! mein schönes Sternlein schwand,
Und Schrecken herrscht' im Vaterland!

Doch wieder ich das Sternlein sah,
Da war ein Siegesgott ihm nah;
Den Stern umschlang ein Lorbeerkranz,
Doch, ach! gar bald erblich der Glanz,
Der Siegsgott sprühte Herrscherblick:
Da schwand der Stern, mit ihm mein Glück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ehrenfried Stoeber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und noch einmal der Stern erschien,
Doch, ach! schnell war sein Glanz dahin;
Es flog ein schwarzes Rabenchor
Tief aus des Abgrunds Schoß empor!
Der Heuchelschein, der Hölle Macht
Verhüllten des Sternleins Pracht!

Doch, ha! Triumph! o welche Lust
Erfüllt die tiefbewegte Brust!
Zerschmetternd zuckt ein Blitzesstrahl,
Das Rabenheer stürzt allzumal.
Der Stern strahlt von der Himmelsau
Aus Wolken weiß und rot und blau!

Und immer schöner wird sein Glanz,
Ha! ihn umschlingt ein Bürgerkranz.
Wie schlägt das Herz so kühn und hehr!
Es sinken Ketten zentnerschwer,
Es jubeln Völker nah und fern:
Die Freiheit ist der goldne Stern!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Gimpelmarkt.

Do geht derr Herr Pfarrer von Auene,
Do b'ſchauene!
's iſch e-n-alter, würdíjer Mann,
Unn i wüßt nitt, was merr kinnt geíjene hann;
Jezz iſch awwer derr Gimpelmerk gewiß nitt wytt,
Se welle merr druff gehn, ier líewí Lytt.
Merr ſieht do viel Menſche-n-unn viel Sache,
's gibbt allerlei, unn manchmol mueß merr lache.
Do kummt e-n-Offißje a demí Sold,
Trat 's Ehrekrytz, hett wenní Gold;
's iſch beſſer, als wenn's umg'kehrt wär.
Lueíje! Lueíje! do kummt e Bure-Mär,
Schaut nieme-n-an, rennt allí um,
Iſch diß e Fleíjel, iſch der dumm;
Dort awwer grießt er Eine,
Err zeyt de Huet tief a;
Wer iſch 's? Was ſoll merr meine?
E Huißje, unn no fra
Derr Huißje, der ne purrſwiwiert;
Denn der hochmiethí Herr Mär iſch e biſſel ſcheniert. —
„Jezz kaufe-n-au ebbs, wenn err Geld henn,
Sauje nurr, wí odder wenn:
E Ziechel,
E Halsdiechel,
E Rock,
E Stock,
E Schild,
E Bild,
E Surkruttſtändel,
E Pfefferlad,
Verſchoſſení Bändel,
Wo merr nimm traht." — —
Muſik! e Reíjement! —
I glaub ſchier gar, es brennt, . . .
's iſch nurr imm e Kamin. —

Wi ſchlat dort zeller drin,
Der kleini Sackerdje,
O weh! o weh!
Ach! Ach!
Gemach! —
Wie dort derr Briefträjer lauft!
Unn derr Conſcrihändler, wo d' Seele verkauft!
Unn wi zeller Dockter alles betracht!
Do kummt e Poet, der gytt nitt Acht,
Der ſchaut in d'Heh, wo d'Wolke her kumme —
„Se gen ier Acht doch numme!"
E Poſtſcheeſel, e Diliſchangs, Platz! Platz! . . .
Ganz riewi marſchiert uffem Dach dort e Katz,
Dott kummt au e Förſter mit ſim Hund.
Merr ſieht vielerlei in derr nemlieje Stund. . . .
Was koſcht diß Commod?
Jezz bembelt's awwer! 's iſch weiſenem Dod
Vom Muſſi Friddesrichter. So? . . .
Do trat Eini Schaftring, ſinn ſi feil?
Was welle=n=err firr die Kett unn diß Seil? . . .
Was, Kaiwe=Jüddel! biſch au noch do?
Zaudi=Götſchel, jezz bliw i nimm geduldi,
De biſch merr noch zwanzig Franke ſchuldi.
Unn du Maierle, de weiſch . . . Ey, liewi Frau,
Iſch ſi au widder hie?
Es freut mi, daß i ſi ſieh . . .
Mich au. Si ſinn doch g'ſund unn wohl?
Dort zeller fiehrt Krutt.
Ey, der Herr dort redt doch gar ze lutt
Unn hett erſch kirzli falliert
Unn d'Lytt angſchmiert. —
Ey, daß der Guguck doch d'Maidle hol!
Wie zelli dort, die g'hőre an de Pfohl.
„Koiſe=n=err oi Bäſe?"
Merr welle=n e biſſel bym Städel leſe. —
's iſch e netter Draguner, wott e Bakkebart! —
Dort zeller Herr dort, der hett ſich au ebbs erſpart.
Arrät! arrät! 's hett einer ebbs gſtohle,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Si welle de Polizeygard, de Cummíſſär hole. —
Se ſchaue numme,
Was dort firr drei netti Jümpferle kumme
Uß der Pangſion! —
„'s iſch derr genauſti Pris, merr kann ſi nitt berichre
Bi ſo 'me Gſchäft, diß kann i au verſichre
Merr hett nurr d'Müeh dervon;
's duet alle Fridda räje."
Zell wär merr nitt geläje,
Wenn i e Gimpler wär.
Gän Acht, es kummt e Kue! . . .
Los merr de Krytzelmann gehn,
Du bitter-beeſer Bue.
Ey, wi d'Frau Baaſe dort ſtehn! —
Drei Su, 's iſch min letſcht Wort.
„Potz Mord!
Wo kumme-n-ier her, vom Narrehus glauwi,
Merr wurd 's derr noch heim drum trauje, du Dauwi,
Du Schäli, jezz geh merr vom Stand eweck." —
Duſſemang! merr henn hytt Surkrutt unn Speck,
D'Schul geht uß, 's ſchlat Mitta, kumme-n-alli mit,
Odder au nitt.

Odder au nitt.

Min Nochber isch e richer Mann,
Derr viele=n=Arme helfe kann,
Err isch kenn Weltkind, err isch frumm,
Lauft nitt ball do, ball dort erumm:
Am Owe huckt er still im Stiwwel,
Unn zählt sin Geld, lest in derr Biwwel.
Geh, Armer, klauj em dini Noth,
Unn heisch em keck e Stückel Brod,
Gewiß willfahrt err diner Bitt,
Odder au nitt.

Isch diß geredt! Von Sittsamkeit
Parliert zell Frau, daß 's eine freut,
Si schilt uff d'Hoffarth, uff de Staat,
Daß merr so thyri Kleider trat;
Si will nitt han, daß d'junge Fraue
Verliebt noch andre Männer schaue,
Si sad: min Alter isch min Freud,
Min einzi Schätzel wytt unn breit;
Die isch getreu, wie's wenni gitt,
Odder au nitt.

Ey schaue zelle Dokder dort!
Wie geht der grad unn stolz, potz Mord!
Unn wie err redt so hochgelehrt,
I ha myn Lebtah so nix g'heert,
Kenn hiesis Wort, nein, üwwerrhinisch
Und drunter nunter au latinisch;
Err grifft de Puls unn macht e G'sicht
Bedenkli, wi merr keins meh sicht:
Der schaicht de Tod uff hundert Schritt,
Odder au nitt.

Na! sehn, dort rennt e=n=Advekat,
Der macht gewiß us krumm nitt grad,
Der hett noch nie e Wort verdreijt,
De Lytte d'Byttel nie ußg'feijt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sin Lebbda wär der nitt im Stand
Sich ze berichre=n=uffem Gant;
D'Schikane sinn em velli fremd,
Err liejt nitt, ehnder gäw er 's Hemd;
Err sad: „I haß Betruij unn Strytt."
Odder au nitt.

Juhe! wie dort e Kaufmann fahrt!
Am Gittschel isch gewiß nix g'spahrt! . . .
E nett's paar Thierle! . . . Sini Frau
Unn sini beedi Deechter au,
Wie die so protzerli do sitze
Mit Hüte, Walle, Schaale, Spitze! . . .
O wär i doch e Bissel rich,
Dem brächt i mini Thaler glich,
Der steht si guet, i wett was d'witt,
Odder au nitt.

Na, so e Pfarrer haww i gern!
Isch diß gepreddyt! . . . Heidestern!
Nit einmol schaut err nurr in 's Buch;
Der poltert eins uff's Kanzeltuech,
Wie weiß der Alles uß ze laise!
Es thut mi in der Seele fraise!
Err macht mi grine, macht mi froh,
Unn alles diß e=n=anderno,
Demm geht 's von Herze, liewi Lytt,
Odder au nitt.

Sy schaue dort! e=n=Offezier!
Hett der e Schnutzer! Was e Zier!
Unn was e glitzrichts Epolett;
Der Deise steht em gar ze nett.
Wenn d' fürze Köusle uß de Bumme
Em links unn rechts um d'Ohre brumme,
Der Find schunn mit em Bajenet
Affs Cammisol em waidli geht,
So steht err wie e Mann im Glitt,
Odder au nitt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

's isch halt e Welt, wo der Verstand
Der Meister isch in Stadt unn Land;
Kenn Dummele kummt do ze ebbs,
Es gibt gewiß kenn riche Schepps,
Unn d'Ehrlichkeit, die währt am längste,
Sobald de stielst, so heißt 's: do hängst de!
Unn was mi noch am meiste freut,
Wer vornehm isch, der isch au g'scheut!
I wais, err sause 's alli mitt,
Odder au nitt.

Des greisen Sängers Trostgesang.

Was? grau das Haar? ich wär' ein Greis?
Wie bin ich's denn geworden?
Noch braust die Brust so siedend heiß
Und pocht an allen Pforten;
Noch glüht so jugendlich das Herz,
So reich an Lust, so reich an Schmerz,
Wie in den Maientagen.

Auch schneebedeckt die Tann' ist grün,
Vom Winter nie geschrecket,
Und Flammen aus Vulkanen sprüh'n,
Die eis'ge Rinde decket.
Mag grau'n das Haar so lang, so lang;
Mich locken Liebe, Wein, Gesang,
Wie in den Maientagen.

Die Lieb' aus tausend Augen blickt,
Die lieblich mich umglänzen;
Der Rebensaft so hoch entzückt,
Wenn wir die Becher kränzen;
So liederreich ist Bardenhain,
Ich sing wohl auch mein Liedlein drein,
Wie in den Maientagen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was ſtrahlet mir ein freundlich Bild
Hervor aus grauen Zeiten?
Wie ew'ger Frühling, hold und mild,
Dran Stürme ſeitwärts gleiten?
Ha! du biſt es, Anakreon,
Du warſt im Alter Freudenſohn,
Wie in den Maientagen.

Herbei! Herbei! ihr Mütterlein,
Ihr holden Mägdlein alle!
Kommt, Zecher, Sänger, ſchließt den Reih'n,
Wölbt ihn zur Freudenhalle!
Sei blond, ſei grau, ſei ſchwarz das Haar!
Wir alle jubeln immerdar,
Wie in den Maientagen.

An den Tod.

(1818.)

Geſtrenger Herr! ich muß Ihm ſchreiben,
Dann, denk ich, ſpart Er den Beſuch,
Wir können doch die beſten Freunde bleiben;
Drum hör' Er nur, in ſeinem Leichentuch,
Herr Senſenmann! Er treibt das Ding zu bunt:
Von allen Seiten hör' ich klagen,
Mit Niemand könn' Er ſich vertragen;
So dürr Er iſt, ſei Er ein Schlund,
Der alles drohet zu verſchlingen,
Kein Moloch ließ' ſich ſo viel Opfer bringen.
Er greift ſo gierig um ſich her,
Als wär' Er Lief'rungskommiſſär,
Gott weiß, von welchem großen Fürſten!
Nach Tränen ſcheint er nur zu dürſten;
Ihn rührt nicht Klage, Gram und Schmerz,
Hat er denn gar kein menſchlich Herz?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den Säugling reißt Er von der zarten Bruſt,
Entführt das Mädchen ſeines Jünglings Luſt!
Und Väter, Mütter müſſen ſcheiden,
Sobald Sein Knochenfinger winkt.
Er, Störer aller Lebensfreuden,
Auf deſſen Blick der düſt're Vorhang ſinkt,
Laß Er uns Zeit, für unſer Heil zu ſorgen.
Was mich betrifft, ſo bitt' ich nicht zu eilen;
Mir iſt es recht, ſeh' ich noch viele Morgen
Das Purpurrot der Nächte Schatten teilen.
Wohl iſt mir auf dem Muſenpferde,
Es trägt mich über Berg und Tal
Und ſchüttelt ab des Lebens Sorg und Qual,
Und „Wunderſchön iſt Gottes Erde!"
Sing ich, wie weiland Hölty ſang,
Den Er, Herr Hain, ſo früh entrang
Dem liederreichen Dichterlande,
Er, dem noch nie ein Lied gelang,
Es ſeie denn ein Schwanenlied,
Und: „Alle Menſchen müſſen ſterben",
Wovor die junge Freude flieht.
Mich feſſeln noch des Lebens Roſenbande;
Wann die Pokale ſich von Silberperlen färben,
Da waltet zauberiſch die Herrin Phantaſie,
Und mich umkreiſen ihre heitern Bilder,
Die Liebe ſchafft die Seele milder,
Und überall herrſcht Harmonie.
Es winken mir die Blümlein auf der Au,
Mich grüßen Äuglein ſchwarz und blau;
Es glänzt umher der Sonne Pracht,
Es ſinkt herab aus dunkler Nacht
Der Sterne goldenes Geflimmer,
Es wallt dahin der Mond im Silberſchimmer.
Auch hat mir Gott in treue Hut gegeben
Ein teures Weib und holde Kinderlein,
Drum, ſieht Er wohl, ich muß noch lange leben.
Hat ſich mein Mädchen, das drei Jahre zählt,
Den Jüngling ſeines Herzens einſt gewählt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So muß ich doch an ſeiner Trauungsfeier,
Mit meines Tochtermanns Mama
Ein ehrenfeſtes Tänzchen wagen.
So was, Herr Tod, wird Er doch nicht verſagen!
Und rufen meine Enkel: Großpapa!
Dann wird das Leben mir auf's neue teuer;
Dann muß ich wieder Wiegenlieder
Und Puppen und Soldaten bringen.
Wer wollte nicht die Silberhochzeit feiern?
Und bei der goldenen ſich ſelbſt den Glückwunſch leiern!
Drum, beſter Tod, iſt Er ein Chriſt,
So halt' Er ein und geb' Er lange Friſt.
Und iſt das Stündlein endlich doch gekommen,
Wo keine Bitte länger nun mag frommen,
So komm' Er nicht als häßliches Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe:
Geſtalt' Er ſich als holder Genius,
Geb' Er mir leis den Geiſterkuß,
Und laß Er ſo zum wandelloſen Leben
Getroſt und fröhlich mich hinüberſchweben.

Kaiſer Sigismund in Straßburg.

Sei mir gelobt, du alte Zeit,
Voll Einfalt und Gemütlichkeit
Und freier, heit'rer Sitte;
Du lebeſt in der Saiten Klang,
Und traulich ſchwebſt du im Geſang
Verjüngt in unſrer Mitte.

Heil ſei dir, Kaiſer Sigismund!
Gern' macht dein Lob die Leier kund,
Du Liebling holder Frauen!
Dein Bild ſchwebt mir ſo freundlich nah'!
Horcht! ... was in Straßburg einſt geſchah,
Will euch mein Lied vertrauen. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Herrſcher, den ich euch genannt,
Zog ruhmbekränzt durch Stadt und Land,
Viel Fehden er geſchlichtet,
Gedämpft der Kirche bittern Streit
Und über Völker, nah' und weit,
Nach Recht und Fug gerichtet.

Da ward zu ſeiner Taten Lohn
Ihm zuerkannt die Kaiſerkron';
Drum rafft mit Roß und Mannen
Er ſich aus Welſchland rüſtig auf
Und ziehet, nach des Rheines Lauf,
Gen Aachen nun von dannen.

Und Straßburgs Mauern ihn umfahn;
Hier, jedes Herz ihm untertan,
Mag es ihm baß gefallen.
In freier Stadt, mit freiem Sinn,
Läßt er der Krone Sorgen fliehn,
Wo deutſche Becher ſchallen,

Legt ab die ſtrenge Majeſtät,
Bei Scherz und Spielen früh und ſpät,
Da mag er gern verweilen;
Der Frauen und der Mägdlein Flor
Umblühen ihn in holdem Chor,
Die Stunden raſch enteilen.

Als vom Bankett um Mitternacht
Der Kaiſer ſchied in ſeiner Pracht,
Umſtrahlt vom Fackelglanze,
Da luden ihn die Weibchen fein
Auf Morgen in die Herberg ein,
Am Hohenſteg, zum Tanze.

Es ſpricht der Fürſt ein freundlich: Gern!
Und kaum erbleicht der Morgenſtern,
Naht ſchon der Trupp der Schönen;
Im Nachtrock noch, die Füße bar,
Eilt Sigmund mit der holden Schar,
Und Pauk und Cymbel tönen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ließ in jener biedern Zeit
Sich ſelbſt im Rauſch der Fröhlichkeit
Kein Chriſtenkind betören,
Tut gläubig, was die Kirche will:
Sie zieh'n ins Münſter, ernſt und ſtill,
Die Frühmeß' anzuhören.

Dann wieder hört man ſcherzend Wort,
Der Zug bewegt ſich fröhlich fort,
Wogt ſonder Raſt noch Ruhe;
An einer Bude macht er halt,
Die Frauen kaufen alſobald
Dem Kaiſer ein Paar Schuhe.

Und luſtig ging's Straß' aus, Straß' ein
Nun tanzend in dem Wirbelreih'n
Bis zu des Feſtes Saale;
Den Becher ſchwinget Sigmunds Hand:
„Den Frauen und dem Vaterland!"
Er grüßt mit dem Pokale.

Froh ſchwinden ſieben Tage hin;
Der Kaiſer muß nun fürbaß zieh'n,
Zum Krönungsfeſt ſich wendet;
Vorerſt den Frauen allzumal,
Zweihundertfünfzig an der Zahl,
Er güldne Ringlein ſpendet.

So hat das Zarte ſich vermählt
Mit Herzen, die der Mut geſtählt,
In unſrer Väter Mitte.
Sei hochgelobt, du alte Zeit,
Voll Einfalt und Gemütlichkeit
Und freier, heit'rer Sitte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Georg Daniel Arnold.

(1780—1829.)

Lied des Pfarrers aus dem „Pfingstmontag".

Wo die hohen Wasser rauschen,
Lüfte rein durch Blüten wehn,
Blieb ich, dem Gesang zu lauschen,
Horchend an dem Felsen stehn:
Aber wie ich stille stand,
Fern der Zauberklang verschwand.

In des Tales tiefe Gründe
Zog mich fort der Töne Spur,
Doch verweht vom Abendwinde
Hört' ich sie von weitem nur;
Rastlos eilt' ich längs dem Bach
Dem Gesang, dem flieh'nden, nach.

Und des Baches leises Rieseln
Gattet' mit den Tönen sich,
Bis dem Tropfenfall auf Kieseln
Ganz des Liedes Anmut wich:
Wohl, o Bächlein, leit' mich fort
Zu des Chors verborgnem Ort!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch wie ich mich naht', verſtummten
Schnell der Töne Melodien,
Nur die wilden Bienen ſummten,
Und des Waldes Vögel ſchrien,
Und es ward die finſtre Nacht
Einſam in dem Wald durchwacht.

Erſt als ich ins Reich der Träume
Bei der Frühe mich verlor,
Da erklang durchs Laub der Bäume
Unſichtbar der Zauberchor;
Schwellend her und ſtrömend hin,
Hört' ich ihn bald nahn, bald fliehn.

Und die Silberſtimmen ſangen:
„Nicht die Mühe, nur das Glück,
Hilft dir zu uns zu gelangen,
Bringt dich auf die Spur zurück.
Nur des Glücks allmächt'gem Drang
Folget heil'ger Lieder Klang.

„Einſt wirſt du uns wieder hören,
Trägſt du fromm des Sehnens Laſt;
Denn zu unſern Himmelschören
Führt kein Streben, keine Haſt.
Froh, auf unerſpähter Bahn,
Wirſt du wieder dich uns nahn."

Nun muß ich mit Sehnſucht klagen,
Alles um mich her iſt ſtumm,
Nach will ich den Tönen jagen,
Irren um die Welt herum.
Quälend iſt des Lebens Pflicht,
Tönen Liebesſtimmen nicht!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Georg Daniel Arnold

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Rosen.

Dort auf dem Hügel, umspült von leisanrauschender Seeflut,
Wo sich die Pinie stolz hebt aus dem Lorbeergebüsch,
Blühen am sanften Abhang, von ewigen Westen gekühlet,
Rosen, den Äther umher füllend mit stärkendem Duft.
Sieh', wie aus schwärzlichem Laub die einen erglühen von Purpur,
Hat in ihr schimmerndes Meer Eos die Blüten getaucht?
Und wie mit blendendem Weiß zartblättrig die Kelche der andern
Glänzen, so glänzte der Schaum, der einst Cytheren gebar.
Wohl gab ich jenen den Vorzug, sah ich der blühenden Jungfrau
Sanftaufschwellende Brust hold mit der Rose geschmückt
Und ergriff mich der Wunsch, wie der Hauch begeisternd der Blume,
Mit den Rosen zugleich biegsame Myrthen zum Kranz
Ihr zu flechten ums Haupt, ums schwarzgelockte, und mit ihr
Jahre, wie Blüten gewebt, selig an Jahre zu reih'n,
Bis unerwartet der Gott, so fleht' ich innig zum Schicksal,
Unsre Fackeln zugleich senkt' in die stygische Flut.
Aber da ward ihr ein Kranz, ein andrer, von mir nicht geflochten,
Auch nicht mit Purpur verwebt, noch mit der Myrthe geschmückt.
Nein, sie nahmen dazu das Laub der düstern Cypresse,
Weiße Rosen und, ach! Mohn, die schlafdeutende Frucht.
Sprecht! warum wähltet ihr denn solch trauerverkündende Blüten?
Wir nicht, so klagten sie mir, wählten; der Tod hat gewählt.
Tritt hinein! Ach, da lag im weißen Gewande die Jungfrau
Leblos, ein eiserner Schlaf hielt ihr geschlossen den Blick.
Welche Macht hält gefesselt des prächtigen Gliederbaus Zauber?
Wer hat des Lilienarms holde Bewegung gelähmt?
Harret! Ich raube für sie vom Olymp des belebenden Feuers
Einen Funken in Eil', trotzend dem Götterverbot,
Und, die ätherische Glut einhauchend den schweigenden Lippen,
Schau ich's entzückt, wie der Geist kehrt in den Körper zurück,
Schau ich's, wie langsam das Aug', das prächtig gestirnte, dem Licht sich
Neu eröffnet und leis wieder die Brust sich erhebt,
Schau's, wie mit zartem Karmin die Marmorwangen sich färben,
Und wie die Grazie hold wieder den Arm ihr beseelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mag mich dann immerhin auch an des Kaukasus Felsen Hephästos
Schmieden mit eherner Kraft, mag mir der Adler des Zeus
Gierig das Herz, das stets sich erneu'nde, zerfleischen, ich juble
Ewig bei endloser Qual, daß ich dem Tod sie entriß!
Eitles Rasen! Das schreckliche Schicksal flocht selbst mit Gewalt ihr
Um die leuchtende Stirn jenen verderblichen Kranz!
Seht! Welch' ein bittres Lächeln die bleiche Lipp' ihr umschwebet;
Hört ihr's, wie leise sie seufzt? Hört doch, o hört, wie sie klagt:
„Alles, was mich umgab, erfreute mein jugendlich Aufblüh'n,
Und das lächelnde Glück weilt', wo ich wandelte, gern;
Denn der pflegenden Sorge der zärtlichen Mutter entsprechend,
War ich ihr Stolz, ach! ich war alles ihr, war sie's doch mir.
Doch, als in sel'ger Erwartung und sicherm Genuß wir uns [wiegten,
Stürzt' mich die Macht des Geschicks tückisch zum Orkus hinab.
Mutter, o zürne nicht mir, daß tief im Abgrund des Grams nun
Ohne Rettung, allein, grausam das Dasein dich quält.
Dulde, mein Schatten wird stets die Wang', die heißglüh'nde, dir [kühlen,
Bis für dich auch ein Los fällt aus der richtenden Urn'."
Also klagte ihr Lächeln. Und, o! zum Titanenkampf war ich
Gegen die Götter bereit, Riesenkraft lieh mir der Schmerz.
Doch beim Rauschen im Laub der düstern Ulmen am Fenster,
Wohl verstand ich's, da schmolz plötzlich mein eiserner Mut.
Ach! was vermag der kühnste Entschluß? Wälzt minder das [Schicksal,
Regellos spielend, auf uns seine zermalmende Last?
Lenkt mit wen'ger Genuß den flammenden Wagen im Kreislauf
Phöbus, wenn er weithin blutige Leichen bestrahlt?
„Auf", so winkte sie mir, „bewahre dein Herz und erweitr' es,
Daß unvergänglich mein Bild in dem geheiligten Raum,
Werter als Totenpaläste, begrüßt von hochströmender Nilflut,
Sich erhalte: nur so ist die Unsterblichkeit süß!"
Dies noch vernahm ich und floh — die Nacht war gekommen; [es sah mich
Früh der aufdämmernde Tag oben vom zackigen Fels
Weithin auf das Meer starr blicken und sonder Besinnung
Zählen die Wogen, die laut sterbend zerschäumten am Strand.

Aber die Rose, die ich vom Kranz der erblichenen Jungfrau
Scheidend gebrochen, sie weckt wieder der Wehmut Gefühl.
Bleiche Blume des Dorns! du erscheinst mir so ernst und so göttlich,
Seit du die heilige Stirn', ihr, der erhab'nen, geschmückt.
Färbt dich gleich nicht mit Pracht der irdische Purpur, vereinigt
Leuchtet der Strahl des Lichts, rein wie im Äther, aus dir,
Und dein durchdringender Duft, er erhebt auf rascherem Fittich
Mächtig den strebenden Geist hoch in ein namenlos Land.
Blume der Sehnsucht! nicht mehr wird die prächtige Schwester [mich reizen,
Auch wenn den Nacken sie selbst Hebes in Kränzen umschlingt.
Mag, wie die Gattin des Zeus die Schätze der Erd' und des [Himmels,
Flora ihr Füllhorn vor mir leeren mit lockendem Wink,
Nicht mehr ergreift mich ein Wunsch; die weiße Rose, sie bleibt mir
Forthin erwarteten Glücks plötzlich verblichenes Bild,
Teuer jedoch; wenn umsonst die andern des Lebens Genuß mir
Winken, zeigt jene von fern selbst in der Nacht mir ihr Grab.

Wehrlied für die beiden Regimenter der Elsässischen Lanzenträger zu Pferd 1815.

Mel.: Frisch auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
(Reiterlied aus Wallensteins Lager.)

Horcht auf! Es erklingt der Trompeten Getön!
Wem gilt solch ein lustig Geschmetter?
Tief schallt es im Tal, und weit tönt's auf den Höh'n;
Wohl dringt es durch Sturm und durch Wetter!
Ihr Freunde! Das ist des Vaterlands Ruf,
Des Vaterlands, das Euch zu Männern schuf.

Nun klopf' in der Brust, du hochschwellendes Herz,
Erfüll' dich mit heiligem Feuer!
Das Leben ist sonst nur ein Spiel und ein Scherz,
Die Freiheit macht's edel und teuer.
Wir sind für die Freiheit zu kämpfen bereit;
Frei leben und sterben ist unser Eid!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir schwingen, getragen auf schnaubendem Roß,
Die weit und schnell treffende Lanze,
Wir fliegen mit Schwert und mit Feuergeschoß
Zur Schlacht und zum blutigen Tanze,
Wir stürzen in Dampf und in Feuer hinein,
Wir stürmen, wir sprengen der Feinde Reih'n.

Denn Elsaß, das schöne, das herrliche Land,
War immer die Heimat der Braven;
Kein Hof und kein Fürstlein mit bleierner Hand
Erzielten da Knechtschaft und Sklaven.
Die Fürsten, die Völker verkaufen wie Vieh,
Sie herrschten im freien Elsaß nie.

Was wimmern und jammern im Dörflein sie dort
Mit hilflos aufstrebenden Händen?
Der Feind rückt heran, er will wüten mit Mord,
Mit Brennen, mit Plündern, mit Schänden!
Auf, Brüder, beschützt mit entschlossenem Mut,
Die Hütten des Landmanns vor Feindes-Wut!

Die Göttin des Sieges mit freundlichem Blick,
Sie führt uns auf leuchtende Bahnen;
Sie heftet, sie fesselt das schwankende Glück
An unsre dreifarbigen Fahnen.
Wer mutig verteidigt den heimischen Herd,
Der ist der Krone des Helden wert!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karl Friedrich Hartmann.

(1788—1864.)

Meinem Elsasse.

Nimm freundlich hin, du Heimatland,
Den Kranz, den freudig ich dir wand
In meinen Feierliedern!
Es ist die Freude, süß und rein,
In deinem Schoß erzeugt zu sein
Und Lieb' dir zu erwidern.

Prang' fort in deiner stillen Pracht,
Die fremd- und heim'schem Auge lacht,
Prang' fort zur Schöpfung Ehre!
Bleib', Perle aus dem Altertum,
Verjüngt in deiner Kinder Ruhm,
Daß fort dein Nam' sich ehre.

Prang' herrlich fort, mein Alsaland,
Aus Neid das Zwitterland genannt
Allwärts des Rheines Grenzen!
Du bleibst doch, wie dich Gott bestellt;
Und aller Neid der Außenwelt
Macht dich nicht minder glänzen.

Ein Frankenherz und deutsche Sprach'
Sind dem Alsaten keine Schmach,
Wie's auch der Fremde deute;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er komm' in unſer Zwitterland,
Beſchau den Schmuck von Berg und Land,
Und's Aug der Zwitterleute.

Er ſchau ſich um, er ſchau ſich ſatt,
Bis ausgezürnt und tadelmatt
Die Weiſung er gefunden:
Daß, wo der Geiſt der Freiheit wallt,
Umſonſt der Ruf zum Knechtſein ſchallt;
Was frei, bleibt Frei'm verbunden!

Drum blühe fort, mein Heimatland,
Du Grenzeſchmuck vom großen Land
Der Freiheit und des Mutes!
Sei fort geſegnet, fort geehrt,
Erhalte deiner Kinder Wert
Im Wallen edlen Blutes.

Erklärung.

(Als Vorwort zu den „Dem deutſchen Franzoſenhaſſe" gewidmeten Gedichten.)

Dem Deutſchen, wie er lebt im deutſchen Lied:
Reinfühlend, kräftig, Schönem hocherglüht,
Der frei vom Neidruf: „Haß dem Frankenland!"
Dem reich' ich treu die Menſchenbruderhand.

Dem Deutſchen, der, wie ihn die Wahrheit lehrt,
Erkennt, daß auch der Frank' des Ruhmes wert,
Der fühlt, daß Volkeshaß des Mannes Schand',
Den ehr' ich laut und reich' ihm treu die Hand.

Und darum frei ſich hier mein Sinn ausſpricht:
Den Deutſchen, weil er deutſch, befeind' ich nicht;
Nur wem Franzoſenhaß im Innern nagt,
Dem ſei, ſelbſt ohne Haß, was folgt, geſagt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landes Art, Landes Sitte.

Was seit fünfzig Jahren die Franzosen taten,
Nennt der Deutsche Schandwerk, Schinderhanneſiaden;
Alter Brauch, der Deutschen süße Pflicht.
Ließe sich das Ding jedoch so umwärts drechseln,
Daß bei dem Geschehnen unbemerkt zu wechseln
Deutsches mit Französischem in der Geschicht',
O der Wunder! Welch ein Bild von Heil'gentaten,
Welchen Ruhms wär' dann der Franken Tun beladen,
Weil der Ruhm sodann des deutschen Namens Ruhm!

Heisa, Arndt und Jahn und Menzel und Konsorten!
Wie beschrieben diese dann die Sklavenhorden,
Die der Freiheit Meuchelmord so lang versucht!
Hu, wie fände, als der Hölle schwärz'ste Sache,
Jener langen Fürstenwut gereifte Rache
Auf der Nachwelt fernste Zeiten sich verflucht!
Wie, um würdig all die Heldentaten zu belohnen,
Müßt' der Himmel sein Gestirn zu Siegerkronen
Eiligst leihn, weil er teutonisch drum ersucht!

Schade, schade, daß das Los nicht so gefallen!
Angemeßner, richt'ger schien' die Folge allen;
Denn der Ausruf zum Geschehnen tönt' doch wahr:
Denn der Deutschen Haß wär' wenigstens verzeihlich,
Und der Franke, dem der Fürsten Schuld nicht heilig,
Zürnte seinem Sechsunddreißigherren-Heer,
Weil durch Englands Gold in lang durchseuztem Kriege
Zum Beschluß er bei Verrat in blassem Siege
Söldner, Fürstenknecht und Freiheitswürger wär'.

Doch, o Herr, führ' niemand in Versuchung!
Lasse, wem's gefällt, in Knie- und Rückenbeugung;
Ach, Fußschemel-Menschen ist ja auch es gut!
Laß für Herrensünde sie die Franken hassen —
Irgends muß ja doch der Zorn heraus sich lassen,
Wenn Erinn'rung ihren Stolz auflöst in Wut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alsatenstimme an der Rheingrenze.

Auch ich bin in Alsatien geboren;
Auch mir tat die Vergangenheit einst kund,
Wie Deutschland seine schönste Perl' verloren,
Wie unsre Väter Deutschland abgeschworen,
Verlassen in des Dranges bängster Stund'.

Auch ich bin in Alsatien geboren
Und Franke durch der Väter ernsten Schwur.
Auch ich hab' meinem Vaterland geschworen,
Dem Lande, das die Väter sich erkoren
Beim Schwinden jeder deutschen Hilfe Spur.

Und so mag denn auch mir der Deutsche fluchen,
Dem blinder Haß in sünd'gem Busen brennt;
An mir auch mag der bleiche Neid versuchen,
Des Mannes Vaterlandeslieb' zu fluchen,
Der sich mit deutschem Worte Franke nennt.

Ich werde, ob auch Deutschtum mich verdamme,
Bewahren meines Busens heil'ge Glut;
In ihrer Reinheit zeigen jene Flamme,
Die, als Verräterfeu'r an deutschem Stamme,
Unrein genannt von unrein fremder Wut.

Doch eh' des Hasses Unbild ich beschwöre,
Bekenn' ich gern des Herzens süßen Hang:
Daß deutsches Wort und Lied ich freudig höre,
Daß deutsche Sitt' und Heimatlieb' ich ehre,
Und deutscher Haß nur mir entweihend klang.

Drum frag' ich, was die Väter einst verbrochen,
Als sie, verarmet für das deutsche Reich,
Der Hilf' umsonst geharrt, die längst versprochen,
Bedroht, gezwungen nur den Bund gebrochen,
Um abzuwenden sichern Todesstreich?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wo waren Leopold's, des Deutschen, Heere,
Als vor Argentoratum Ludwig stand,
Der, wohlbewußt, daß keiner Hilfe Speere,
Daß höchste Not ihm keinen Sieg verwehre,
Den Eingang leicht zur deutschen Veste fand?

Und dieser Schritt aus notgetrübten Tagen,
Dies Schauen nach der Hoffnung milderm Licht,
Dies, Schuld genannt, die Quelle deutscher Klagen,
Als Sünd' den Enkeln feindlich nachgetragen,
Wo hier das Recht? Wie Klage und Gericht?

Wie mag sich deutsche Weisheit hier bewähren,
Wie sich der Spruch, der uns der Untreu' zeugt,
Wenn wir in Lieb' zum Land, dem wir gehören,
In Lieb', die Gott befohlen, uns entehren,
Wenn Frank' am Rhein sich, Frank', unwürdig zeigt?

Und wenn wir denn, des ekeln Tadels müde,
Entschlossen einst, Versöhnung zu erflehn,
Zum Deutschen riefen: „Nun denn, so gebiete!
Was ist zu tun, wie teuer ist der Friede?"
Aus welcher Sühne dürft' uns Gnad ergehn?

Vernähmen wir, da Treue uns Verbrechen,
Errieten wir vielleicht die bess're Lehr',
Das ernste Wort der Trennung auszusprechen,
Mit unsern Frankenbrüdern kalt zu brechen,
Aufruhr zu wecken feindlich um uns her?

Aufruhr! dies höchste Schreckenswort der Zeiten —
Wie würd' es hier mit deutschem Wort getauft?
Dürft' Beifall wohl vielleicht die Tat begleiten,
Ließ' ausnahmsweise Hochverrat sich deuten,
Weil deutschen Nam' wir wieder uns erkauft?

Und wär' uns dann das große Werk gelungen,
Was böte wohl zum Lohne sich uns dar?
Welch bess'res Hoffen wäre uns errungen?
Welch schön're Höh' zu schön'rem Ziel erschwungen?
Wie zeigt sich uns die Zukunft offenbar?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir sähen uns dem Mutterschoß entlaufen,
Um Trost (vielleicht von früher Reu' gequält)
Bei vierunddreißig Ländern zu erkaufen,
Die, irr', sich mit dem Namen Deutschland taufen,
Da jedes sich, und nur sich einzeln zählt.

Wir sähen uns ... doch weg mit diesem Wahne!
Ich wollte ja nur des Alsaten Treu'
Zum Vaterland', zu seiner Freiheitsfahne
Erheben und dem längst verjährten Wahne
Dartun, daß Treu' uns pflichtgeboten sei.

Wenn in dem Lauf von fünfzig ernsten Jahren,
Genosse einer vielbewegten Zeit,
Die reich an Wundern, Not und an Gefahren,
Er stolz sich zählte zu der Brüder Scharen,
Die siegend das bedrängte Land befreit;

Wenn das Erfüllen solcher heil'gen Pflichten
Ein fremdes Grollen zu verdammen wagt,
Dann sei's an uns, uns fragend aufzurichten,
Und unsrer Tadler Frevel aufzuschichten,
Von der Geschichte Rüg' einst angeklagt.

Ich werde fragen dann, mit welchem Rechte
Des deutschen Landes Herrn zum Kampf einst schrien,
Als, ihren Thronen fern, ein Volk sich rächte,
Der Freiheit huldigt' und dem Menschenrechte
In seinen Grenzen Schutz und Sitz verlieh'n?

Daß jenes Kampfes Sieg zum Recht sich neigte,
Daß das Erkennen unsers freien Stands
Besiegter Meister Stolz und Willen beugte,
War solche Folg', drin Gottes Hand sich zeigte,
Wohl Stoff zu Unmut heimgesuchten Lands?

Daß später dann der Zeiten größtem Helden
Wir gern bewilligten den Kaiserthron,
Weil Großes wir dem Retter zu vergelten,
Und groß das Danken unserm Auserwählten
Sich zeigen mußt' als seiner Taten Lohn —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wer hieß ob diesem Tun den Neid erglühen,
Den Englands Gold zur Flamme angefacht?
Wer hieß zum alten Kampf die Deutschen ziehen?
Aus wessen Blicken sah man Rache sprühen?
Wer hat erneuert Feindliches gewagt?

Daß siegend dann mit seinen Wunderscharen
Der neue Cäsar alten Ruhm bewährt,
Daß Deutsche dieser Fehde Opfer waren
Und, töricht lachend ähnlichen Gefahren,
Uns and'rer Deutschen Wahn zum Kampf begehrt;

Daß diese, wie die frühern, unterlagen
Und Schmach und Not mit jenen gleich geteilt;
Daß der Versuch, das Frankenvolk zu schlagen,
Noch zweimal gleiche Frucht dem Neid getragen,
War dieser Schuld der Franke wohl beteilt?

Es ist Geschichte, die ich hier berühre!
Und blinder Haß bellt lächerlich sie an.
Die Wahrheit bleibt, ob Wahn auch falsch sich ziere,
Und Schmach verbergend, Schmach im Munde führe,
Statt da zu zürnen, wo der Fehl getan.

'S ist eine sonder lächerliche Sprache,
Wenn, nach dem Kampf' für Herrn und fremdes Gold,
Bezweifelnd und umgeh'nd des Rechtes Frage,
Man ob der Not erfolgter Niederlage
Nur dem gesuchten Überwinder grollt.

Als endlich dann der Lenker der Geschicke
Zum Deutschen sprach: „Frei sei der langen Schmach!
Du hast versucht, wie fremde Herrschaft drücke;
Zum Norden richte hoffend deine Blicke,
Und wenn der Rettung Zeit genaht, sei wach!"

Wann tönte dann der Aufruf zum Befreien?
Beim Anblick unsrer norderstarrten Macht —
Wie tönte der Erwachten Siegesschreien?
Ach, ruhmleer! denn die Rettung zu entweihen,
Schallt' Racheschrein, ein düstrer Ruf der Nacht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was sollte Rache, da wo kein Vergehen?
Nicht war die Rache zeitgemeßnes Wort.
Der Heimat Boden frei vom Feinde sehen,
Den Feind verdrängen, ihn nicht hassend schmähen,
Dies war Gebot; die Rache irres Wort.

Und wenn der Franke, endlich dann geschlagen,
Noch heut' des Deutschen feindlich Grollen hört,
Dürft' nicht, den Blick auf jene Zeit getragen,
Berechtigt er die Überwinder fragen,
Wie hoch wohl jenes Überwindens Wert?

Dürft' nicht er fragen, ob die Grabgestalten,
Getrieben von des Nordens wilder Schar,
Und Kinder, fähig kaum das Schwert zu halten,
Die für gesandte Hilfe später galten,
Ob solche Macht wohl schwer zu bänd'gen war?

Dürft' nicht er fragen, ob nicht an der Scheide
Des deutschen Landes deutsches Herz gepocht?
Ob nicht, errötend in der Siegesfreude,
Beim Schaun des Frankenhäufleins Zahl im Streite,
Manch biedrer Deutscher, selbst sich zürnend, focht?

Das Feld, wo einst mit heiligern Gefühlen,
Mit höherm Mut sich deutsche Treu' bewährt,
War Deutschland, wo Befreiung zu erzielen,
Ein Hofer, Schill und ihre Tapfern fielen;
Da lohnt' Unsterblichkeit der Taten Wert.

Doch in dem Kampf, wo dreizehn Nationen
Die Reste eines einz'gen Volks erdrückt,
Wo fallend selbst die Heldenlegionen
Dem Sieg so nah ... dort konnte Ruhm nicht lohnen
Dem, der der Walstatt Meister sich erblickt.

Groß hat der selbst durchlebte Raum der Zeiten
Mir meines Vaterlandes Bild gezeigt,
Und der Versuch, als Zerrbild mir's zu deuten,
Hieß' kleinen Sinnes einen Glanz beneiden,
Vor dem gemessen, sich der eig'ne neigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Liebe zu des Vaterlandes Bilde
Ist edles Fühlen, heilig süße Pflicht;
Doch hämisch sehn, wenn andern Lands Gebilde
In Wert und Größe sich dem Blick enthüllte,
Das will die Lieb' zum Vaterlande nicht.

O nein! des Hasses Stimme ist verklungen;
Längst wandelt' Friede sie in Liebeslaut.
Nur da hält alles Große sich umschlungen,
Wo Völker Bundeslieder rein gesungen;
Denn Völkerliebe ist des Friedens Braut.

Und wer sie, diese großgefühlte Liebe,
Im Wahn, des Landes treustes Herz zu sein,
Mit blinden Hasses ewig neuem Triebe
Zerstören will, dem wäre Not, er grübe
Sich tief der menschenleeren Erde ein.

Dem wäre Not, ihm rief's mit Donnerstimme:
„Hab' acht, daß nicht dein Dünkel dich erstickt!
Du weißt wohl mehr als Gott in deinem Grimme,
Hörst deinem Volk nur tönen seine Stimme,
Siehst nicht, wie liebend all' er überblickt.

„Was soll das Volk, wenn von der Throne Stufen
Der Fehde Briefe blutverkündend gehn?
Sind doch die Völker nicht zum Rat gerufen,
Sind sie's ja nicht, die Kriegeselend schufen —
Warum willst du, daß hassend sie sich sehn?

„Laß du des Krieges fressend Feuer brennen,
Die Heere taktisch sich Verderben weih'n.
Mag sich die Schuld am Schuldigen erkennen;
Die Völker können nie sich feindlich trennen,
Denn all' begrüßet einer Sonne Schein.

„Laß Frank' und Deutschen freundlich sich begrüßen;
Ein jeder sei des andern Achtung wert.
Will nachbarlich sich Herz zum Herzen schließen,
Laß nicht des Umgangs Mischung dich verdrießen;
Verkenn spießbürgerlich nicht ihren Wert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Ein jedes Volk trägt seine Schwäch' und Größe,
Wie seine Farben in des Wappens Schild.
Mit deutschem Vorzug decke Frankenblöße,
Vor deutschen Minderglanz rück Frankengröße,
So schaffst du dir ein ewig lachend Bild —

„Ein Bild, zu dem die Bessern all' sich neigen,
Das segnend weilt am alten Scheidestrand,
Und einend ruft: „Heißt Feindliches hier weichen!
„Denn unsres Sterns zwei größte Völker reichen
„Sich an des Rheines Strom die Nachbarhand."

Ludwig Spach.

(1800—1879.)

Ich frage nie, woher die Töne kommen.

Ich frage nie, woher die Töne kommen,
Wenn bei dem Saitenklang mein Busen glüht.
Was kann's dem innersten Gefühle frommen,
Wenn auch der Neugier Blick die Saiten selber sieht.
Weht Abendluft im kühlen Haine,
Ich frage nie, woher sie weht,
Noch bei dem ros'gen Abendscheine,
Wo jetzt der Sonnendiskus steht.

Ich frage nie vor wunderschönen Augen,
Warum der Liebe Glut aus ihnen strahlt.
Genug, wenn gerne sie in meine tauchen,
Und unter Wimpern sich ein süß Geständnis malt!
Ich frage nie beim goldnen Weine,
Warum im Glas die Perle glimmt?
Sei er vom Rhodan oder Rheine,
Genug, wenn er mich höher stimmt!

Ich frage nie beim Schönen oder Großen,
Warum es groß, warum es schön.
Zerpflückst du frevelnd jene Purpurrosen,
So bleibt der nackte Strauch verarmt am Boden stehn.
Genug, du fühlest dich gehoben,
Mehr als der König auf dem Thron!
Genug, du weißt, es kömmt von oben,
Die Luft, das Licht, der Saitenton.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Liebe Ruhe.

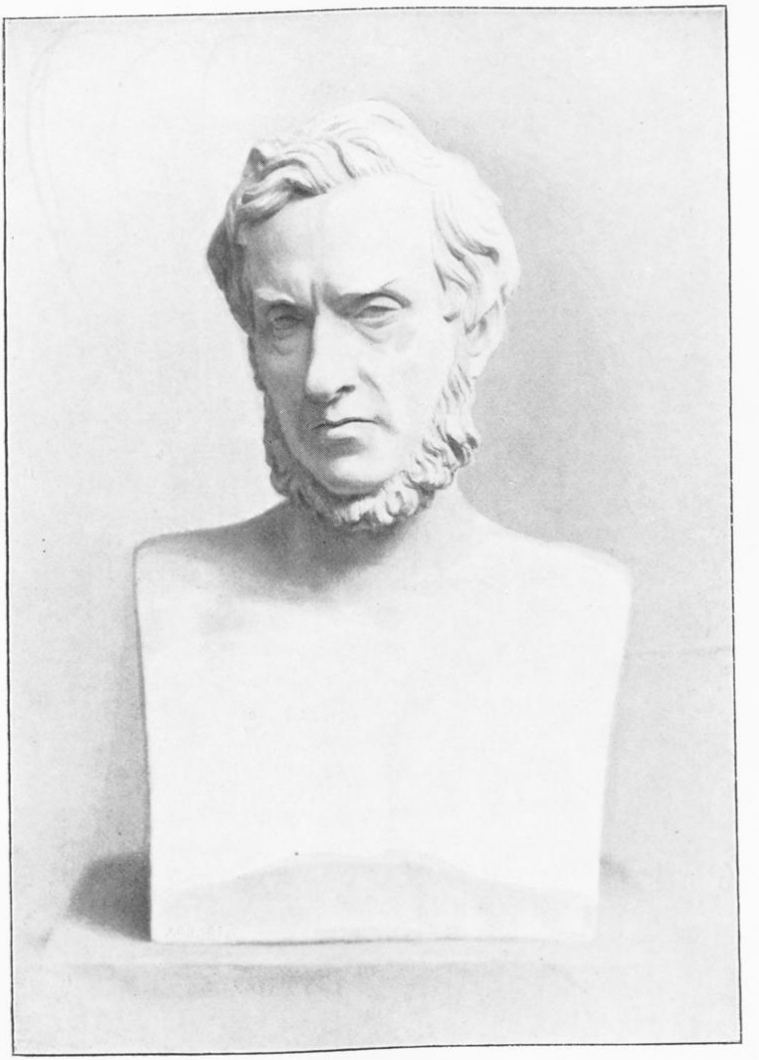
Der Liebe Schmerzen magſt du ſchildern,
Die Sprache trägt von ſelbſt dich fort.
Auch zu des höchſten Glückes Bildern
Fehlt nie ein ſüßes glüh'ndes Wort.
Allein der Ruhe leiſes Schweben,
Das keine ſtürm'ſche Woge bricht,
Dies milde blumengleiche Leben,
Der Liebe Ruhe malſt du nicht.

Entfremdet iſt uns ſtiller Frieden,
Wir kennen nur Leid oder Luſt;
Wir ſind uns nur der Frucht, der Blüten,
Allein der Wurzel nicht bewußt.
Du zeichneſt uns in bunten Farben
Der Liebe Glück, ihr Strahlenlicht,
Du gräbſt noch tiefer ihre Narben,
Der Liebe Ruhe malſt du nicht.

Wie heißt der Liebenden Empfindung,
Wenn ſie den Gipfel ſchon erreicht,
Und doch in ruhiger Verbindung
Ein ſel'ger Tag dem andern gleicht?
Du zeichneſt uns der Liebe Zürnen,
Das ſtromgleich jede Schranke bricht;
Das Abendrot auf Bergesfirnen,
Der Liebe Ruhe malſt du nicht.

Es fehlet ihr der Reiz der Neuheit,
Und nur dem Neuen fröhnen wir:
Der Ruhe wechſelloſe Freiheit
Sie iſt verkannt, verachtet hier.
O! vor der Sommerſonne Strahlen
Verdämmert bleich des Mondes Licht ...
Drum magſt du alles, alles malen,
Der Liebe Ruhe malſt du nicht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Ludwig Spach

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Unaussprechliche.

Du rufst der Echo in des Berges Schlünden,
Und vielfach tönt ihr trauter Widerhall.
Du willst ihr körperloses Wesen finden
Und der Geheimnisvollen Sitz ergründen?
Gleich der Geliebten lebt sie überall.

Wie viele Namen auch aus meinem Munde
In kleinen Liebesliedern schon geschwebt,
Sie gaben nur von einem Wesen Kunde,
Von einer Liebe, die im Herzensgrunde
In tausend sanften Schotönen lebt.

Und ob ich schon in mannigfachen Bildern
Von ihrem Glanz und ihrer Schönheit sprach,
Nur matte Morgenstrahlen konnt' ich schildern,
Um meines Herzens tiefe Glut zu mildern;
Allein wer malt des Schimmers Sonnentag?

Und ob ich schon in rauschendem Akkorde
Von Liebesglück und süßem Taumel sang, —
Das Glück verschwimmt in Seufzer, nicht in Worte;
Du stehst im Finstern vor der Himmelspforte,
Und singst den Strahl, der innen dich durchdrang!

Apoll, verbannt von des Olympos Höhen,
Durchzieht beklommen, ernst das Hirtental,
Er kündet nicht, was er bei Zeus gesehen:
Wer könnte wohl sein Götterlied verstehen?
Allein er singt der Sehnsucht bittre Qual.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Weide und die Wieſe.

Es blühte die Weide am Wieſenſtrand;
Wohl war ſie dem grünenden Boden verwandt,
Sie hielten ſich feſt, ſie hielten ſich treu,
Und ein kühles Gewäſſer floß da vorbei.

Das Waſſer benagte verſtohlen den Baum;
Es höhlete leiſe den Wieſenſaum . . .
Die Weide lange nichts fühlte, nichts ſah;
Sie glaubte ſich immer der Wieſe ſo nah.

Und unbewußt trennt ſich das Bäumchen los?
Es neigt ſich allmählich zum Waſſerſchoß.
Jetzt ſchwillt der trügeriſch wühlende Bach
Und zieht die trauernde Weide nach.

Und die Wieſe ward grünender als vorher;
Doch die Weide trieb hinunter ins Meer,
Entblättert, den Stamm mit Waſſer gefüllt . . . .
O meiner unſeligen Liebe Bild!

Clement Marot.

Den Vorwurf las ich ſchon auf deiner Stirne,
Mein ſtrenger Freund, weil du in meiner Hand
Des Clement Marot Liebeslieder ſieheſt.
Wohl träum' ich gerne mit dem kecken Dichter;
Zeih' mich darob ſo ſchnell der Sünde nicht.
Zu ihm ſtieg Margareta ſelber nieder,
Navarras liebewarme Königin;
Mir, während ich nach Junobildern haſchte,
Zu Fürſtinnen mich hoch hinauf verſtieg,
Zerrann die Wirklichkeit, wie Nebelwolken,
Wenn ſich am Horizont die Sonne zeigt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dir, Lieber, liegt die Jugend abgerundet
Ein ſchönes Ganze vor den Augen da.
Im Goldpalaſt, und in des Wilden Hütte,
Auf ſeidnem Pfühl und auf dem Schiff der Wüſte,
Haſt du die Zauberlüfte all' geatmet,
Die nur des Jünglings Buſen faſſen mag.

Du kennſt ſie nicht, die Qual der Fieberträume,
Du kennſt ſie nicht, die Qual der langen Nächte,
Wenn Fee Morganen gleich, die Sehnſucht ſchöpferiſch
Dir Paradieſe vor die Augen bringt
Und ſie ins Nachtgrau wieder ſchnell verſchlingt.

O! welche blühenden Geſtalten da
In leichten Duft gehüllt vorüberſchweben;
Die alte Götterwelt ſcheint neuverjüngt
Die ſchönſten Formen alle dir zu ſpenden,
Und dann iſt alles wieder nichts, ein Traum.

Wer einmal ſich in jener Welt erging,
Er iſt gebannet, wie von magiſchem Spruche,
Er kann nicht aus dem Zauberzirkel treten,
Er haſcht begierig ſtets nach neuer Nahrung,
Die ihm der Traum aus goldner Schale reicht;
Und ſucht er in der Geiſterwelt Genoſſen,
So iſt's bei Dichtern, die wie er gelitten,
Und oft erreicht, was er geſucht . . . . .

O laß mir Clement Marots Liebeslieder,
Laß mir den Wahn von ſeinem Glück. Er büßte
Im Kerker bald, und bald in der Verbannung
Der Königsſchweſter Neigung, — und ich büße
Durch fruchtlos Hinſchau'n nach dem Paradieſe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Morgengenuß.

Warum iſt die Morgenluft ſo rein?
Warum ſo friſch ihr leiſer Hauch?
Noch atmete ſie der Menſch nicht ein;
Noch ſäuſelt ſie friſch durch Baum und Strauch.

Was perlet der Morgentau im Gras?
Was ſteht die Blume ſo ſaftig, ſo grün?
Noch trug der Menſch nicht ſeinen Haß,
Nicht ſeine Qual durch die Fluren hin.

Was ſcheinet die Sonne, der Hitze beraubt,
Des Morgens, von keinem Wölkchen getrübt?
Noch ſchien ſie nicht auf des Menſchen Haupt;
Noch hat er nicht im Freien geliebt.

Denn, wie er haßt, ſo liebet er auch,
Die Hölle tobend in ſeiner Bruſt;
Verfolgt von ihrem glühenden Hauch
Wird ihm zum tötenden Stachel die Luſt.

O, was du geliebt, das meideſt du bald,
Weil meiſt die Liebe nur Täuſchung iſt
Und ſchnell, mit heimlicher Allgewalt,
Die Reue ſich in den Buſen frißt.

Sie fühlet ſich an der weichen Bruſt
Meiſt dunkel und leiſe zum voraus ſchon.
Du ſuchſt in der Liebestränе Luſt,
Das iſt der Hölle greller Hohn.

Drum bade dich rein in der Morgenluft,
Weil deine Genüſſe nur Tränen ſind;
Trink unentweihten tauigen Duft,
Und werde, kannſt du's, wieder zum Kind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht lange mehr!

Nicht lange mehr, und jener heitre Himmel
Verſinkt in düſtre Wolkennacht;
Verhüllt der Sterne liebliches Gewimmel,
Verbirgt des Mondes ſtille Pracht.
Noch glänzt er mild, noch glänzt er hehr,
Nicht lange mehr!

Noch ſaugeſt du des Frauenlobes Düfte,
Noch lächelt dir des Preiſes Glück.
Es kühlen dich der Freundſchaft milde Lüfte,
Und immer vorwärts ſchaut dein Blick.
Dir iſt ſo wohl, ſo wenig ſchwer,
Nicht lange mehr!

Die Liebe drückt an ihre weichen Lippen
An ihren ſanften Buſen dich;
Verborgen ſind dir ihre tiefen Klippen,
Du ahneſt kaum der Reue Stich.
Du wiegſt dich leis auf ebnem Meer,
Nicht lange mehr!

Du preiſeſt jenes Götterſchickſals Weben,
Das alles hier zum Beſten ſchafft;
Du wirfſt dich unbeſorgt ins offne Leben,
Du ahnſt nicht ſeine Feindeskraft;
Nur ſeine Fläche winkt dir her,
Nicht lange mehr!

Heut' lauſcheſt du nur leichten Jubeltönen
Im Tanz auf ſamtnem Wieſenplan,
Noch ungeſtört vom nahen Donnersdröhnen
Auf deiner blum'gen Frühlingsbahn.
Der reinſte Klang trifft dein Gehör,
Nicht lange mehr!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In der Nacht.

Durch den Regen hinaus, in die finstere Nacht
Und immer voran und an nichts gedacht,
Als an den raschelnden Tropfen im Laub,
Und an den hochaufwirbelnden Staub,
Und immer weiter durch Lindenalleen,
Die riesenhaft hier im Dunkel stehn!
Und winkt wo ein Licht im Bauernhaus,
Ich klopfe nicht an, und weiter hinaus,
Wo der Rhein am hohen Wehre sich bricht,
Er brauset an, doch erstürmet es nicht.

Und ich lausche dem Wasser und höre es nah'n,
Dumpf wie die Wellen im Ozean,
Und von dem hohen Damme herab
Verliert sich der Blick in dem wogenden Grab,
Im Wirbel, der toset, im Schaume, der stäubt,
Und es flüstert die Lippe, vom Schwall übertäubt:
„Euch Wogen des Lebens, euch trotzet die Brust,
„Sie spottet des Andrangs, der Kampf wird Lust,
„Und wo dem Schwachen gerinnet das Mark,
„Dem Damme gleich fühlt sich der Kühne stark."

Noch endete nicht den Kreislauf das Jahr,
Ich kehre zum Strome nicht, der ich war:
Zerrissen ein zartgewundenes Band,
Zerstört ein Asyl in dem fremden Land.
Doch als mich der Schmerz der Trennung ergriff
Wie ein wogenzerschlagenes, leckes Schiff,
Als schon die Brust in den Wassern verschwand,
Da kehrte Besinnung, da rief ich nach Land
Und ruderte mutig und wehrte mich kühn
Und seh' jetzt vom Damm herab Fluten ziehn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Tiber fließt ruhig im Sonnenschein.

Die Tiber fließt ruhig im Sonnenschein,
Rings dampfen die Höhn von gekeltertem Wein;
Rings tönen die Hügel von Freudengesang,
Von Jungfrauentanz und Cymbalenklang;
Denn frühlingsgleich zeigt Oktober sich hier
Und erweckt das erstorbene Römerrevier.
Mir schnürt sich das Herz in dem frohen Gewimmel;
Seh' Laub an der Erde und Wolken am Himmel.

Und wär' es das Herbstlaub im Heimatswald,
Wo der Sturm durch entblätterte Eichen schallt!
Und wären es Wolken am Horizont,
Wo der Vater und nicht mehr die Mutter wohnt!
Und läg' ich auf ihrer feuchten Gruft,
Rings eingehüllet in Nebelduft,
Wie in unendlichem Totenschleier!
Mir wäre besser, ich atmete freier.

Denn wehe dem Sohn, der die Mutter verläßt!
Ihn wärmt keine Sonne, ihn heitert kein Fest;
Ihm stirbt auf der Lippe das matte Gebet,
Ihn umschwebet ein Schatten, wohin er geht,
Verfolgend nicht, doch Schmerzen im Ton:
„Warum in der Ferne, mein armer Sohn?
„Kein Papst hat Balsam auf deine Wunden,
„Im Mutterſegen nur kannst du gesunden".

Und den letzten Segen vernahm ich nicht;
Vergessen hab' ich die Liebespflicht,
Auf Heidengräbern die Zeit verpraßt,
Den andern ein Rätsel, mir selber zur Last.
Noch brechend suchte mich liebend ihr Blick;
Doch nimmer kam der Verlor'ne zurück. —
Die Tiber fließt ruhig im Sonnenscheine,
Und weiß nicht, warum ich am Ufer weine.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Peters-Dom und das Straßburger Münster.

Sankt Peter sah ich groß im Sonnenschein,
Und größer noch im bleichen Mondenlicht,
Das an dem Riesenbau und seinen Säulenreih'n
Sich stumm verliert und durch die Pfeiler bricht,
Wie durch die Waldnacht ferner Lampenschein.

Den Obelisken vor Sankt Peters Dom,
Ich sah ihn groß im Geisterlichte stehn,
Den ew'gen Zeugen in dem Zeitenstrom!
Er hat den heil'gen Nil, die Cäsar'n einst gesehn
Und überlebt vielleicht das junge Christen-Rom.

Die Brunnen an des Obelisken Fuß,
Ich hört' sie rauschen durch die heil'ge Nacht;
Da kam es über mich wie Freundesgruß;
Es ward ein Heimweh in mir angefacht
Und riß mich los vom ruhigen Genuß

Und zeigte mir den würd'gen Erwinsbau,
Den Münsterdom! Sei stolz, mein Vaterland!
Es mangelt dir des Südens Azurblau,
Doch ernster als Sankt Peters Marmorwand
Hebt unser Obelisk sich in der Wolken Grau.

Ein Christentempel ist's! Nicht heit'res Monument,
Nicht Kolonnade für das Heidentum.
Ein mystisch Dunkel herrscht, wo man den Heil'gen nennt,
Und draußen strebet zu des Herren Ruhm
Lebendig jeder Stein hinauf ans Firmament!

O jedesmal, wenn aus der Fremde her
Zum Vaterhaus ich flüchtig eilend kam,
Und fern am Horizont in einem Nebelmeer
Die Pyramide wie ein Leuchtturm schwamm;
Da bebte mir das Herz! Da fordert ich nie mehr,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als am Vogesenfuß ein still Asyl
Mit diesem Anblick! Sei auf Sonnenhöhn
Bei Tivoli des Wunderbaren viel,
Albano, Nemi, prangt mit Zauberseen;
Nichts hielte mich entfernt von dem erwünschten Ziel.

Was ist die Villa, was der Lorbeerhain,
Die nicht geheiligt sind durch Freundeswort?
Hier wird das schönste Abendrot nicht mein;
Der zarte Farbenduft schwimmt ungenossen fort,
Und unberührt blinkt mir Falerner Wein.

Rauscht immerfort durch Roma's heil'ge Nacht,
Ihr Brunnen an des Obelisken Fuß;
Ihr habt ein Heimweh in mir angefacht,
Mich angehaucht wie ferner Freundesgruß.
Rauscht immerfort durch Roma's heil'ge Nacht!

Rückkehr.

Ihr nehmt ihn wieder auf, den Heimatlosen,
Er setzet sich an eurem Herde hin
Und labet sich am Duft der Rosen,
Die üppig hier vor eurem Fenster blühn;
Und labet sich noch mehr am milden Worte,
Das balsamgleich von Freundeslippen quillt ....
O, daß ihr wüßtet, wie sein Busen überschwillt,
Wenn er der gastlich offnen Pforte,
Den wohlbekannten Pappelbäumen naht,
Wenn er sie reifen sieht, die goldne Saat,
Die, rings um eure Gärten schwankend,
Den Schnitter ruft; wenn eure Rebe, rankend
Auf hohem Baum, sich über Wandrers Haupt
Zum grünen Dache wölbt, wenn dicht belaubt
Die frischen Wäldchen ihn umfangen,
Wo kühle Luft herweht auf heiße Wangen
Und der Erinnerung den Stachel raubt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erst gestern war's; ich ging am nahen Weiher,
Den Tann' und Buche kränzt, im Abendschatten hin;
Ich sah das Schwanenpaar wie weiße Segel ziehn,
Und friedlich ward's in mir, und furchenfreier
Die müde Stirn — ich glaubte wie der Schwan
Auf glatter Fläche ruhig hinzuschweben;
Und rosig dehnte sich das jugendliche Leben
Vor meinem Blick — ich wähnte, meine Bahn
Sei hier gezeichnet, still, von Städten fern,
Fern von der Welt, dem wüsten Ozean;
Und neben mir gleich einem milden Stern
Säh' mich ein Wesen huldreich liebend an;
Und immer träumend, ging ich fort und teilte
Des Tages Stunden ein; bald in dem Meierhaus
Säh' ich der Arbeit nach und weilte
Auf reichen Wiesen stundenlang; bald eilte
Ich in den Wald zur wilden Jagd hinaus;
Bald auf dem breiten Wasserspiegel
Des Rheines schaukelt' ich im Nachen eng und klein
Und öffnete der Segel weiße Flügel
Und sähe stumm und tief ins Himmelsblau hinein.
Oft vom Balkon herab durchspäht' ich Berg und Hügel,
Die fest am Horizont, ein Bild der Treue, stehn,
Ob auch, entfesselt, ohne Zügel
Die Stürme rauh und wild durch ihre Tannen wehn.
Und scheuchte mich ein Regenschauer
Ins stille Haus, zum warmen Herd,
Begänn' ein traut Gespräch, wohl Sonn' und Sterne wert;
Und oft umfinge mich der Wehmut süße Trauer,
Das Wonnebeben, wenn in Freundesmitte
Der Geist sich aufschwingt über ird'sche Zeit,
Und still, wie unsichtbare Geisterschritte,
Ein Anwehn dich ergreift von Gott und Ewigkeit ....
Es ist ein Traum! Der Schwan im nahen Teiche
Verläßt nie seine Flut, es wurzelt fest die Eiche
Im nahen Wald, es wogt das goldne Korn
Mit jedem Sonnenjahr auf wohlbekannter Stelle,
Im alten Bette strömt des Rheines Welle:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nur mich ergriff der Himmel wie im Zorn
Und sprach: „Geh hin, wo fremde Töne schallen,
Geh hin, wo Tausende an Tausenden vorbei
Mit starrem Blick und kalt vorüber wallen,
Wo herrscht der Unbestand, verhöhnet wird die Treu;
Geh hin, und knüpfest du auf fremdem Boden
Mit liebeheißer Brust ein neues Band,
Zerrissen fühlst du's bald durch kalte Eisenhand:
Vereinzelt sollst du gehn in's finstre Reich der Toten."

— Warum? — Ich frage nicht, und beuge still das Haupt,
Und ziehe hin, wie mich die Winde tragen;
Beglückt, wird mir das eine nicht geraubt,
Wird mir nach langem Irren, langem Jagen
Nur einen Abend lang ein Zelt hier aufgeschlagen.

Daniel Hirtz.

(1804—1893.)

Meine Leiden und Freuden.

Wäre ich ein reicher Mann,
Der aus Zinsen leben kann,
Da wollt' ich erst dichten!
Oftmals steckt mir was im Kopf,
Aber, ach! mich armen Tropf
Fesseln Arbeitspflichten,

Lassen mich der Poesie
Pflegen nur mit harter Müh';
Muß die Zeit fast stehlen!
Bin ich meiner Drehbank fern,
Brummt sie ob des faulen Herrn,
Den die Reime quälen.

Wenn die Feierstunde schlägt,
Wird das Werkzeug hingelegt,
Pegasus gezäumet.
Ach! der arme, müde Wicht
Kann Morpheus wehren nicht,
Nicket bald und träumet!

Da geht's nun gar kläglich zu!
's Flügelroß bleibt hübsch in Ruh',
Will nicht Reißaus nehmen,
Ist so störrisch, ist so träg,
Die Begeist'rung bleibet weg,
Ein betrüglich Schemen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Daniel Hirtz

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nichts wird aufs Tapet gebracht,
Drum, ihr Musen, gute Nacht!
Trauert mit dem Armen.
Weil's nicht mit dem Dichten geht,
Leg' ich lieber mich zu Bett ...
Ist's nicht zum Erbarmen?

Wenn der Körper matt und müd',
Wie soll dann ein neues Lied
Lebenswarm entspringen?
Geistes Kraft ist abgespannt,
Und der Flug nach höherm Land
Will ihm nicht gelingen!

Armes, armes Dichterlein,
Lasse doch das Reimen sein:
Schuster, bleib' beim Leisten!
Bleib an deiner Drechselbank,
Aganippens Feuertrank
Raubt Verstand den Meisten!

Kann nicht! 's wogt mir in der Brust
Wundersam die Dichterlust,
Muß zur Feder greifen!
Kann dem Drang nicht widerstehn,
Muß die holden Schwestern sehn
Helikon umstreifen.

Sonntag ist mein Freudentag!
Liedesklänge werden wach,
Ruhig ist's und friedlich.
Sonntags kehrt, mich zu erfreu'n,
„'s Mädchen aus der Fremde" ein,
Mir wird's ganz gemütlich!

Kümmre mich nichts um die Welt;
Gut im Stübchen mir's gefällt,
Freude thront im Busen!
Pegasus hält rühmlich aus,
Jaget keck mit Sturmgebraus
Fort zum Sitz der Musen. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bricht der Montag neu heran,
Stell ich mich zur Arbeit dann,
Wie's dem Drechsler ziemet.
Der entgeisterte Poet
Wieder an der Drehbank steht,
Klagt und wünscht und rühmet:

Wäre ich ein reicher Mann,
Der aus Zinsen leben kann,
Da wollt' ich erst dichten!
Oftmals steckt mir was im Kopf,
Aber, ach! mich armen Tropf
Fesseln Arbeitspflichten!

In der Münsterkrone.

Auf hohem, luft'gem Throne
Da sitz' ich wohlgemut,
Erwinia's Felsenkrone
Hält mich in treuer Hut!

Wohl liegt in süßem Schlummer
Dort unten mancher noch,
Verträumt des Lebens Kummer,
Befreit vom schweren Joch.

Bin doch nicht ganz alleine
So nah dem Himmeltor;
Aufschwirrt aus dem Gesteine
Der Dohlen schwarzer Chor.

O, wie so schön hier oben
Im frischen Morgenlicht,
Das strahlend sich erhoben
Und über'n Schwarzwald bricht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mein Busen auch sich hebet,
Und wonnig pocht das Herz,
Voll heil'ger Andacht schwebet
Das Auge himmelwärts!

Ich bring' im Frühgebete
Dem Schöpfer Lob und Preis,
Auf hocherhabner Stätte,
Ob Heil'genbilder Kreis! . . .

Allmählich wird es rege;
Sonntag bricht festlich an!
Der Morgenglocken Schläge,
Sie zittern hell heran.

Und schmetternd klingt von ferne
Der Krieger Festmusik,
Vor stattlicher Kaserne
Erspähet sie mein Blick.

Horch! Wie die Hörner klingen!
Wie schallt's herauf so weit
Auf leichten, luft'gen Schwingen:
Glück auf! 's ist Sonntag heut!

O, wie so schön hier oben
Im alternden Gestein,
Von Meisterhand gehoben
In Äther hoch hinein.

Einst unbehauen lagen
Dort in des Krontals Kluft
Die Felsen, die hier ragen
So künstlich in die Luft.

Wie sich die Bogen runden,
Wie schlank die Türmlein stehn,
Von Blättern fest umwunden;
Wie bist du, Münster, schön!

Kennt ihr den kühnen Meister,
Der dieses Werk erdacht?
Erwin von Steinbach heißt er,
Er, er hat es vollbracht!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

An jenes Berges Fuße
Trat still er in die Welt,
Kam her mit deutschem Gruße,
Baut Straßburgs Steingezelt.

Nun steht schon manch Jahrhundert
Das hohe Felsenhaus,
Gepriesen und bewundert,
Schaut kühn und stolz hinaus,

Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz
Und grüßt Alsatiens Auen,
Das weite Rheintal ganz!

Nicht Grenzen sollten scheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Fürwahr! 's wär' zu beneiden,
Umschläng's ein festes Band!

Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Tal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal!

August Stoeber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auguſt Stoeber.

(1808—1884.)

An das rheiniſche Odeon.

Die alten Dome, der alte Wein,
Der deutſche Liederklang am Rhein:
Das ſind die rechten Zauberwort',
Die hüten den Nibelungenhort!
Laßt ſie erſchallen von Mund zu Mund,
Ihr Sänger der rheiniſchen Tafelrund'!

Lebensbild.

Das Knäblein ſteht am Herd allein,
Es wirft ein Blatt zur Glut hinein.
Die Flammenzung' entgegen ſich ſtreckt,
Hat's gierig um und um beleckt.
Faſt iſt's zur Kohle ſchon geſunken,
Nur wandeln einſam lichte Funken
Wie Sterne hin und wieder, zittern,
Verglimmend bald in goldnen Flittern;
Dann rauſchet ſchwarz und todesmatt,
In Aſch' erſterbend, hin das Blatt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So, Knäblein, flammt in Lebensmut
Auch deiner Jugend rasche Glut:
Die Flamme zehrt, bald ziehn, wie diese Sterne,
Im letzten Glühn die Freuden in die Ferne;
Du sinkst, ein Aschenblatt, am Grabesherde,
Doch andre Sterne glühn dir ob der Erde.

Das Herz.

Dein Herz ist eine Aeolsharfe,
Sagst du, und hängst dich wehmutvoll,
Sehnsüchtigselig in die Zweige
Des Blütenbaumes. Jedem Winde
Tönst du, im süßen Zaubermeer
Der Klangeswellen liebestrunken schwimmend.
Für jedes Hauches Weh hast du ein Ach!
Zerfließ'st für jeden Schmerz in Tränen.

Wollt lieber, dein Herz wär ein Hammer
Und schlüg' an ehernen Schild,
Daß glühten und sprühten die Funken!
Zur Tat! Gesellen, zur Tat!

An einen Dichter.

Du ringst nach Ruhmeskränzen und nach blankem Golde,
Dein Herz und deinen Gott gibst du in Solde;
Nicht sprechen willst du zu den kindlich Armen,
Zu denen, die am Schönen noch erwarmen;
Du schmähest, die den Blick emporgehoben
Und deren Geist sich Funken holt dort oben.
Die Liedesbilder, laut wie Schlangenschimmern,
Läßt blendend du im Sonnenlichte flimmern,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Verkaufeſt an des lauten Markts Gewimmel
Das Wort, den Traum, der Dichtung gold'nen Himmel!
Verräter du, wirf ab den Königsmantel
Der Poeſie, und treib' entſchleiert deinen Handel!
Im Staube liegt dein Kranz, die Muſe flieht,
Weil's dich zum Tanz mit feilen Dirnen zieht.
Spann' dir ein Seil hoch ob des Marktes Plan
Und durch Hanswurſt ſag' uns dein Schauſpiel an!
Laß die Trompet' erklingen und das Pfeiflein,
Gleich ſammelt ſich um dich der Gaffer Häuflein.
Den Beter lockſt du aus des Tempels Hallen,
Die Hausfrau läßt die Spindel willig fallen,
Die Kindlein werfen weg das Bibelbuch,
Und aus den Herzen ſtiehlſt du manchen Spruch
Mit deiner Worte gleißendem Geſpotte.
Wie lacht das Volk! Wie klatſcht die müß'ge Rotte,
Wenn dir gelungen Witz und Sprung und Tanz!
Der rühmt dein Lockenhaupt und der den Glanz,
Der von dem goldgeſtickten Wamſe flittert,
Die rote Feder der, die auf der Mütze zittert.
Der Teller geht durch die entzückten Reih'n,
Und Beifallsmünze klirret raſſelnd drein.
Doch haben ſie gebüßt ihr Schaugelüſte,
Und räumſt du weg dein prunkendes Gerüſte,
Streifſt ab den Purpur, legſt den Goldſchmuck nieder
Und zeigeſt nun den Menſchen wieder, —
Gib acht, wie kalt ſie dir vorüberſchreiten,
Wie ſie dein Auge, dein Berühren meiden:
Als ob ein Giftſchwammhauch inmitt' der Wieſen
Die Blumen tötʼ im freudigſten Erſprießen,
Als ob ein totes Meer Verderben düfte
Der Vögel Schar, die kreiſt im Reich der Lüfte;
Als ob der Boaſchlange Augenpfeilen
Des Urwalds Tiere ängſtlich ſcheu enteilen;
Als ob ein Ausſatzkranker nah' den Tempelhallen —
So, Unheilbringender, erſcheinſt du Allen!
Und wie auch hoch dein Ruhm ſich aufgeſchwungen,
Jetzt hat nur Qual und Angſt die Herzen all' durchdrungen.

Ein Zeitbild.

Ei wie du ſpringſt, Hanswurſt, du vielgeſtückter!
Wohl vielgeſtückt! der Herzfleck iſt geſtohlen
Von neuromantiſchen Franzoſenlappen,
Der Hoſenknopf birgt den hiſpan'ſchen Dolch,
Auf breitem Rücken ſitzet übermütig
Altdeutſche tolle Burſchenrenommage.
Die kurzen Stiefel ſind bis auf den Fuß
Durchſtochen von Tarantelſtichen, gift'gen;
Die Peitſche klappert nicht, ſie ſchwirrt
Wie ſcharfe Scorpionen. Das Geſicht,
Das ſchelmiſchlächelnde von ſonſt, es grinſt,
Und aus den Augenwinkeln ſtechen
Die Faunenblicke lüſtern und genüſſig.
Du biſt ein Sansculotte, und doch trieft
Dein Haar von Faubourg-St.-Germain-Pomade!
Du biſt ein Voltaire ohne die Perücke,
Doch haſt mit dieſer du den ganzen Kopf verloren.
Du biſt ein Alles, biſt ein Nichts;
Ein Wortchamäleon, vielfarbig, drum von keiner Farbe;
Haſt hundert Namen, keiner kann dich nennen.
Geſelle, kehr' zurück in die Couliſſe,
Es iſt dir die Verkleidung nicht gelungen!
Kannſt du ein Künſtler nicht uns Schönheit zeigen,
Sei's lächelnd voller Luſt, ſei's hohen Ernſtes,
Sei's mahnend, ſtrafend, aber ſtets erquickend,
Ei, hilf an den Maſchinen ziehn und putze
Die Lampen, wenn der Vorhang iſt gefallen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die alte galliſche Muſe.

1830.

Wunderliche Glanzmatrone, wie du gehſt mit wicht'gen Schritten!
Spitzen ſind dir wohl geſtrecket und der Reifrock wohl geſchnitten!
Die Perücke, hochfriſieret, wallt in ſtattlichen Gelocken,
Düfte wehen draus entgegen, als von tauſend Blumenglocken!
Und jetzt öffneſt du die prächt'gen vergelenk'gen Götterlippen,
Daß umher, faſt wie verzaubert, alle Geiſter wollen nippen;
Grüßeſt dann von deinen hohen, überſchwankend kühnen Stelzen
Gnädiglich antike Straßen, meidend die romant'ſchen Felſen.
Ariſtoteles, den Großen, trägſt du in Minervas Schilde,
Die Dreieinheitentragödie zeigſt du mahnend im Gebilde.
Aber jüngſt ein loſer Knabe mit gar hellen Waldhorntönen
Hat dich alſo baß erſchrecket, daß du ſprichſt wie Todesſtöhnen;
Staub von deiner Siegsperücke ſamt den Lorbeer'n kommt geflogen!
Reifrock hat ein Wind erfaſſet, ſchüttelt drin mit Sturmeswogen,
Und dein Schloß zerfällt in Trümmer mit den glatten Marmorbogen,
Hofmännlein und Damen bange ſind in Tränen fortgezogen.
Viktor Hugo! loſer Knabe! mit dem wilden, tollen Sinnen!
Bringſt in Aufruhr alle Geiſter durch dein frevelhaft Beginnen!
Dort ſchon tauchen morgenrötlich junge Sänger aus den Tiefen,
Weckteſt ſie zur guten Stunde, da ſie erſt noch müßig ſchliefen.
Friſcher Klang durch Galliens Fluren ſchwebt in wunderſamen Weiſen;
Troubadoure wieder, holde, in vielwonn'gen Liedern kreiſen.
Unterging das altverſchollne Reich mit ſeinem ſtolzen Prangen,
Lenzesfröhlich, freiheitſelig iſt ein neues aufgegangen.

Der Wasgau zum Schwarzwald.

Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh auf euern lieben Höhn
Die Schlösser alle leuchtend stehn;
Die Pfade seh' ich durch den Wald,
Ahn' manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: „Ihr müsset Brüder sein!"
Und schau' ich euch ins Auge klar,
So find' ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menschen, zwischen drin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

Das Münster in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn von Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wundersam umschimmert,
Dann stehst du wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umflimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine;
Im fernen Süden ist der Nacht entblüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längst vergangne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf dem Straßburger Münster.

Ich steh so gern auf deinen Zinnen,
Du Tempelhaus, du Heimathaus!
Es geht des Herzens freudig Sinnen
Weit über Berg und Tal hinaus.

Da rollt mit seinen Wundersagen
Der alte, tatenvolle Rhein,
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hochauf im goldnen Sonnenschein.

Der Wasgau schüttelt seine Eichen,
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid;
Seid euch verwandt, und nimmer schweigen
Will eurer Sehnsucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
Alltäglich schlägt vor Lieb' die Brust;
Könnt euch durch flinke Vöglein schicken
Gruß, Minnewort und Leid und Lust.

Und eure Schlößlein können tauschen
Von alten Zeiten manche Mär,
Wie sie durch Eichenwipfel rauschen,
Von starken Rittern kühn und hehr:

Vom Tal, wo Badens Wunderquelle
Aus heißem Erdenschoße springt,
Vom Berg, wo hell die blaue Welle
Des Bölchensees an Felsen klingt;

Vom Mummelsee, wo Feen wallen,
Kristall'ne Zauberschlößlein stehn,
Von Königsburg, mit ihren Hallen,
Auf lichten, aarumkreisten Höhn;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Staufenberg die holde Sage,
Die sich im alten Liede regt,
Von Hohenburg, wo stille Klage
Der jungen Nonne Herz bewegt.

So mögt ihr rufen manche Kunde,
Sie soll durch Flur und Waldweg wehn;
Soll schweben frisch von Mund zu Munde
Und tief in aller Herzen gehn.

Der graue Wächter hört sie gerne,
Das Münster, an der Alsa Strand;
Es schaut umher nach blauer Ferne
Und steht verklärt im Steingewand.

Fest wurzelt es im Heimatgrunde,
Der Väter Geist und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alsaten Munde
Auf ewig deutschen Wortes Laut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weinblüt-Phantasien auf Hohkönigsburg.

Wilhelm Wackernagel freundlichst gewidmet.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Unterm Himmelbaldachine,
Auf den aarumkreisten Höhen
Ragen deine stolzen Zinnen!
Goldne Sonnenfunken blitzen
Auf die frischen Wälderkränze,
Die um deine Riesenhüften
Sprühn wie ein smaragdner Gürtel.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Aber jetzo übergossen
Hat der Mond mit Silberlichtern
Deine moosumfangnen Trümmer.
Eine blaue, laue, linde
Juninacht umhaucht dich kosend,
Und herauf die grünen Hügel
— Die wie Kindlein dich umlagern,
Schmiegend sich um deine Knie —
Weht der süße, resedane
Rebenblütenduft berauschend.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Daß ich kam zur guten Stunde,
Wo erblühn die mächt'gen Wunder,
Dank' ich einem weineskundgen
Zellenberger Küpermeister,
Der sein Handwerk nicht empirisch,
Grob und sinnlich nur betreibet,
Wein zu schönen und zu schwefeln
Nur weiß und mit Wasser kühlen
Oder in die Fässer kriechen —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nein, der bis zum Geist gedrungen
Und des Göttertrankes höh're,
Metaphysische Bedeutung
Aus dem Grunde hat begriffen,
Der historisch es erweiset,
Daß zu küpern er ein Recht: denn
Küpermeister war sein Vater,
Sein Großvater Küpermeister,
Küpermeister sein Urahne,
Ururahne Küpermeister.
Nun, der edle, weineskund'ge
Zellenberger Küpermeister
Hat bei einem echten goldnen
Glase Strohweins mir vertraut,
Daß auf Königsburg in dieser
Mondessilbern Juninacht
Wunder soll'n die Augen schauen,
Wunder soll'n die Lippen kosten,
Wunder, dran nur Sonntagskinder
Sonst, die Günstlinge des Himmels,
Ihre Seelen sich erlaben.

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

In des größten Saales Trümmern
Leg' ich ab den Wanderstab,
Lag're mich auf Haideblüten,
Strecke mich auf schwellend Moos.
Drüben schlägt Frau Nachtigall
Aus den wilden Rosenbüschen,
Und im Traum halb, Brust an Brust,
Girrt ein Ringeltaubenpärchen;
Leuchtmännlein, Johanniswitter,
Ziehen funkelnd ihre Kreise,
Und Phalänen schwingen lüstern
Um die Lindenblüt' die Fitt'che.
Ferne Quellen plätschern leise,
Wollen noch ins Tal hinunter

Und mit andern Felsenbrünnlein
Ihre Flut zur Alsa tragen;
Nixen haben sie geladen
Heute Nacht zum Wellentanze.

Hat ein Jägermund gezaubert
Aus dem Waldhorn euch, ihr Töne,
Die ihr süßmelodisch schwimmet
Durch der Lüfte Wellenringe?
Oder ist's ein flücht'ger Elfe,
Wandelnd über Gräserspitzen,
Der, von Liebessehnsucht trunken,
Seiner Elfin Herz zu rühren,
Euch durch diese Wipfel zittert?
Walle, walle, weiches Klingen,
Durch die laue Sommernacht!
Wunderhorn, du hast getroffen!
Geister wachen auf und regen
Zu dem Wunderbau die Hände.

Aus den grauen Mauerstücken,
Efeutapeziert und moosig,
Heben sich die goldnen Wände
Eines prunken Rittersaales.
Himmelhohe Säulen, Bogen
Streben kühn empor zur Kuppel;
In den Nischen, festbekränzet,
Stehn die weißen Marmorbilder.
Und inmitten steigt ein Springquell,
Dessen Strahlen sich im Mondglanz
Regenbogenfarbig brechen.
Auf den Tischen funkeln Krüge,
Funkeln mächt'ge Stiefelgläser,
Duften glüh'nde Goldorangen,
Prangen lichte Blumensträuße.

Ei, mein edler, weineskund'ger
Zellenberger Küpermeister,
Hast mir nicht beim Glase Strohweins

Blaue Märchen aufgedichtet,
Bin ich doch vom Kopf zur Sohle
Rings von Wundern schon umflossen!

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!

Klingend springen auf die Pforten,
Und die flinken Dienerinnen,
Alle Hände voll zu tun,
Bringen hochgetürmte Schüsseln,
Stellen Stühl' umher im Kreise,
Hängen Harfen an die Wände
Und Girlanden ans Gesimse.

Klingend springen auf die Pforten,
Kommt ein Männlein hergeschritten,
Dunkelgrün trägt es das Jäckchen,
Dunkelgrün das schlappe Hütchen,
Doch das Antlitz trägt es rosig
Und das Näslein gar in Purpur,
Rasselt mit dem Schlüsselbunde
Auf mich zu und stellt sich mir
Vor als Hohenkönigsburger
Wohlbestallten Kellermeister.
„Wer", so spricht das Männlein zürnend,
„Wer, du freches Menschenkind,
Gab dir Einlaß durch die Pforten
Heut' in dieser Zaubernacht,
Wo des Weines mächt'ge Geister
Aus dem ganzen Alsalande
Sich versammeln zu dem Feste,
Das seit Anno vier und dreißig
Nicht so glänzend ward begangen?
Wiß, du bist ein Kind des Todes!"

Also sprach ich arm Poetlein:
„Werter Herr und Kellermeister
Auf Hohkönigsburg, der Krone
Aller schönen Wasgauburgen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wißt, des Tods wär' ich nicht gerne!
Hätt' mich auch nicht unterfangen,
Heut' in dieser Zaubernacht
Diese Räume zu betreten,
Hätte nicht ein Geistsverwandter,
Hätte nicht ein Freund der Dichter,
Hätte nicht der weineskund'ge
Zellenberger Küpermeister
Bei dem echten goldnen Glase
Strohweins mir gesagt: Poetlein,
Heut' in dieser mondessilbern'
Juninacht auf Königsburg
Soll'n die Augen Wunder schauen,
Soll'n die Lippen Wunder kosten!"
Sprach das dunkelgrüne Männlein
Mit dem Näslein gar in Purpur:
„Bist ein Glückskind, denn der wackre
Zellenberger Küpermeister
Ist von meinem Stamm ein Sprößlein
Und ein Enkel-Enkel-Enkels-
Kind von einem Enkelskinde.
Nur von sonst'gen Menschenkindern
Dulden manchmal unsre Gäste
Sonntagskinder und Poeten;
Drum magst du mit dem Charakter
Eines Weinlandtagspoeten
Und geheimen Kellerrates
Diese Nacht bei uns verweilen!"
Sprach darauf ich arm Poetlein:
„Schönen Dank für eure Güte,
Werter Herr und Kellermeister
Auf Hohkönigsburg, der Krone
Aller schönen Wasgauburgen!
Will dafür auch in Romanzen,
In Sonetten und Terzinen
Preisen euer grünes Jäckchen
Samt dem Hütchen und dem Antlitz
Und des feinen Näsleins Purpur."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und verneigt' mich vor dem Männlein,
Das mit seinem Schlüsselbunde
Rasselnd aus dem Saal verschwindet,
Hier und dort Befehle rufend.

Wieder mild melodisch schwimmen
Durch der Lüfte Wellenringe
Zaubervolle Waldhorntöne.
Klingend springet auf die Kuppel;
Süßer Duft von Rebenblüten
Strömt balsamisch in die Runde,
Und drei Wölkchen, abendgoldne,
Senken langsam sich hernieder,
Alles rings mit Glanz verklärend.
Und wie sie auf einmal platzen,
Springen draus drei holde Knaben,
Lächelnd, um die Locken winden
Sich des blüh'nden Weines Ranken;
Ihre weißen Lilienhändchen
Tragen goldgeschnitzten Thyrsus;
Und von frischen Rosenlippen
Tönt's: „Grüß Gott, du edle Weinburg!
Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!"

Trat vor mich einer der dreien
Holden, weinumkränzten Knaben,
Reicht mir eins der Lilienhändchen:
„Ei willkomm, willkomm, Poetlein,
Sind wir doch schon Längstbekannte!
Bin der Weingeist vom Gelände
Zwischen Oberbronn und Rothbach,
Dessen rot und weiße Tränklein
Du einst schlürftest nicht nachlässig.
Hab' dich oft im Tann belauschet,
Wenn du träumend mit der Laute
Schrittst auf alter Sage Spuren.
Falkensteiner Küperlein
Läßt dich grüßen, hat zu schaffen

Tag und Nacht nun, klopft und hämmert
An vielhundertöhm'gen Fässern.
Auch der Arnsburg Kellermeister
— Dessen Spuk du ausgeplaudert
Im bekannten und bequemen
Breiten Nibelungenversmaß —
Läßt dir seine Huld entbieten.
Diese, meine zwei Begleiter,
Kennst du auch: der Weißenburger
Mit dem kecken Pfälzerantlitz
Ist der weißen Dame Söhnlein,
Dieser hier, ein duftig Breuschkind,
Hält in Wolxheim seinen Hofhalt,
Tut nicht wenig sich zu gut,
Daß ein Kaiser ihn vorzüglich
Seiner Gnade hat gewürdigt.

Sprach's der holde, weinumkränzte
Götterknabe freundlich nickend.
Und dagegen wollt' ich zierlich
Dank ihm sagen gleich in Reimen:
Aber wieder leise schwimmen
Durch der Lüfte Wellenringe
Zaubervolle Waldhorntöne.
Und drei Wölkchen, abendgoldne,
Senken langsam sich hernieder;
Wieder springen draus drei holde,
Weinumkränzte Knaben, lächelnd,
Küssend ihre trauten Brüder,
Alle drei von gutem Adel:
Herr im Rangen heißt der Eine,
Der die Thanner Rebgelände
Mit dem reichsten Segen füllet;
Herr von Türkheim in dem Brande
Ist der andre glühendrote,
Gen den edelsten Burgunder
Hat er manchen Strauß erfochten;
Und der dritte ist der Schalk,
Herr von Kitterle, im Wappen

Führt er zwei gekreuzte Waden,
Deren manche er gebrochen,
Und darob mit gutem Recht
Heißt er Ritter Wadenbrecher.

Schwamm noch oftmals durch die Lüfte
Zaubervoller Waldhornklang;
Aufsprang oftmals noch die Kuppel,
Senkten abendgoldne Wölkchen,
Weindurchblühte, sich hernieder
Mit den schönsten Wunderknaben:
Finkenweingeist, Heil'gensteiner,
Treu gehegt vom Heil'genscheine
Sankt Odiliens, Reichenwei'rer,
Zellenberger, Rappoltsweil'rer,
Oberberger und Sankt Pilter
Und noch viele andre kamen.
Süßdurchduftet, geistgewichtig.

O mein wackrer, weineskund'ger
Zellenberger Küpermeister,
Preis dir, daß du meiner Seele
Solch ein Königsfest bereitet!
Preis dir, Königsburg, du Krone
Aller schönen Wasgauburgen!

Jetzo sprang mein edler Gönner,
Oberbronner Weingeist, lustig
Auf mich zu: „Wohlan, Poetlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten,
Sing' ein Liedlein uns und preise
Deines Landes beste Weine!
Weiß ich doch wohl, daß die Krone
Du mir nimmer zuerkenneſt,
Bin ein kühles Geisteskindchen
Gegen meine Feuerbrüder!
In die Händchen patschten alle,
Hüpften um mich her eindringlich:
„Sing', Poetlein, uns dein Liedlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dann, zum Dank für dein Geſinge,
Sollſt du, der getrunken manche
Alt' und neue Alſaweine,
Einmal mit des Weines Geiſtern
Trinken manch zukünftig Weinlein,
Weinlein, die noch ungeboren
Schlummern in der Erde Grund,
Die wir ſtillverborgen ziehen
Auf zu einſt'gen Geiſteskindern,
Die der Nachwelt zum Erquicken
Sollen auf den Hügeln prangen,
In den kühlen Tonnen rauſchen,
In den goldnen Bechern blinken!"

Und wie ich auch in Verzweiflung
Lang' mich ſpreizte, wand und zierte,
Mich mit heiſ'rer Stimm' entſchuld'gend,
Mit Verzagtheit ob dem Anblick
Der Berühmtheit um mich her —
In die Händchen patſchten alle,
Hüpften um mich her eindringlich:
„Sing', Poetlein, uns dein Liedlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten!"

Alſo ſang' ich arm Poetlein:
„Alſaland, du ſüße Braut
Mit dem grünen Eichenkranze
Um die himmelblaue Stirne,
Mit dem reichen Ährenkleide
Um die kräft'gen Rieſenglieder,
Mit dem Silberflutenſaume,
Der dir um die Füße rauſchet,
Alſaland, du ſüße Braut,
Der ich Lieb' und Treu' geſchworen,
Preiſen laß zu dieſer Stunde,
Wo ich faſt nicht bin mehr ich,
Wo ich wandle unter Geiſtern,
Ein gebrechlich Menſchenkind,
Preiſen laß mich deine beſten,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Preiſen deine Weinesgaben!

„Von der Lauter fernen Wellen
Bis zur himmelblauen Thur,
An den Wasgauberg ſich ſchmiegend,
Blüh'n die ſchönſten aller Blumen.
Tulipane, magſt dich ſpreizen
Mit dem Oſtereierkelche
Ohne Duft, doch voller Stolze,
Lilie, blaß und ſchmachtend Fräulein,
Doch von reinem, mildem Sinne,
Veilchen, arm verlaſſen Kind,
Tief verloren unter Halmen,
Und Vergißmeinnicht, du blaues,
Lichtes Blumenliebesſprüchlein,
Roſe, ſonſt die Königskrone
Tragend in der Flora Reichen,
Andre Lieder mögt ihr ſchmücken,
Ihnen Duft und Farbe geben:
Auf den Hügeln blühen meine
Allerſchönſten Sonnenkinder,
Auf den Hügeln ſtrömen labend
Goldnen Weines Blütendüfte!
Hei, welch Jubeln auf den Bergen!
Hei, welch Jubeln in den Tälern!
Jeder Mund hat Liebesgrüße,
Jedes Auge Liebeslächeln.
Ahnungsvolle Träume klopfen
In den frohen Menſchenherzen,
Und ich hör' ſchon Winzerlieder,
Seh' der Winzerinnen Schwärme,
In bekränzte Kufen ſtrömen
Schon die würz'gen Zauberfluten. . . . .

„Die ihr in geheimen Kammern
Uns die edlen Gaben ſchaffet,
Die ihr nächtlich ſchützend wallet
Durch die Rebenlaubengänge,
Die ihr lenkt der Sonne Strahlen

Und des Taues kühle Perlen,
Süße Geister, die ihr würdigt
Eurer Huld mich arm Poetlein,
Nehmt von meinen Menschenlippen,
Nehmt von meiner schwachen Laute
Dieses ungelenke Liedlein!

„Preisen soll ich meines Landes
Beste Weine, soll den besten
Eine Liederkrone flechten?
Das erlaßt mir, hohe Geister,
Bringt mich nicht, als neuen Paris,
In verderbliche Versuchung!
Wollt nicht, daß, wie Griech' und Troer,
Oberrheiner, Niederrheiner
Zu den eh'rnen Waffen greifen
Und nach zehnjährigem Jammer
Etwa Straßburg, als Neu-Troja,
Auf in hellen Flammen praßle!
Laßt mich die Entscheidung geben:
Finke singt nicht so wie Drossel,
Lerche nicht wie Nachtigall;
Veilchen blüht nicht so wie Lilie,
Nelke nicht wie Centifolie;
Aber jene Vöglein singen,
Aber diese Blümlein blühen
Jedem zu mit Herzenslust:
So, ihr edlen Weinesgeister,
Munden eure goldnen Kinder
Eines nicht so wie das andre.
Doch — ihr glaubt mir's wohl, ihr Holden,
Ob tatkräftiger Beweise —
Doch ich trink' sie — alle gerne.
Gießet drum auf unser Land —
Ich erfleh's von euch im Namen
Einer löblichen und edeln
Heim'schen Zecherinnung kühnlich —
Gießt in unsre leeren Tonnen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gießt in unſre leeren Kannen,
Gießt in unſre leeren Becher,
Gießt zum Frommen durſt'ger Herzen,
Zum Erquicken trock'ner Lippen
Einmal wieder eures reichſten
Segens volle Schalen aus!"

Alſo ſang ich arm Poetlein.
Und die guten Geiſter brachen
Sämtlich aus in hell Gelächter.
Doch Herr Kitterle, der Edle,
Wandte drauf ſich zu mir: „Grüße
Deine löbliche und edle
Heim'ſche Zecherinnung beſtens
Und verkünd' ihr, daß wir Geiſter
Ihrer gnädig ſtets gedenken,
Daß die Weinzahl zwiſchen vierzig,
Zwiſchen fünfzig ſteh'; da werden
Reich gefüllt die leeren Tonnen,
Reich gefüllt die leeren Kannen,
Reich gefüllt die leeren Becher,
Reich erquickt die durſt'gen Herzen,
Reich erquickt die trocknen Lippen,
Und ich ſelber gieß' die Schale
Allerreichſten Segens aus!
Zwiſchen vierzig, zwiſchen fünfzig
Steht die goldne Weineszahl!"

Alſo ſprach er. Da ergriffen
Alle Geiſter ihre Harfen,
Schlugen drein und ſangen jubelnd,
Bis ſie endlich, endlich fanden,
Daß es Zeit ſei nun die Lippen
Mit zukünft'gem Wein zu netzen.

Waldhornklang ſchwamm durch die Räume,
Rebenblütenduft ſchwamm gleichfalls;
Und derweil die beiden ſchwammen,
Nahmen alle Weinesgeiſter
Ihre goldgeſchnitzten Thyrſus,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und ein-, zwei- und dreimal klopften
Sie damit an alle Säulen.
Alſobald, dem Marmorboden
Sich entſchwingend, ſchlugen Schoſſe
Friſcher Reben bis zur Kuppel,
Voll von duft'gen Edeltrauben,
Golddurchfloſſ'nen und purpurnen.
Mägdlein ſprangen wunderlieblich,
Emſig ſchneidend ſie in Kufen
Und ſie preſſend gleich in Schalen.
Kufen waren all' von Golde,
Schalen waren all' von Golde,
Aber roſenblühſam waren
Aller Mägdlein Wang' und Lippen.
Schalen kreiſten, Lippen nippten
Wein ſowohl, zukünft'gen ſüßen,
Als auch Küſſe, ſüße, dieſe
Waren aber gegenwärt'ge.

Waldhornklang ſchwamm durch die Räume,
Rebenblütenduft ſchwamm gleichfalls;
Und derweil die beiden ſchwammen,
Und derweil wir, Geiſter, Mägdlein
Und ich arm Poetlein, fleißig
Wein und Küſſe wechſelnd tranken,
Fingen alle Rebenblätter,
Alle Ranken, alle Schoſſe
Luſtig an zu muſizieren.
Springquell, ſonſt in Silberbogen
Klar und deutlich Waſſer ſprudelnd,
Sprudelt jetzt vom beſten Weingold,
Spritzt umher in tauſend Strahlen,
Bis zur Kuppel ſich in Tönen
Hebend und in Tönen fallend.
Vollmond droben ſieht den Jubel,
Hält mit ſeinem Wandern ein,
Und als heller Strahlenknauf
Glänzt er ob der off'nen Kuppel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weit ins Tal hinab und allwärts
In die Wälder dringt das Klingen,
Dringt das himmliſche Gedüfte.
Zu den Pforten, zu den Fenſtern
Schau'n herein des Waldes Bäume,
Aus der Wurzel hat Gelüſten
Sie mit heißem Drang geriſſen.
Tanzend über Fels und Buſch
Auf dem Stamme all' einfüßig,
Kommen ſie und lauſchen lüſtern
Mit den tauſend Blätteraugen.
Vögelein aus ihren Neſtern
Flattern wie berauſcht umher;
Eichhörnlein macht tolle Sprünge,
Fuchs und Dachs und Hirſch und Rehlein
Und all' ſonſtig Waldgeſindel
Hüpfen ſamt und ſonders ſelig
Um die ſel'gen Weinesgeiſter,
Um mich ſeliges Poetlein.

Haltet feſt, ihr Marmorſäulen,
Brich nicht ein, du ſtolze Kuppel,
Fall' zuſammen nicht, o Himmel,
Ob der großen Seligkeit!

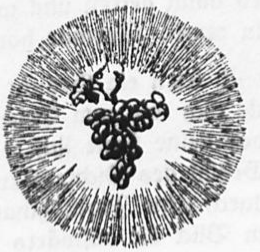
Mond hoch oben auf der Kuppel
Muß was führen in dem Schilde,
Zwinkt die loſen Schimmeraugen,
Lacht mit vollen Silberbacken —
Und herab in das Gejauchze
Wirft er eine Handvoll Sterne.
Wie Raketen fliegen ſprühend
Sie umher; ein Feuerregen
Von Millionen Sternenflocken
Praſſelt allenthalben nieder.
Waldhornklang und Weinblütdüfte,
Sterngefunkel, Geiſterreigen
Wirbeln durcheinander, drehend
Sich in immer wildern Tänzen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Haltet fest, ihr Marmorsäulen,
Brich nicht ein, du stolze Kuppel,
Fall' zusammen nicht, o Himmel,
Ob der großen Seligkeit!

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!
Deine aarumkreisten Zinnen
Glüh'n im Morgensonnenbrande.
Funkelnd blitzt im Tau die Haide,
Jubilierend schmettern alle
Vöglein durch die Waldesgipfel.
Jubilierend zieh' ich weiter
Mit den wundervollsten Träumen,
Jubilierend in die Täler:

Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!



Adolf Stoeber.

(1810—1892.)

An Dichter und Leser.

Willst du dichten — sammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschaust,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor haust.

Willst du lesen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete,
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest
Und, wie's Dichteraugen sah'n,
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Adolf Stoeber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Sternenhimmel.

Dort oben ruht der Sternenhimmel
Wie eine klare, tiefe See,
Darinnen ich im Glanzgewimmel
Viel tausend Perlen funkeln seh'.

Auf hoher Warte sucht nach Sternen
Ein kluges Männlein, späht und denkt,
Das hat sich in die goldnen Fernen
Als wie ein Taucher eingesenkt.

Ein Dichter ist hinangedrungen,
Die blaue See umflutet ihn,
Draus hat der Mond sich aufgeschwungen,
Ein stiller, friedlicher Delphin.

Arion zieht auf seinem Rücken
Durchs Meer dahin mit hellem Sang,
Und alle Sternlein mit Entzücken
Belauschen seinen Liederklang.

Und alle, die im Grunde schliefen,
Hat leis der Dichter aufgeweckt:
Ihm offenbaren sich die Tiefen,
Die noch kein Späher hat entdeckt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Finstere Nacht.

Längst verhallten alle Stimmen,
Alle Kerzen brannten aus,
Keinen Funken seh ich glimmen,
Still und finster steht das Haus.
Doch was leuchtet noch so helle?
Solchen Schimmer sah ich nie:
Wie aus enger, dunkler Zelle
Strahlt das Licht der Phantasie.

Und Gebilde klar und sonnig
Treten grüßend vor mich hin,
Und ich faß' in Lieder wonnig,
Was umgaukelt meinen Sinn.
Eine Zauberleuchte glühet
In die tiefe Nacht herein,
An der finstern Mauer blühet
Hell ihr bunter Farbenschein.

Müde sank die Wimper nieder,
Fest geschlossen ist der Mund;
Doch im Herzen tönen Lieder,
Ziehn Gestalten frisch und bunt.
Es verblendet mir die Augen
Nur von innenher ein Licht —
Komm, o Schlaf, es auszuhauchen,
Meine Lippe kann es nicht!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der hinscheidende Dichter.

In dunkler Kammer träumt der Dichter tief,
Des Fiebers wirre Bilder ihn umwalten;
Und ob ihm auch der Lieben Stimme rief,
Er hört es nicht, er schaut nur Traumgestalten,
Wie wer im hohen Mohngefild entschlief.
Der Mund mag zum Gesang sich nicht entfalten,
Ermattet zuckt die saitenkund'ge Hand,
Gelähmt von rascher Fieberblitze Brand.

So liegt das bleiche Bild in Todeshaft,
Als hätte schon das Leben sich entschwungen.
Doch frisch und heil verblieb noch Eine Kraft,
Die hält ihn warm von Jugendglut durchdrungen;
Wann springend alle Saiten schon erschlafft,
Die zittert noch und ist noch hell erklungen:
Es ist die Phantasie, die wach verbleibt
Und fort und fort noch bunte Bilder treibt.

Sie schafft und ringt, das bunte Traumgesicht
Mit ihren Zaubermächten zu umklammen,
Und freudig sammelt sich in ein Gedicht
Die letzte Kraft des Sterbenden zusammen,
Er flüchtet sich hinan zu diesem Licht
Und wärmt sich noch an diesen Lebensflammen:
So hängt der flüchtige Geist noch fest verwebt
Im Dichtertraum, der hüllend ihn umschwebt.

Da regt sich auch der alte Schöpferdrang:
Durch Worte möcht er sein Gedicht beleben,
Erschallen ließ er gerne zum Gesang
Die Töne, die durch seine Seele beben,
Den Menschenherzen möcht er freudigbang
Sein heimliches Gebild zu eigen geben;
Doch lösen will sich nicht der Lippen Band,
Und regen will sich nicht die starre Hand!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Du sonnenhelles, duftiges Gedicht,
Im wanderfert'gen Herzen eingegittert,
Getränkt von dieser Erde Farbenlicht,
Vom Strahl des Menschengeistes überflittert —
O sähe dich ein irdisch Angesicht!
Von deinem Zauber wundersam durchzittert,
Es beugte sich, von Andacht ganz erfüllt,
Dem Schönen, das du weihevoll enthüllt!

Was glüht des Kranken Antlitz noch so klar?
Was kann er mit dem sanften Lächeln meinen?
Die regen Augensterne zittern gar,
Als möchten sie noch Freudentränen weinen.
Des innern Bildes Strahlen sind's fürwahr,
Die noch verklärend durch die Leiche scheinen —
Doch schon erlischt der letzte Stern der Nacht,
Der Todeshauch hat schnell ihn ausgefacht.

Verhaftet Lied! wo flüchtet hin dein Ton?
Mußt du im Hauch des Todes schon verhallen?
O nein! du magst in Engelslauten schon
Von deines Sängers freier Lippe schallen;
Und steht er vor der ew'gen Schönheit Thron,
Und weilt er in den lichten Königshallen:
So bist du wohl der erste Heimatlaut,
Den dort sein Mund zu sprechen sich getraut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Kuß der heiligen Cäcilia.

Die heilige Cäcilia
Ging pilgernd an den deutschen Flüssen;
Da kamen Christen fern und nah,
Den Saum des Kleides ihr zu küssen.
Ein leiser Wohlklang wallte stet
Wie Rosenduft um ihre Glieder,
Und wo sie kam, da scholl Gebet,
Und wo sie ging, da klangen Lieder.

So stand sie einst im Abendschein
In eines armen Dorfes Mitte,
Da nahte sich ein Geigerlein
Mit scheuem Blick, mit sachtem Schritte;
Und auf die Kniee warf er sich,
Ein stummes Knäblein auf den Armen,
Und blickte gar demütiglich
Und flehte bitter um Erbarmen.

„Ein armer Spielmann kniet vor dir,
Hat Weib und Haus und Gut verloren.
O Benedeite, siehe hier
Mein einzig Kindlein, stumm geboren.
O wolle seiner Zunge Band
Mit deinen Wunderkräften lösen!
Der Segen deiner frommen Hand,
Ich weiß, er tilgt den Fluch des Bösen."

Und wie er ihr ins Auge sah
Voll Zuversicht und voll Entzücken,
Da neigte sich Cäcilia,
Das Knäblein an die Brust zu drücken;
Sie stand im Abendsonnenlicht,
Von goldner Glorie ganz umflimmert,
Und plötzlich ward ihr Angesicht
Von heil'gen Gluten überschimmert.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Kindlein eilte freudig bang,
Den tönereichen Mund zu küssen,
Bis sich vor innerm Sängerdrang
Der Zunge Bande lösen müssen;
Und hastig zuckt die Lippe schon,
Der Quell des Liedes ist entsprungen,
Und horch! mit wunderhellem Ton
Hat er der Heil'gen Lob gesungen.

Sie hallen wie aus Engelsmund,
Die himmelvollen Melodien;
Der Geiger lauscht, die Mär' ist kund,
Und alles Volk liegt auf den Knieen,
Des Knaben Lied ist nah und weit
Im deutschen Land gepriesen worden:
Ihn hat der heil'ge Kuß geweiht,
Zu treten in den Sängerorden!

An Ludwig Uhland.

Als ich zuerst mich unterwunden
Im Lied zu künden Schmerz und Lust,
War meine Zunge wie gebunden
Und wie beklommen meine Brust.

Und mocht' ich auch den Odem sammeln,
Es war nicht heller, voller Klang,
Es war ein Stottern und ein Stammeln,
Das sich den Lippen schwer entrang.

Da trat ich deiner Mus' entgegen,
An ihrem Munde hing ich lang,
Ihr Atem bald mit stillem Segen
Mir in die tiefste Seele drang.

Da fühlt' ich meine Brust sich weiten,
Die Zunge löste Band für Band,
Und aus dem Herzen, dem befreiten,
Das Lied sich hell und heller fand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von Sankt Cäcilia hört man sagen,
Sie pilgert' einst im deutschen Land,
Da naht' ein Spielmann ihr mit Zagen,
Sein stummes Knäblein an der Hand.

Die Heil'ge drückte voll Erbarmen
An ihre Brust das blöde Kind,
Das drängte sich auf ihren Armen
Zum benedeiten Mund geschwind.

Und kaum hat ihn ihr Kuß durchdrungen,
Da ward gelöst die Zunge schon,
Er hat der Heiligen lobsungen
Mit lautem, freudighellem Ton.

So hat sich auch an mir erwiesen
Mildsegnend deiner Muse Kuß.
Was Wunder, daß ich dich gepriesen,
Den ich Erlöser nennen muß!

Die Glocken bei der Enthüllung der Statue Schillers.

Was regt sich in der Königsstadt der Schwaben,
Durchströmt von Gästen aller deutschen Zungen?
Was pocht das Herz dem Greise, wie dem Knaben?
Wem gelten dieses Volkes Huldigungen?
Und horch! von allen Türmen plötzlich haben
Die Glocken weithin ihren Gruß geklungen!
Wem hallet dies Geläut so freudvolltönig?
Ob dieses Volk wohl huldigt seinem König?

Ein König — ja, dem gilt des Tages Feier,
Ein König ist's, dem alle Glocken tönen!
Ihm scharen sich entzückt Millionen Freier,
Gebeugt vor seinem Thron im Reich des Schönen;

Wohl trägt er ſtatt des Zepters nur die Leier,
Nur Lorbeerzweige ſeine Stirne krönen;
„Doch ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!"

Ein Dichterfürſt — dem huldigt dieſe Menge,
Dem werden alle Glocken heut geſchwungen,
Ein Dichter, deſſen mächtige Geſänge
Wie Glockenklang durch alles Land gedrungen
Bald wild, als zög' ein Rieſenarm die Stränge,
Wie Sturmgeläut iſt ſein Geſang erklungen:
Erſchütternd, weckend, Heil und Rettung bahnend,
An Menſchenrecht, an Menſchenwürde mahnend.

Bald wieder hold erklingen ſeine Lieder
In ſanfter Schwingung, hell wie Abendglocken,
Und ſenden Frieden in die Tale nieder
Und wecken leiſes, inniges Frohlocken;
Bald rührend hallt in allen wieder
Sein ernſtes Bild, da bleibt kein Auge trocken;
Bald feierlich wie Sonntagsglocken klingt es,
Und Glaubensworte, Gotteswort ſingt es.

Wen wundert noch, daß Ihm zu Dank und Ehre
Der Vollklang aller Glocken heute läutet,
Ihm, der in goldnen Sprüchen heit'rer Lehre
Der Glockenſprache reinen Sinn gedeutet?
Der ſeiner Dichtung Kleid, das glänzendhehre,
Verklärend auf die Glocken hingebreitet?
Wen wundert, daß ſie heut ſein Lob erhoben?
„Es muß das Werk ja ſeinen Meiſter loben!"

Heil, deutſches Volk, dem ſolch ein Dichter worden!
Heil, daß du ihm dies Ehrenmal gegründet!
Bei dieſer Glocken feſtlichen Akkorden,
Hier, deutſche Brüder, fühlet euch verbündet!
Herbei von Oſt und Weſt, von Süd und Norden!
„Concordia!" ſei zur Loſung rings verkündet:
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammelt euch als Eine Volksgemeine.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eisgang.

Gebrochen ist des Eises Haft,
Die freien Wasser schwollen,
Des Winters lange Zwingherrschaft
Zerbarst in lauter Schollen.

Der Winter flüchtet hinterher,
Und auf der letzten Scholle
Fährt ringend schon mit ihm daher
Der Lenz, der freimutvolle.

Er hat den alten Landvogt schnell
Zum Land hinausgeschwungen,
Und ist — ein freier Wilhelm Tell —
Ans Ufergrün gesprungen.

Fahr wohl, Herr Geßler, fahre wohl,
Und laß das Rachedräuen;
Kehr' nimmer durch der Gasse Hohl,
Es möchte dich gereuen!

Der Schütze wacht: wenn noch einmal
Der Landvogt kommt, der alte,
So schießt er ihm den Sonnenstrahl
Ins Herz, das eisigkalte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Bergwald im Herbst.

Schneegänse fliegen schnatternd durch die Luft,
Des Winters nordischplaudernde Gesandtschaft;
Taleinwärts schreit' ich, und im Nebelduft
Vor meinem Auge schwebt die Waldeslandschaft.

Die Buchen stehen alle dunkelrot
Im Streiflicht, das erhellt der Dünste Rauchen,
Wie Kranken noch das Antlitz farbig loht,
Kurz ehe sie die letzte Kraft verhauchen.

Gleichgültig schau'n die Tannen, allzeit grün,
Herunter von des Berges höchster Kuppe,
Doch mitten inne seh ich träumend glühn
Hellgelb und rötlich eine Birkengruppe.

Wie hast du dich so wunderlich geschmückt,
Du Birkenwäldchen, rauh vom Wind gefächelt?
Wie scheinst du mir so schwärmerisch entzückt,
Wehmütig fast, wie man im Wahnsinn lächelt!

Ja, wie in Blumenzier Ophelia,
Die irre Maid, hinspielt' in ihrem Leide,
So steht das arme Birkenwäldchen da
Im Nebelduft, in wunderlichem Kleide.

Wie seltsam regt der Herbstwald mir die Brust!
Es bebt mein Herz in Wonn- und Wehmutsschauern,
Irrt, wie Ophelia, zwischen Leid und Lust
Und weiß nicht, soll es lächeln oder trauern.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Bäume Gedanken.

Im Walde da regt ſich ein Plaudern und Flüſtern
Wann kühlende Dämmerung ladet zur Ruh;
Da ſtehen ſie traulich beiſammen im Düſtern,
Die Buchen und Eichen, die Tannen und Rüſtern,
Und ſchicken viel heimliche Reden ſich zu.

„Ihr Schweſtern, ich will's im Vertrauen euch ſagen,"
Nimmt rauſchend die Eiche, die ſtolze, das Wort:
„Mich treibt es, hinauf in den Himmel zu ragen,
Bis über die Wolken die Krone zu tragen,
Stets höher zu wachſen, Jahrhunderte fort!"

„So hoch ſich erheben! mir bangte vor Blitzen!"
Entgegnet die Buche, die tüchtige, drauf.
„Mir gnügt es, beſcheiden und wacker zu nützen,
Die Müden zu ſchirmen, die Armen zu ſchützen:
Wie zehrt' ich im Eifer ſo gerne mich auf!"

„Nein!" ſchüttelt die Birke die zierlichen Locken,
„Mir fließt in den Adern ein leichtes Geblüt;
So lange die Freuden mir leuchten und locken,
So will ich mich freun, eh' die Säfte mir ſtocken —
Das Leben iſt flüchtig, die Jugend verblüht."

„Das ewige Grünen! Das ewige Freuen!"
Erwidert die Tanne, die ſtrengere, nun.
„Der Luſt bin ich müde; mich ſollt' es nicht reuen,
Die grünenden Nadeln zur Erde zu ſtreuen,
Auf immer zu ſchlummern, auf immer zu ruhn!"

Salweide dagegen: „O fröhliches Leben,
Die Zweige zu wiegen im ſonnigen Blau,
Die Falter zu ſchauen, ihr Schillern und Schweben,
Zu trinken, wie würzige Säfte der Reben,
Mit durſtigen Zügen erquickenden Tau!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Vor allem ergötzt mich der Vögelein Singen!"
So läßt sich vernehmen der Ahorn darauf:
„Wenn schlagende Drosseln vorüber sich schwingen,
Und schmetternde, helle Jagdhörner erklingen,
Durchzittert mich Lust von der Wurzel zum Knauf."

So hört man im Walde das Flüstern und Plaudern
Von tausend redseligen Zungen umher;
Doch nun — wie sie plötzlich erschrecken und zaudern!
Wie bange die Wipfel sich sträuben und schaudern!
Es naht sich ein Wetter, so dunkel und schwer.

Schon fallen des Donners gewichtige Keile
Mit hohlem Gepolter ins knarrende Holz;
Hin fahren der Blitze vielschneidige Beile
Und schlagen mit mächtigen Hieben in Eile
Zu Boden der Eiche hochfahrenden Stolz.

Die Buche, daß nun ihren Segen sie tue,
Sie fiel einem Armen zum freundlichen Los.
Bald kam auch die Tanne, die ernste, zur Ruhe:
Sie bot ihre Bretter den Müden zur Truhe
Und sank in der Grüfte verschwiegenen Schoß.

Die lustige Weide gab ihre Gewinde
Der weinvollen Tonne zum schürzenden Reif.
Die Birke, die leichte, bot Reiser und Rinde
Zur strafenden Rute dem fehlenden Kinde,
Der Mutter zum fliegenabwehrenden Schweif.

Nach Wunsche muß alles dem Ahorn gelingen:
Er dienet, gewölbt, einer Laute zur Brust;
Und wenn die metallenen Saiten sich schwingen
Und helle, melodische Weisen erklingen,
Da zittert der Liederentzückte vor Lust.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Strom und Wolke.

Rauſchend aus den Felſenquadern,
In des alten Berges Adern
Sammelt ſich die Waſſerflut.
Und mit wildem Kindermut
Aus dem engen Steinverließe
Springt das Brünnlein auf die Wieſe;
Schalkhaft eilt es hinter Hecken
Sich ein Veilchen zu verſtecken,
Wieder ſpringt's hervor geſchwind,
Wie des Sägemüllers Kind.
Aber ſchon iſt jugendkräftig
Nun der muntre Bach geſchäftig,
Rings die Wieſen zu begießen,
Daß die jungen Saaten ſprießen.
Und mit hohem Wellenguß
Großgewachſen bald zum Fluß,
In die Stadt enteilt er fort,
Dienſte nehmen will er dort;
Und auf ſeiner Schulter laſten
Schiffe nun mit bunten Maſten,
Und er trägt ſie reich beladen
Nach den fernen Seegeſtaden.
All des treuen Fleißes Segen,
Der erblüht auf ſeinen Wegen,
Was er wirkte hier und dorten,
Eilt er demutvoll zu legen
An des ew'gen Meeres Pforten.

Strömend aus den Felſenquadern,
Aus des alten Berges Adern
Steigt ein dicht Gewölk herauf,
Nimmt gen Himmel ſeinen Lauf.
Und von Morgenrot durchdrungen,
Hat es ſich dahingeſchwungen
Durch des klaren Himmels Blau,
Manchem Aug' zur holden Schau.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jetzt verglimmt das rote Gold,
Und, von Stürmen aufgerollt,
Flattert über Meer und Land
Weit dahin sein Nachtgewand,
Und durch seine Finsternis
Lodert roter Blitze Riß;
Bis von Abendrosengluten
Wieder seine Wellen fluten.
Drauf, da rings die Lande dunkeln,
Sieht man durchs Gewölke funkeln
Seligmildes Mondenlicht:
Wie ein Nonnenangesicht,
Friedelächelnd, schaut's hervor
Hinterm langen, weißen Flor.
So durch blauer Lüfte Plan
Ziehet das Gewölk die Bahn,
Himmelstrauer, Himmelsfrieden
Strahlt es in die Tale nieden.
Und zuletzt nach weitem Laufe
Hat es sich in lauer Traufe,
Regenbogenlichtgetränkt,
In den Meeresschoß gesenkt.
Nicht mit schwerem Früchtesegen
Eilt's dem ew'gen Meer entgegen;
Aber wenn es bringen könnt',
Was zu wirken ihm vergönnt,
Manch verklärtes Angesicht
Hing' entzückt an seinem Licht,
Und mit seinem hehren Schmerz,
Der in Blitzespracht getrauert,
Rührt es manch ein Menschenherz,
Von des Schönen Lust durchschauert!

Und als Eines Reichs Genossen
In des ew'gen Meeres Wogen
Haben beide sich umschlossen:
Der mit Früchten kam gezogen,
Der des Schönen Bahn durchflogen.

Meine Welt.

Ein Kaiſer ſchwang mit ſtolzer Hand
Sein Zepter weit hinaus
Und ſtreckt' es über Meer und Land
Nach Oſt und Weſten aus:

„In meinem Reiche ſchließt ſich nie
Der Sonne weiter Lauf;
Entſchwindet ſie den Landen hie,
So taucht ſie drüben auf."

Ich trage keine Krone zwar
Von Gold und Edelſtein,
Vom ganzen Erdenrund, fürwahr,
Iſt keine Spanne mein.

Doch bin ich König einer Welt,
Die mir im Herzen blüht,
Von einem lieben Bild erhellt
Und ſonnigwarm durchglüht.

Es taucht frühmorgens immerdar
Aus meiner Bruſt herauf,
Und ſteigt allnächtlich ſonnenklar
In meinen Träumen auf.

So ruf' ich frei das kühne Wort,
Dem ſtolzen Kaiſer gleich:
„Die Sonne leuchtet fort und fort
In meinem ſtillen Reich!"

Die Tonleiter.

Mit der holden Braut ſelbander
Sang ich jüngſt die Töneleiter,
Und wir ſtiegen miteinander,
Stimm' in Stimme fügend, weiter.

Aber mit den höchſten Sproſſen
Konnt' ich nicht mein Kind ereilen;
Hell und heller ſtets ergoſſen
Ihre Töne ſich derweilen.

Und ich lauſchte, wie ſie ſteigend
Sich in Engelslauten wiegte,
Bis ſie wieder, hold ſich neigend,
Sich an meine Stimme ſchmiegte.

Drauf ſich inniger durchdringend
Schwebten ſelig unſre Stimmen,
Bis, die Leiter niederklingend,
Sie nicht tiefer konnte klimmen.

Aus der Männerbruſt indeſſen
Hat ſich voller Klang geſchwungen,
Ganz die Leiter zu ermeſſen,
Bin ich tief hinabgedrungen.

Liebe, in den Schoß der Erde
Will ich tiefe Wurzel ſchlagen,
Feſten Grundes ohne Fährde
Dich und deinen Himmel tragen.

Dann aus hellem Engelsmunde
Laß mich deinen Frieden lernen,
Gieb mir oft getreue Kunde
Hoch aus deinen Himmelsfernen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Adlerhorst.

Erzitternd stieß der Nachen auf am Strand;
Die Kette werfend um die Uferweide,
Schwang hurtig unser Schiffer sich ans Land,

Und aus dem Boote stiegen drauf wir beide,
Mein Freund und ich. Vor uns mit frischen Ranken
Lag eine würzereiche Kräuterheide,

Und drüben hob ein Fels die Riesenschranken
Fünfhundert Fuß hoch, Adlerhorst genannt.
Es hielt ein Eichwald seine mächt'gen Flanken

Mit dunkelgrünem Gürtel rings umspannt,
Darüber wölbte sich in stolzer Breite
Die nackte weiße Brust der Marmorwand,

Und aus dem Felsenhaupt in blauer Weite
Flog um den Horst ein Adler kreisend auf,
Und seine Jungen übten sich im Streite.

So stand er da vom Fuße bis zum Knauf
Mit Kraft und Stolz gewappnet wie ein Riese.
Wir schauten voll Bewunderung hinauf,

Da blies dicht hinter uns, am Saum der Wiese,
Des Schiffes Waldhornspieler also sacht,
Als ob er nur aus weiter Ferne bliese;

Und plötzlich, von dem leisen Hauch entfacht,
Stand hell der mächtge Fels in Klangesflammen,
Und voll und voller, wie mit Zaubermacht,

Die Töne von der Höhe niederschwammen
Und schlugen, wie ein gold'ner Wasserguß,
Lindspülend über unserm Haupt zusammen.

Es war, als müßt' in plötzlichem Erguß
Ausschütten sich das ganze Herz des Riesen,
Als müßt' er in der warmen Laute Fluß

Ein langverhaltenes Gefühl ergießen.
Wir ſtanden lange da; nun hörten wir
Die letzten Klangeswellen fern zerfließen.

Ergriffen ſah mein Freund ins Auge mir
Und mußte mir die Hand vor Freude drücken.
Mein guter Freund, ſo wie zu Mute dir,

So glänzten mir die Augen voll Entzücken
In jener Stunde, da zum erſtenmal
Dein Herz ſich offenbarte meinen Blicken.

Er war ein Jüngling, alle Nerven Stahl,
Vom Haupte bis zum Fuß mit Kraft gerüſtet,
Dem Aug' entblitzte raſcher Kühnheit Strahl.

Und ſtolz, als hätten Adler drin geniſtet,
Erhob er ſeine Stirne ſonnenwärts:
So ſtand er, wie der Felſen, hochgebrüſtet.

Verſchloſſen aber war ſein ſtolzes Herz,
Nicht wiſſend von gemütlichen Ergüſſen,
Und fremd der Liebe tiefem Seelenſchmerz —

So ſchien es mir. Ach! nie erwärmt von Küſſen
Und Liebesworten, hatt' er, eine Waiſe,
Im Schoß der Eigenſucht erwachſen müſſen;

So blieb ſein Herz verengt im fremden Kreiſe.
Da ward ich eines Tags ihm zugeführt,
Ich ſprach zu ihm ein liebend Wörtlein leiſe,

Das hat ſo tief ſein Innerſtes gerührt,
Daß alſobald die Bruſt ihm überquoll
Von Liebesfülle, die er nie verſpürt;

Sein Herz mir auszuſchütten, reich und voll,
Drängt' ihn der Liebe lang entbehrt Beglücken,
Und frei der Fluß der warmen Rede ſchwoll.

Mein feuchtes Auge glänzte vor Entzücken —
Das ahnt' ich nicht in dieſer ſtolzen Bruſt!
Ich mußte ſeine Hand vor Freude drücken,
Wie jetzt er mir getan im Drang der Luſt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das verkannte Herz.

Sie sagen: ohne Feuer seist du ganz,
Man sehe nie dein Angesicht erglühen
Und nie der Liebe jugendhellen Glanz
In deinem Augensterne freudig sprühen.

Verkanntes Herz! Nach außen strahlst du nicht,
Des Marktes Seelen bist du fremd geblieben;
Mich nahmst du auf, nun glüht mein Angesicht,
Verklärt von deinem tiefgehegten Lieben.

Bist wie die Münsterrose am Portal:
Nach außen ist ihr Farbenschatz versiegelt,
Vom Markte draußen sieht man nicht den Strahl,
Des Himmels Abglanz, den sie treulich spiegelt.

Doch wer gedrungen in den Dom herein,
Der sieht die Rose glühn in warmen Farben,
Der sieht der Himmelsglorie Widerschein
Nach innen sprühn in tausend bunten Garben.

Verkanntes Herz! Nach außen strahlst du nicht,
Des Marktes Seelen bist du fremd geblieben;
Mich nahmst du auf, nun glüht mein Angesicht,
Verklärt von deinem tiefgehegten Lieben.

Die Münsterrose.

1.

Von Weihrauchdüften ist durchhaucht
Die weite, stille Münsterhalle,
Da stehn in Dämmerung getaucht
Die grauen Heil'genbilder alle;
Und sieh — ein reicher Farbenschein
Ergießt sich in den Dom herein:
Die Strahlen quellen aus dem Schoße
Der bunten, blättervollen Rose.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie läßt ihr wunderklares Licht
Ins düstre Chor hinunter gleiten —
O hehres Bild! wie mahnst du nicht
An alte, längst verklungene Zeiten!
Die Liebe klärte, frisch und jung,
Des Glaubens ernste Dämmerung,
Und Minneroſenſchein durchglühte
Das fromme, selige Gemüte!

2.

Draußen aus der dumpfen Schwüle,
Aus dem wirren Marktgewühle
Suchte meine Seele Ruh',
Und ich schritt der heil'gen Kühle
Dieſer Münſterhallen zu.

Am Portale kühn erhoben,
Hält die Roſe lichtgewoben
Ihre Blätter himmelwärts;
Sonnig überſtrahlt von oben,
Glüht ihr volles Blätterherz.

Aber, abgelöſt vom Schoße
Dieſer glanzerfüllten Roſe,
Lag zerſtückt ein gläſern Laub;
Und ich hob das farbenloſe
Mir zu Füßen aus dem Staub.

Herz, dem Glas haſt du geglichen!
Weil's vom Himmel abgewichen,
Liegt verdüſtert dieſes Laub;
Ach! dein Friede war verblichen,
Weil du hingſt am Erdenſtaub.

Herz, o bleib in ſteter Treue
Gottes reiner Himmelsbläue,
Wie die Roſe, zugekehrt;
Selig glühſt du bald aufs neue,
Von des Himmels Licht verklärt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beim letzten Abendſonnenblick.

Hinter jenem Bergesgipfel
Scheidend noch die Sonne loht,
Bräunlich zeichnen ſich die Wipfel
In des Himmels Gold und Rot;
Das Gebirg wirft ſeine Schatten
Weit hinab auf Wald und Au,
Seine Täler, ſeine Matten
Dämmern alle dunkelblau.

Aber drüben, ſieh', wie helle
Das Gebirg im Oſten ſtrahlt!
Wie ſich heiter jede Stelle
Noch im goldnen Lichte malt;
Wie ſo freundlich vor dem Scheiden
Ihm ins Herz die Sonne blickt,
Seinen Schlößlein, Höh'n und Heiden
Ihre letzten Grüße ſchickt!

Ei, wie ſtehn des Weſtens Berge,
Die zunächſt dem Abendglanz,
Schon ſo trauerſchwarz wie Särge,
Schon der Sonn' entfremdet ganz;
Während noch in Licht und Wonne
Ferne dort der Oſten glüht
Und im letzten Blick der Sonne
Wie ein Roſengarten blüht? . . .

Nimmt's dich Wunder? — Geh' und frage
Dort den lebensmüden Greis,
Dem die Welt der letzten Tage
Nur ein fremder, dunkler Kreis:
Weg, in jene Zeiten blickt er,
Wo er einſt in Jugend ſtand,
Und die letzten Grüße ſchickt er
Seinem goldnen Morgenland!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rechtfertigung.

Ihr scheltet Sankt Johannis Offenbarung,
Es seien dran viel Tausende gescheitert
Und in den Abgrund tiefer Geistverwirrung,
In bodenlose Schwärmerei versunken . . .

Sagt, scheltet ihr den hohen Münsterturm,
Wenn ihn erklimmt ein schwindliger Besteiger,
Der sich hinaufwagt bis zur höchsten Krone,
Und droben plötzlich ihn der Schwindel faßt,
Daß er hinabstürzt jählings in die Tiefe —
Sagt, scheltet ihr darob den Münsterturm?
Wer festen Fußes, klaren, sichern Auges,
Der mag wohl bis zur höchsten Spitze dringen
Und näher in den offnen Himmel schau'n.

So mögen klare, schwindelfreie Geister
Des Evangeliums heil'gen Dom ersteigen
Bis zu dem höchsten göttlichen Geheimnis; —
Der schwache Geist soll nimmer sich versteigen.

Lichtfreunde.

In schweigsam brütender Sommernacht
Hab' ich noch spät bei der Lampe gewacht,
Da fliegen, gelockt von des Lichtes Schein,
Nachtfalter in Menge zum Fenster herein.
Sie kommen von ihren geheimen Sitzen,
Vom Gartengemäuer, aus Spalten und Ritzen:
Die nächtlichen Geistchen ums Licht sich rotten,
Die Schwärmer und Sphinxe, die Eulen und Motten,
In weißen Hemdchen, in grauen Röckchen,
In braunen Kutten, behaart wie Böckchen.
Sie klirren
Und schwirren,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sie murren
Und ſurren,
Sie tanzen und ſchwärmen ums Licht herum.
Hurrah! Da erſcheint mit ſtolzem Gebrumm,
Zu führen das Regiment,
Der hocherleuchtete Präſident,
Der gravitätiſche,
Majeſtätiſche
Totenkopf!
Er trägt am Zopf
Des Ordens Schild —
Ein Schädelbild.
„Lichtfreunde, wohlauf!
Beginnt den Lauf
Und ſchärft das Geſicht;
Die Welt iſt finſter, wir haben das Licht."
Da ſchwärmen und ſchwirren die Geiſterchen,
Gebärdet ſich jedes als Meiſterchen,
Und manches iſt plump in die Flamme gerannt
Und hat ſich das arme Hirnchen verbrannt.
Zuletzt mit gewaltigem Saus und Braus
Löſcht gar das Licht der Totenkopf aus;
Der arme Schwärmer, aufs Licht verſeſſen,
Hat eins vergeſſen:
Memento mori!

Nachtfalter, ihr ſeid doch ein töricht Geſchlecht!
Lichtfreunde, fürwahr, ihr treibt es nicht recht:
Ihr ſuchet des Nachts mit blödem Geſicht
Ein dürftig brennendes Erdenlicht
Und haltet am Tage die Augen geſchloſſen,
Wenn Sonnenglanz, vom Himmel ergoſſen,
Die Welt erleuchtet mit goldenem Strahl
Und neu verklären das Erdental.
O wüßtet ihr nur, wie ſelig das Leben,
Im Lichte des Himmels einherzuſchweben!
Tagfalter, ſo lieblichen Angeſichts,
Am Lichtquell trinket, ihr Kinder des Lichts!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Läufer von Glarus.

Einſt fochten die von Uri ſich
Und die von Glarus bitterlich
Um ihre Landesſcheiden an;
Da ward zuletzt der Spruch getan:
„Zur Tag- und Nachtgleich allerfrühſt,
Sobald der Hahn den Morgen grüßt,
Soll nach der beiden Länder Enden
Jedweder einen Läufer ſenden;
Und wo ſich dann begegnen beide,
Da ſei fortan des Landes Scheide."

Und als der Morgen war gekommen
Und kaum die höchſten Alpen glommen,
Zu Uri wachte ſchon der Hahn
Und ſang den Morgen luſtig an:
Der Hunger hat ihn früh geweckt;
Und wie er kaum die Flügel reckt,
Bricht ſchon der Urner hurtig auf
Und nimmt zur Scheide ſeinen Lauf.

Indes zu Glarus ſchläft noch feſt
Der Hahn in ſeinem warmen Neſt;
Sie hatten trefflich ihn gefüttert,
Drum ſchlief er ſatt und unerſchüttert,
Derweil im roten Morgenbrand
Ihn bänglich die Gemein' umſtand.
Doch endlich hub er an zu krähen
Und ſchlummertrunken ſich zu blähen,
Und hurtig ſprang der Glarner auf
Und nahm zur Scheide ſeinen Lauf.

Doch als er eilte kurze Strecke,
Kam droben um die Felſenecke
Der Urner ſchon mit ſtolzen Tritten
Ins fremde Land herabgeſchritten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Glarner hielt mit nichten an,
Er ſprang noch unverzagt bergan,
Daß er noch Land dem guten Rechte
Und ſeinem Volk gewinnen möchte.

Der Urner hüpft mit lautem Hohn:
„Hier iſt die Scheide!" ruft er ſchon;
Doch will er von den Alpenmatten
Ein Stücklein ihm zurückerſtatten,
So weit es ihm noch möge glücken,
Ihn fortzutragen auf dem Rücken.
Der ſchwingt ihn auf die Schulter drauf
Und klettert friſch den Steg hinauf,
Er atmet ſchwer, das Knie bricht ein,
Erblaſſend ſtürzt er aufs Geſtein.
„Hier iſt die Grenze!" ruft er ſchnelle —
Sein Grabſtein iſt zur ſelben Stelle.

Da ruhe nun von deinem Lauf
Und atme wieder fröhlich auf!
Du biſt, ſo lang dein Fuß dich trug,
Und bis zum letzten Atemzug
Fürs gute Recht vorangedrungen
Und haſt ihm treulich Land errungen
Und weiter ſeine Mark geſetzt.
Glückſelig, wer zu guter Letzt:
„Hier iſt die Grenze!" rufen kann!
Am Steine, den dein Mut gewann,
Den Ruhſtein du gefunden haſt —
Da, braver Läufer, halte Raſt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kaiſer Sigismund in Straßburg.

Der ritterlich geſtritten
Auf manchem heißen Feld,
Aus Welſchland kommt geritten
Herr Sigismund, der Held;
Zu Felde nicht, zum Throne,
Gen Aachen zieht er heut,
Wo ſeine Kaiſerkrone
Das deutſche Reich ihm beut.

Und als er nun gekommen
Nach Straßburg an den Rhein,
Welch Jubeln und Willkommen
Die Straßen aus und ein!
Aus allen Fenſtern Grüße,
Die Wege bunt beſtreut,
Muſik und Freudenſchüſſe,
Vom Münſter Feſtgeläut.

Den Kaiſer zu empfangen,
Stand reich gedeckt der Tiſch,
Trompet' und Pauken klangen,
Und Kränze blühten friſch;
Doch ſchöner war zu ſchauen
Als dieſe Blumenpracht,
Der Kranz holdſel'ger Frauen
In ihrer ſchmucken Tracht.

Und als in ſpäter Stunde
Der Kaiſer brach empor,
Trat aus der Frauen Runde
Die allerſchönſte vor:
„Ruht aus von aller Mühe,
Herr Kaiſer, ruhet ganz,
Daß ihr uns morgen frühe
Recht munter ſeid zum Tanz."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kaum hat der Hahn gerufen,
Schon sind die Frauen wach
Und harren auf den Stufen
Vor ihres Herrn Gemach;
Er hört's, nicht lange weilt er,
Vom Lager auf im Flug,
Barfuß, im Nachtrock eilt er
Und folgt dem holden Zug.

Zuerst, den Tag zu weihen,
Ins Münster zieht die Schar,
Wo schon in dichten Reihen
Das Volk versammelt war.
Die Frühmett ist zu Ende,
Die Seelen sind erquickt,
Nun hat der Zug behende
Zum Fest sich angeschickt.

Gleich strömt's in hellen Haufen
Der nächsten Bude zu,
Die Bürgersfrauen kaufen
Dem Kaiser ein paar Schuh;
Und lustig wird dermaßen
Der edle Herr umringt,
Daß flink er durch die Straßen
Im Ringeltanze springt.

So ziehen sie im Tanze
Zum Hohensteg hinauf,
Es nimmt in lichtem Glanze
Der Herberg' Saal sie auf;
Gleich spielen auf die Geigen,
Und Hörner schallen drein,
Der Kaiser schwingt im Reigen
Manch Bürgerstöchterlein.

In Freud' und Festen eilen
Ihm sieben Tage hin,
Nicht länger darf er weilen,
Zur Krönung muß er ziehn;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch eh' er ist geschieden,
Da ließ er goldenblank
Dreihundert Ringlein schmieden
Den Fraun zu Lieb' und Dank.

„Zum Abschied nehmt's, ihr Holden,
Und achtet's nicht gering;
Wie eure Finger golden
Umfaßt jedweder Ring,
Soll eure Söhn' umwinden
Der Treue festes Band
Und soll sie ewig binden
Ans deutsche Vaterland!"

Heiliger Zorn.

Nein! in des Lebens
Wirren und Kämpfen,
Ziemt es den Zorn nicht
Immer zu dämpfen!
Darfst nicht inmitten
Tollem Gewühl
Stehn wie ein Eisberg
Allezeit kühl.

Nein! wo das Unrecht
Thronet und schaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollst du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Beuget die Obmacht
Heilige Rechte,
Will sie die Freien
Meistern wie Knechte:
Auf! laßt entlodern
Flammendes Wort!
Rache zu fodern,
Donner' es fort!

Siehst du die Freiheit
Küssen die Rute,
Die ihr den Nacken
Geißelt zu Blute:
Auf! den Verkehrten
Stachle dein Zorn,
Sei dem Entehrten
Weckender Sporn!

Weinet die Unschuld,
Trauert die Reinheit,
Tückisch gelästert
Von der Gemeinheit:
Auf! und empöre,
Herz, deinen Gischt,
Daß er die Schlange
Laut überzischt!

Siehst du den Halbwitz
Höhnisch sich rotten,
Frevelnd dem Guten,
Heiligen spotten:
Röte dein Antlitz
Flammendes Blut,
Sprühe dein Auge
Zürnende Glut!

Ja, wo das Unrecht
Thronet und schaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:

Sollst du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Doch zu vernichten
Wehre dem Zorne,
Daß er der Liebe
Diene zum Borne,
Daß er befruchte
Gleich dem Vesuv,
Der aus der Lava
Reben erschuf.

Lacrimä Christi
Zeugt er am Fuße:
Himmlische Tränen,
Tränen der Buße,
Lock' aus den Herzen,
Die du geschreckt,
Die deine Zornglut
Segnend bedeckt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Preis der deutschen Sprache.

Muttersprache deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heil'ge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
O mich kränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust!

O wie klingt in deinen Tönen
Gottes Wort so voll und reich,
Mächtig wie Posaunendröhnen
Und wie Hirtenflöten weich!
Wie die Orgel mannigfaltig,
Leihst du jedem Geist den Mund,
Tust Prophetenernst gewaltig,
Jüngermilde lieblich kund.

Gilt's dem edlen Vaterlande,
Seiner Freiheit, seiner Ehr:
Gilt es gegen schnöde Bande
Heil'gen Kampf und tapfre Wehr:
Wie die Schlachttrompete schmettert,
Zürnen deine Laute dann;
Wie ein Schwert, das Blitze wettert,
Dienest du dem freien Mann.

Von der Heimat trauten Räumen,
Von des Hauses Lust und Schmerz,
Von der Kindheit Rosenträumen
Sprichst du wie ein Mutterherz,
Weißt in farbenhellen Bildern
Und im goldnen Märchenstil
Treu die Kinderwelt zu schildern
Und der Häuslichkeit Asyl.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Des Gemütes tiefſten Saiten
Lockſt du ab den hellen Laut,
Seine zartſten Heimlichkeiten
Hat das Herz dir anvertraut:
Liebesweh und Liebeswonnen,
Sehnſucht und Befriedigung,
Was im Buſen ſich entſponnen,
Kündet deiner Töne Schwung.

Maienluft und Herbſtestrauer,
Alpengrün und Gletſcherpracht,
Blütenduft und Windsbrautſchauer,
Wieſenglanz und Waldesnacht
Deuteſt mit geweihten Zeichen
Du, Vertraute der Natur,
Wie Druiden unter Eichen
Lauſchten auf des Gottes Spur.

Immer forſchend unerſchrocken,
Zu gewinnen edlen Fund,
Senkſt du deine Taucherglocken
In der Wahrheit tiefſten Grund,
Sammelſt an verborgnem Riffe
Einen reichen Perlenkranz:
Aller Wiſſenſchaft Begriffe,
Leuchtend in des Wortes Glanz.

Ja, ſo weit als die Gedanken,
Fliegſt du deinen hohen Flug,
Schwebend über engen Schranken
Wie der Wandervögel Zug.
Weltumfaſſend ſei dein Streben
Wie des Himmels blaue Flur,
Reich und rege wie das Leben,
Groß und frei wie die Natur.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Germanias Bild.

Im Schatten einer Eiche, auf einem Felsen grau,
Da sitzest du in Träumen, du edle, holde Frau!
Um deine klare Stirne schlingt sich ein Eichenkranz,
Und fromme Liebe leuchtet aus deiner Augen Glanz.

Geschlossen hast du schweigsam den anmutvollen Mund,
Ein Buch liegt aufgeschlagen auf deiner Knie Rund,
Du sinnest tief in Andacht; doch trägst du auf dem Schoß
Ein Schwert, wenn es vonnöten, zur Wehre blank und bloß.

Ja, forsch' und deute sinnig: das ist wohl dein Beruf,
Zu dem dich, hohes Wesen, der Herr der Welt erschuf;
Er hat dich auserkoren zu einem heil'gen Amt,
Zur Priesterin der Menschheit hat dich sein Geist entflammt.

Das Buch auf deinen Knien, es ist der Bücher Buch.
O bete, daß dich leuchtend der heil'ge Geist besuch';
Ergründe immer tiefer der Offenbarung Hort,
Und deute immer treuer das ew'ge Gotteswort.

Doch auch im Blätterrauschen, das dir zu Häupten webt,
Magst du den Geist belauschen, der in der Schöpfung lebt;
Erforsch' in allen Reichen der nahen Gottheit Spur,
Und deut' in tiefen Sprüchen die Bibel der Natur.

Und wie du schweigend sitzest, ins Innerste versenkt,
Sei auf den eig'nen Busen dein klarer Blick gelenkt:
Der Menschenseele Tiefen ergründe fort und fort,
Und gib auf alle Rätsel der Lösung wahres Wort.

So streu in alle Lande des Lichtes goldne Saat;
Doch greife nach dem Schwerte, sobald der Feind sich naht.
Den finstern Wahn verfolge mit deiner Blicke Speer,
Den Lügengeist vertilge mit deiner scharfen Wehr.

Gott helfe dir zum Siege durch allen Kampf hinan,
Daß du die Menschheit führest des Lichtes hohe Bahn;
Vor allen Völkern trage, du hehre Priesterin,
Des Glaubens heil'ge Fahne, der Wahrheit Banner hin!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Germaniſten im Kaiſerſaal zu Frankfurt.

Wie blicken ernſt aus ihren Rahmen
Die Kaiſer dort in reicher Tracht!
Wie mahnen die bekränzten Namen
Ans alte Reich und ſeine Macht!
O ſeht die hohen Kronenträger,
Es winkt ihr Blick, es zuckt ihr Mund . . .
An euch, des Deutſchtums treue Pfleger,
Ergeht ihr Geiſtergruß zur Stund:

„Wir waren einſt des Reiches Mehrer,
Nun liegt zerſplittert unſer Stab;
O ihr, des deutſchen Volkes Lehrer,
Weckt ſeine Freiheit aus dem Grab!
O nicht für eitles totes Wiſſen,
Fürs Leben ſchließet euern Bund;
Zum Bau des Reiches, das zerriſſen,
Legt in des Volkes Herz den Grund."

„Die ihr das deutſche Recht erkundet,
Für euer Volk, Sachwalter, ſprecht!
Von fremder Satzung iſt's verwundet,
Schafft ihm ſein gutes deutſches Recht.
Dem ſollen Fürſt und Volk ſich beugen,
Und Strafe treffe jeden Bruch;
Geſprochen ſei's vor allen Zeugen,
Denn undeutſch iſt geheimer Spruch."

„Und ihr, der deutſchen Sprache Pfleger,
O wahret treu den edlen Hort!
Es ſei — des deutſchen Geiſtes Träger —
Friſch, fromm und frei das deutſche Wort.
Ja, laßt der Wahrheit Spruch erſchallen,
Des Glaubens und der Liebe Klang
Und eifert, bis die Feſſeln fallen,
Der freien Rede ſchnöder Zwang."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Und ihr, die Lehrer der Geschichte,
O ruft — wie einst Posaunenschall
Die Toten weckt zum Weltgerichte —
Ans Licht die deutschen Helden all!
Ja, zeigt dem jungen Volk die Waffen
Der Väter sieg- und ruhmverklärt;
Geschichte soll sich's wieder schaffen,
Der tatengroßen Vorzeit wert!"

„Wohl ist er längst zu Grab geschritten,
Der Letzte dort in unsrer Schar;
Des Reiches Apfel ist zerschnitten,
Im Staube liegt der Doppelaar.
Doch mutig redet, rechtet, handelt!
Vielleicht mit Gott erscheint die Zeit,
Wo feierlich zur Krönung wandelt
Ein Kaiser, der sein Volk befreit."

Des Rheines Talweg.

Schäumend wie ein Berggewässer
Wühlt der Talweg tief im Sande,
Reißt wie ein Franzosenfresser
Stücke weg vom linken Strande.

Mit Faschinen und mit Dämmen
Eilen sie den Strom zu brechen,
Eilen seine Wut zu hemmen
Und am Nachbar sich zu rächen.

Rechtshinüber wirft sich strudelnd
Nun das reißende Gewässer,
Wie von Rachbegierde sprudelnd,
Wild wie ein Germanenfresser.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wieder mit Faschinenbanden
Schleudern sie die Flut zurücke,
Bis gebannt von beiden Landen
Mittendurch verbraust die Tücke.

Ja, dem blinden Zorn der Hasser
Eilet rechts und links zu wehren,
Laßt ihn wie ein schäumend Wasser
In sich selber sich verzehren.

In des Völkerbundes Kette
Macht den edlen Rhein zum Gliede!
Blühen soll an seinem Bette
Licht und Freiheit, Recht und Friede!

Das Rettungsboot.

Welch edles Werk, die schon am Abgrund schwanken,
Vom Schiffbruch retten, durch die Sturmflut eilen
Den Sinkenden zu Hilf' mit Rettungsseilen,
Ins Boot sie tragen über sichre Planken!

Das tut die Liebe, segnet ohne Schranken;
Was Mensch heißt, ist bereit sie all' zu heilen,
Fragt nicht, ob sie auch ihren Glauben teilen,
Noch ob sie's ihr vergelten und ihr danken.

Auch wir, die zwischen Rhein und Wasgau leben,
Sahn unser Deutschtum schon am Abgrund schweben,
Dem Schiffbruch nah' — da schickt der Himmel Retter.

Das deutsche Kriegsschiff ward zum Rettungsboote,
Riß uns heraus vom Strudel, der uns drohte,
Und bracht' uns heim, ging's auch durch alle Wetter.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Elsaß ein — Venetien?

Wie? ein Venetien soll das Elsaß werden,
Soll grollend wider Deutschland sich verschwören,
Bis ihm die Stunde winkt, sich zu empören,
Im Blut zu rächen Unbill und Beschwerden?

So soll's wie Carbonari sich geberden
Mit Büchs' und Dolch? So wollt ihr uns betören,
Dem alten Stammland, dem wir nun gehören,
Zu fluchen — unsrer deutschen Mutter-Erden?

Nein, Hassesschürer, flammend wie Gambetta,
Nicht fürder sollt ihr unser Herz verfälschen,
Ihm einzuimpfen tückische Vendetta!

Nicht länger sollt ihr unser Volk verwälschen!
Wir sind der alten Mutter Söhn' aufs neue;
Ihr schwören wir, nicht Haß, nein — ew'ge Treue!

Zur Versöhnung.

Noch immer nicht genug gezürnt, gegrollt,
Als spräche Christus: „Feinde sollst du hassen!"
Gen Himmel schrieen unsre Sündenmassen,
Gott hat gerichtet, Gott hat's so gewollt.

Wir haben Frankreich unsern Dank gezollt
Mit Gut und Blut, es hat uns selbst entlassen.
Wir trugen Leid, nun gilt es Mut zu fassen.
Des Friedens weiß Panier sei aufgerollt.

Was hilft's mit Groll die Wunden zu vergiften?
Ist der ein Christ, der mit verschworner Hand
Zerreißen will der Friedensschlüsse Schriften?

O Elsaß, Oberlins und Speners Land!
Zwei Völkern den Versöhnungsbund zu stiften,
Sei zwischen beiden du das Liebesband!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karl August Candidus.

(1817—1872.)

Wiegenlied für einen Müden.

In süße Träume wiegt die Poesie,
O laß dich wiegen, müdes Menschenkind!
Sie reicht dir Spielzeug, und sie wiegt so lind
Und gibt dir wieder, was verloren hie.

In süße Träume wiegt die Poesie,
O laß dich wiegen in dein altes Glück!
Unwiederbringliches bringt sie zurück,
Und Unabänderliches ändert sie.

Die heilige Allmutter Poesie,
Die das entwöhnte Kind im Traum beglückt!
O seht es saugen! Ach, es ist entrückt
In alte schöne Zeit! Ihm gibt sie die!

Die hohe, gottgewalt'ge Poesie,
Die in die Jugendzeit den Greis versetzt
Im Frühlingsnachttraum, der ihn also letzt,
Daß ihm den ganzen Tag, er weiß nicht wie!

In süße Träume wiegt die Poesie,
O laß dich wiegen, müdes Menschenkind!
Sie reicht dir Spielzeug, und sie wiegt so lind
Und gibt dir wieder, was verloren hie.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Frühlingsanfang.

Der laue Tauwind geht in allen Gassen.
Hosanna! Wer mag's fassen?
Die Palmen werft! Die Kleider spreitet aus!
Der König kommt! Ein Gott bezieht sein Haus!

Geheimnis.

O Frühlingsabenddämmerung!
O laues, lindes Wehn!
Ihr Blütenbäume, sprecht, was tut
Ihr so zusammenstehn?

Vertraut ihr das Geheimnis euch
Von unsrer Liebe süß?
Was flüstert ihr einander zu
Von unsrer Liebe süß?

Sommerfäden.

Sommerfäden hin und wieder
Fliegen von den Himmeln nieder;
Sind der Menschen Hirngespinste,
Fetzen goldner Liebesträume;
An die Stauden, an die Bäume
Haben sie sich dort verfangen;
Hochselbsteigene Gewinste
Sehen wir darunter hangen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schwermut.

Mir ist so weh ums Herz,
Mir ist, als ob ich weinen möchte
Vor Schmerz!
Gedankensatt
Und lebensmatt,
Möcht' ich das Haupt hinlegen in die Nacht der Nächte!

Tröstung.

Laß der Zeitflut ihren Lauf,
Denn sie rauscht dir Tröstung zu.
Mondesschifflein schwebt herauf —
Anmutreiches Bild der Ruh!
Wie sein lichtes Segel schwillt,
Wird auch wohl dein Schmerz gestillt.

Hoffnung lächelt dir und streut
Hoch am Berge, tief im Tal,
Wie der Morgen sich erneut,
Künft'ger Rosen sanften Strahl.
Harre still! Zeit und Natur
Heilen alle Kreatur.

Lerchengesang.

Ätherische, ferne Stimmen,
Der Lerchen himmlische Grüße,
Wie regt ihr mir so süße
Die Brust, ihr lieblichen Stimmen!
Ich schließe leis mein Auge,
Da ziehn Erinnerungen
In sanften Dämmerungen,
Durchweht vom Frühlingshauche.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karl Auguſt Candidus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Alte Liebe.

Es kehrt die dunkle Schwalbe
Aus fernem Land zurück,
Die frommen Störche kehren
Und bringen neues Glück.

An diesem Frühlingsmorgen
So trüb verhängt und warm
Ist mir, als fänd' ich wieder
Den alten Liebesharm.

Es ist, als ob mich leise
Wer auf die Schulter schlug,
Als ob ich säuseln hörte
Wie einer Taube Flug.

Es klopft an meine Türe,
Und ist doch niemand draus;
Ich atme Jasmindüfte
Und habe keinen Strauß.

Es ruft mir aus der Ferne,
Ein Auge sieht mich an,
Ein alter Traum erfaßt mich
Und führt mich seine Bahn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einen Stern am Himmel lieben.

Einen Stern am Himmel lieben,
O das ist ein süßes Glück!
Wenn auch Wolken drüber trieben,
Heitre Nacht bringt ihn zurück.
Mag vergehen und verwehen,
Was da will in Sturmesnacht,
Sternlein bleibt am Himmel stehen,
Sternlein lacht der Sturmesnacht.

Wenn nach dunkeln Wogenmühen
Glänzt dem Schiffer solch ein Schein,
War es welk? sein Herz muß blühen,
Denn die Treue leuchtet fein.
Dir, du Edle, Gute, Süße,
Dir, mein Sternlein sonder Wank,
Rettungstrunkne Wonnegrüße,
Heißen, stillen Tränendank!

Gewinn.

Du bist, o Anmutvolle, durch mein Leben
Wie eine strahlende Gestalt gezogen,
Wie Hirten nächtens, auf den Stab gebogen,
Oft Engel sehen licht vorüberschweben.

Denk' ich an dich, so fällt ein süßes Beben
Mich an, besinnungraubend, wie die Wogen
Des Meers anschwellend, flieht am Himmelsbogen
Der schöne Mond, ihr Sehnen und ihr Streben.

Doch nein! Du kanntest nie mich! nur von ferne
Stand ich als „Einer aus der Menge" gerne,
Und dich beglücket nun ein würdig Lieben.

Und ob auch die Erscheinung längst zerronnen,
Ist doch der Eindruck bildend mir geblieben,
Und Vieles hat der Strebende gewonnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tambourliedchen.

Den Wirbel ſchlag' ich gar ſo ſtark,
Daß euch erzittert Bein und Mark!
Drum denk' ich ans ſchön Schätzelein.
Blaugrau,
Blau,
Blaugrau,
Blau
Iſt ſeiner Augen Schein.

Und denk' ich an den Schein ſo hell,
Von ſelber dämpft das Trommelfell
Den wilden Ton, klingt hell und rein:
Blaugrau,
Blau,
Blaugrau,
Blau
Sind Liebchens Äugelein.

Jägerlied.

Jäger, was jagſt du die Häſelein —
die Häſelein?
Häſelein jag' ich, das muß ſo ſein —
das muß ſo ſein.
Jäger, was ſteht dir im Auge dein —
im Auge dein?
Tränen wohl ſind es, das muß ſo ſein —
das muß ſo ſein.
Jäger, was haſt du im Herzelein —
im Herzelein?
Liebe und Leiden, das muß ſo ſein —
das muß ſo ſein.
Jäger, wann holſt du dein Liebchen heim —
dein Liebchen heim?
Nimmer, ach nimmer, das muß ſo ſein —
das muß ſo ſein.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Röslein rot und Rittersporn.

Röslein rot und Rittersporn
Können's miteinander.
Röslein rot war kaum geborn,
Hat er nicht die Zeit verlorn
Und — beim Röslein stand er.

Haben sich halt auserkorn
Unter allen Dingen.
Steh'n nun schon den ganzen Mor'n
An dem Gartenweg da vorn —
Soll ich Stühle bringen?

Hansels Tränklied.

Mein Rößlein trinkt Burgunderwein,
Der Röhrebrunnen schenkt ihm ein,
Und fährt ein Windstoß drunter krumm,
Die Wasserstrahlen wirbeln um.

O Morgenstern in Himmelshöhn,
Im Troge sieht dich's Rößlein stehn.
Was rauschen tolle Pappeln itzt,
Daß 's Rößlein horcht und die Ohren spitzt?

Im Mondenstrahl du weißer Stein,
Du trägst Feinsliebchens Füßelein,
Wohl wenn sie Wasser holen geht
Und schwatzend bei der Freundin steht.

Mein Rößlein trinkt Burgunderwein,
Mein Schätzel schläft im Kämmerlein.
O krähe, du mein Hähnlein, krähe,
Daß ich bald meine Liebste seh'.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Parabel.

Ein Mann ging über Feld mit seinem Kind.
Erst sprang das Knäblein vor dem Vater her,
Doch bald ermüdet faßt es dessen Hand,
Und später noch, da blickt es zu ihm auf:
„Trag' mich!" Er nimmt's und fest umhalst es ihn.

Du bist das Kind, das Leben ist die Reise,
Vollkommenheit das Ziel, und Gott dein Vater.

Lehre.

„Die Birnlein abreißen?
Das Bäumlein zusammenschmeißen?
Was denkt mein Kind?
Weil sie sauer sind?
Laß sie in ihren Hecken
Noch reifen sieben Wochen,
Dann werden sie gebrochen,
Dann werden sie dir süße schmecken."
Als Schulmeister Säuberlich ausgeredt,
Und sich herumdreht —
Der Pfarrer hinter ihm steht,
Herr Redelich.
Der schmunzelt gegen Herrn Säuberlich:
„Auch die Jugend, Herr Cantor, ist herb
und derb;
Kann drum mit der Zeit doch werden zart
Und guter Art.
Betracht' Er immer so die Sache,
Hat dann mehr Lust am Fache."
Als Pastor Redelich ausgeredt,
Und sich herumdreht —
Ein Cherub hinter ihm steht,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glänzte lichterloh,
Sprach: „Tragt auch den Sünder ſo!
Als eine unreife Frucht,
Die die ewige Sonne zu reifen ſucht.
Natur iſt beweglich;
Bei Gott iſt nichts unmöglich."

Ein Straßburger Sprichwort.

„Meines Nachbars Hund, o Sultan,
Laß den Knochen, gib mir Auskunft!
Laß den Knochen da im Graſe.
Sieh', zu Straßburg geht ein Sprichwort,
Und der große Luſtſpieldichter
Arnold hat es aufgenommen:
Niemals nag' ein Hund am Knochen,
Wenn nichts dran iſt. Und ich dachte:
Wenn ein armer Hund ſo klug iſt,
Wird der Menſch, dem Gott Verſtand gab,
Doch wohl ſchwerlich dümmer handeln.
Und ich machte mir's zum Grundſatz,
An der Meinung jedes Menſchen,
Dran er hängt, die er verteidigt,
Was Geſcheites ſtets zu ſuchen,
Wie verkehrt ſie ſcheinen möge.
Dieſem Grundſatz dank' ich vielen,
Ja unendlichen Gewinn ſchon.
Keinem Äußerſten ergeben,
Allvermittelnd, weiß ich Alles
Nun harmoniſch zu verbinden,
Und mit Ruhe gegenred' ich,
Finde Gott in jedem Menſchen,
Keinen Menſchen überflüſſig,
Und es wird mir leicht die Duldung
Und das Größeſte, die Liebe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber, Sultan, dieser Knochen,
Dran du spielend nagest, der ist
Weiß vor Alter. Dran ist gar nichts."
Und der Sultan, seinen weißen
Knochen mit den Pfoten haltend,
Wedelte mit seinem Schwanze,
Sah mich an mit treuen Augen,
Und so sprach er aus dem Stegreif:
„„An dem Knochen da ist Alles,
Was ich mir daran will denken.""
Und, bewundernd Hundetiefsinn,
Rief ich die geflügelten Worte:
„Traun! ein Doktorhut gebührt dir,
Meines Nachbars Hund, o Sultan!"

Etwas vom Junker Jürgen.

Beim Waidmann, unter einer Buchen,
Stand Junker Jürgen. „Ei so! Mit Suchen
„Reimt Finden, sagt Ihr? Reimt's auch schlecht,
„Ein wahres Wort ist's, und nicht recht
„Von mir war's, Euch so aufzuhalten,
„Zumal da Euer Nimrodswalten
„Sorgt, daß uns nicht der Braten mangle.
„Ade denn, bis ich Euch wieder angle.
„Bei Jägern läßt sich manches erfragen,
„Worüber uns nichts die Bücher sagen.
„Will am Schloßberg in die Erdbeern gehn.
„Ade, Rudolf, auf Wiedersehn!
„Noch Eins, mag's auch sich töricht schicken:
„Was ist das für ein seltsam Picken?
„Jetzt wieder! Mir graut bei diesem Picken!" —
„„Ein Ding, sprach Jener, ist's ohne Tücken:
„„Der Grünspecht macht sein Loch in die Eiche,
„„So hackt er wohl über tausend Streiche.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„„Gar lächerlich aber iſt ſein Brauch,
„„Nach jedem einzelnen Streiche auch
„„Zu fliegen auf die andre Seite,
„„Nachſehend, ob er in ganzer Breite
„„Den Baum nicht durch und durch gehackt."" —
„Ei, ſprach der Junker, das iſt vertrackt!
„Ade, Gott ſegne euer Werk!"
Und ſetzte ſich auf ein Geſtein am Berg.
Den Wappenrock auf der Achſel, das Schwert
Am Hefte haltend, als ob's ihm wert,
So ſaß er da. „Werkheiligkeit,
„Im Grünſpecht biſt du konterfeit!
„Mit jedem Hiebe wähnſt auch du
„Hindurchgedrungen zu ſein zur Ruh,
„Schauſt und beäugelſt zu jeder Friſt,
„Was fertig und was dahinten iſt,
„Und biſt mit allen Schnabelhieben
„Doch nun und je diesſeits geblieben."
Sprach's und verſank in ernſtes Sinnen.
Der Wartburg morgenſonnige Zinnen
Und Wipfel an Wipfel in leiſem Rauſchen,
Sie ſchienen ſeinem Schweigen zu lauſchen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Pfalzgraf Friedrich II.

O stünde mir zu Gebot ein Gesang
Wie Lautenschlag und Schwerterklang!
Das war ein Tag für die Sängerei!
Der Pfalzgraf Friedrich war dabei.

Und dem ist noch kein Lied ertönt?
Und den hat noch kein Gesang gekrönt?
Hervor aus des Vergessens Nacht,
Pfalzgraf! Dein Preis sei dir gebracht!

Zu Middelburg hielt auf einen Tag
Erzherzog Karl ein groß Gelag.
Da ward geplaudert von nah und fern,
Von des Ritters Dame und seinem Stern.

Da ward geplaudert von fern und nah,
Auch von dir, o göttliche Musika!
Und etliche hatten fürgebracht,
Daß du je und je weich und weibisch gemacht.

Es könne kein mannhafter Ritter sein,
Wer deiner pflegt. Die stimmten ein,
Die widersprachen nicht halb, nicht gar,
Der Pfalzgraf warf seinen Handschuh dar.

Er gedachte der heiligsten Freuden sein,
Und ein Schauer fuhr ihm durch Mark und Bein,
Die lieblichste aller Musen schmähn!
Ungeahndet durfte das nicht geschehn.

„Auch ich," sprach er, „treibe die Tonkunst gern.
„Ob ich mannhaft, mögen erproben die Herrn."
Und ein Zweikampf war alsbald versucht,
Da schlug er die Gegner all in die Flucht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Er hat sie am rechten und linken Ohr
Gezeichnet, daß Keiner sein Haar mehr schor.
So schlug er die Gegner all aus dem Feld:
Die Tonkunst liebt jeder deutsche Held.

Ein Vivat dieser Pfalzgrafengestalt,
Die so rührend unter des Ritters Gewalt
Und Urkraft birgt ein zartes Gemüt,
Das für die göttliche Kunst erglüht!

Ouvertüre.

O deutscher Geist! du liebst nicht schales Witzeln
Des Schwachen über das, was klein und schwächlich,
Liebst nicht der weichen Fingerspitzen Kitzeln,
Das dich nur lächern soll so fein gemächlich,
Liebst nicht ein kinderspielerisches Schnitzeln,
Wo nicht ein hoher Sinn drin liegt tatsächlich,
Doch liebst du den Humor, der dir den kleinen
Zaunkönig trägt hinauf zum großen Einen.

Du findest drin die seligste Erbauung,
Mit leichtem Wort Bedeutendes zu sagen.
Es wirkt bei dir die wunderliche Trauung
Von Ernst und Scherz ein kräftiges Behagen.
Humor ist, traun! die frömmste Weltanschauung:
Er spannt das Lose selbst an Gottes Wagen.
Drum freust du an phantastischer Systole
Dich, als an höchster All-Einheit Symbole.

Auffallende, hybridische Ausschmückung
Begrüßest du wie heilige Grotesken,
Versenkest dich mit inniger Beglückung
In das Geheimnis holder Arabesken
Und betest an in mystischer Verzückung
Beim Tod der Form aus Übermaß der Fresken.
Nicht hindert das dich anderwärts der schönen
Und edeln Formen Einfalt auszutönen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie es dich treibt, sei es nun Maß zu halten
Und Schönes nur zu atmen ruheselig,
Sei's im Erhabenen hoch dahin zu walten,
Sei es mit Allem nur zu spielen wählig,
So lässest du gewähren dein Gestalten,
Und deine Dichterschulen sind unzählig.
In Einheit ruhend bist du allberechtigt.
Wie Freiheit nur die freie Kunst ermächtigt.

O deutsches Land! o Land vielfachen Strebens,
Das du nichts Göttliches dir fremde findest
Und alle Kränze eines schönen Lebens
Dir um die hehren, ew'gen Schläfen windest!
O Mutterland! du ringest nicht vergebens,
Und wie in Sonnenfernen du entschwindest,
Ein Stern des Himmels, glorreich, glanzumflossen,
Schwillt selig jede Brust, die dir entsprossen.

Noahs Gesang.

Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Wer mag des Himmels Schleusen stopfen?
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Wer mag die Quellen spunden und verpfropfen,
Wenn urgewaltig drängende, himmelblausichtige Wasser der Tiefe klopfen?
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.

Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Des Herrn Gerichte kann nichts dämmen.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Wer kann die schreckliche Bewegung hemmen,
Wenn allerwärts seinen ewigen Arnen enttoset ein prächtiges Überschwemmen.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Manch Faules wird nun fortgespület.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Euch, Kinder, wird rotgoldig bald gestühlet
Am Tisch des Lebens, die ihr im Geiste noch nichts von dem künftigen Heile fühlet.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.

Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Jetzt hat uns Drangsal dicht umsponnen.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Es findet sich, ist erst die Flut zerronnen,
Der Perlenschatz, den fromme Geduld aus dem Schatze der Leiden allzeit gewonnen.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.

Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Ich lasse froh mein Lied ertönen.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Denn auf den Wassern schwebt der Geist des Schönen,
Der heitern Mut und rhythmischen Sinn auch im Sturme verleiht des Gesanges Söhnen.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.

Gloſſe.

(1848.)

Will die Welt zu Scheitern gehn,
Mut allein bleibt ruhig ſtehn;
Ja, fällt ſelbſt der Himmel ein,
Mut wird Gott mit Göttern ſein.
E. M. Arndt.

In Europa rings herum
Brennen wieder Lagerfeuer.
Derleitum und Derleitum
Meſſen ſich als wilde Dräuer.
Wo man hinblickt, um und um,
Blickt Verwirrung ungeheuer,
Und es wimmern die nicht Ganzen:
Ach! in dieſes Sturmes Weh'n,
Bei dem allgemeinen Lanzen-
Brechen groß- und kleiner Hanſen
Will die Welt zu Scheitern geh'n!

Wankte nicht, o greiſer Arndt,
Auch die Welt in deinen Tagen,
Als dein Volk, vom Tod umgarnt,
Schwer darnieder war geſchlagen?
Mächtiglich haſt du gewarnt!
Bald erſtanden, die da lagen,
Und ein ſtolzer Tanz begonnte.
Andre Tänze wird man ſehn.
Mut wird können, was er konnte.
Alles wankt, was Gott beſonnte,
Mut allein bleibt ruhig ſtehn.

Ruhig ſteht er und bedenkt,
Daß der Weltgeſchichte Pfeiler
Gott ins eigne Herz geſenkt
Und die Baute ſteil und ſteiler
Auf zu ſeinem Himmel lenkt,
Ein mit Weile ſteter Eiler.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber zähneklappernd heulen
Heulend Heuler im Verein:
Weh uns! morgen gibt es Beulen!
Weh uns! morgen regnet's Keulen,
Ja, fällt ſelbſt der Himmel ein!

Sei's drum! Wenn der Himmel mag.
Aber geht die Welt in Scherben,
Kommt ein dunkler Schickſalstag,
Muß Europa dann verderben,
O dann laßt das Wehgeklag!
Laßt die Mutter ruhig ſterben!
Tapf're Söhne werden ſchützen
Mutterbruſt in Todespein
Und ihr frommes Blut verſprützen.
Mögen brechen alle Stützen,
Mut wird Gott mit Göttern ſein.

Hermanns Teſtament.

(Gelegentlich Schleswig-Holſteins.)

Recht, Recht, Recht und Recht
Recht nur hat feſten Stand.
Wer, wer, wer und wer,
Wer erbt das deutſche Land?
Auf! leſet Hermanns Teſtament!
Wer erbt im deutſchen Regiment?
Daran iſt viel gelegen
Allwegen.

„Deutſch-, Deutſch-, Deutſch- und Deutſch-
„Deutſchland gehört der Tat,
„Ge-, ge-, ge- und ge-
„Gehört der tapfern Tat."
Die Fahnen hoch! dies Teſtament
Sei heilig wie ein Sakrament!
Daran iſt viel gelegen
Allwegen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Heimlichi Heimeth."

Am ſchwarzen Meere ward mir kund,
Straßburg ſei nicht mehr „wälſch" zur Stund',
Da wurde mir ſo wohl, ſo frei,
So ſpaßhaft und doch ernſt dabei!
„Jetzt ſimmer ditſch" — für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Mir war wie einer jungen Braut,
Bald lacht' ich heimlich und bald laut.
In deiner Waffen ſtolzer Zier,
Mein Volk! mein Volk! wie dank ich dir?
„Des Glick iſch doppelt! Heidebritſch!"
Wir werden deutſch „un bliwe ditſch!"

Daß deutſch wir werden, das iſt gut;
Daß „ditſch mer ſin", noch wohler tut.
Was Deutſchland iſt und hat und kann,
Weiß ich, wie manch' ein andrer Mann;
Und freut ſolch' Vaterland ſchon ſehr,
„Heimlichi Heimeth" freut noch mehr.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gustav Mühl.

(1819—1880.)

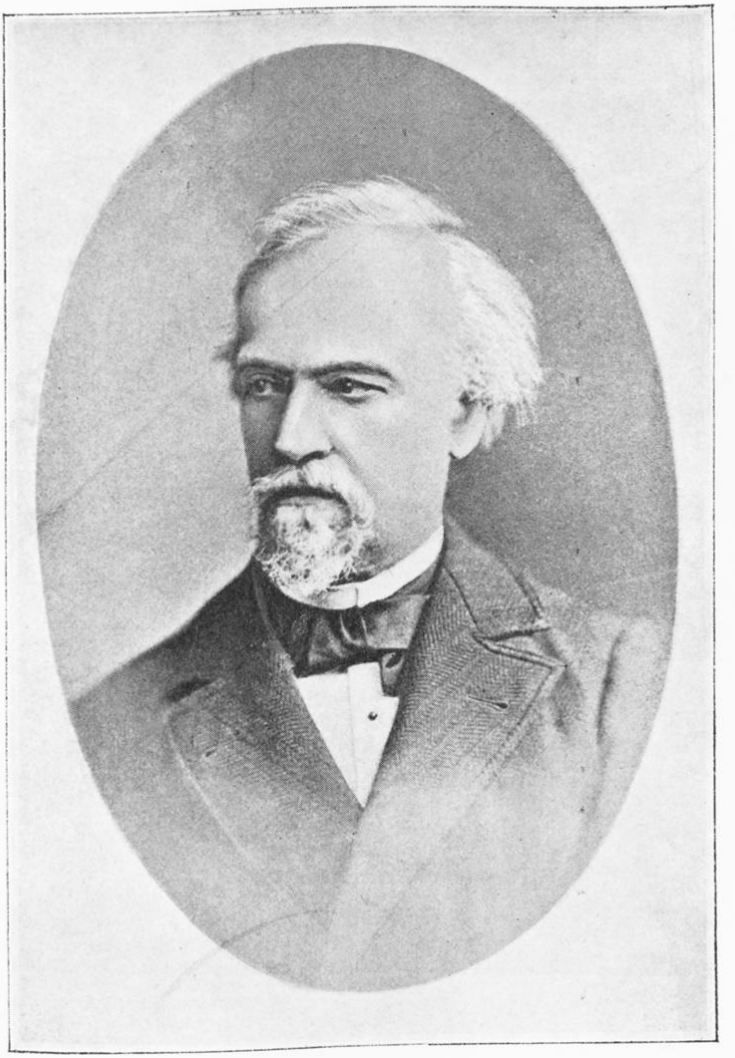
Die Lieblingslieder.

Dies meine liebsten Lieder sind,
Die, wenn sie angeschlagen,
In ihrem Wehen heimlich lind
Ein andres leiseres tragen,

Ein Tönen, das nicht freie Lust,
Auch Schmerz nicht wär' zu heißen,
Ein sanftes Zittern durch die Brust
Von nie gesungenen Weisen.

Und wenn des lauten Liedes Ton
Sich senkt zur Erde nieder,
So schwebt zurück das andre schon
Ins tiefste Herze wieder.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf



Gustav Mühl

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wiedererwachen.

Jeder Tag ist mir gesegnet,
Wo ein seeleninnig Lied
Mir mit seinen Wehn und Wonnen
Aus dem tiefsten Busen zieht;
Ist's auch nur ein schüchtern Singen,
Nur ein leiser Morgenglanz,
Ist's auch nur ein leichtes Blättchen
Vom ersehnten Liedeskranz.

Nein, nie will ich dich vergessen,
Goldenrote Frühlingszeit,
Wo den lang Verstummten wieder
Frommer Liedesgruß geweiht,
Sel'ges Grüßen, Kunde bringend
Aus dem langverschloßnen Reich,
Wo so oft ich einst gewandelt
Erdbefreiten Geistern gleich!

Nicht mehr senk' ich jetzt die Blicke
Vor der Rosen heil'gem Licht,
Seh' aufs neu' in ihre Gluten,
Wonnestrahl im Angesicht;
Und da steigt aus ihren Kelchen,
Was ich ihnen einst vertraut
Von den tausend Liebesträumen,
Die mein trunken Aug' erschaut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Finden im Lenze.

Eins aber weiß ich,
Und hab es doch im Leben nie
In seiner tiefsten Wonneseligkeit
Ganz ergriffen und erkannt.

Und jeden ersten Frühlingstag
Such' ich, ein Träumender,
Das liebliche Wunder auf
Mit sanftpochendem Herzen.

O Stunde, engelbeneidet und süß,
Wo auf noch schlummerndem Rasenplan
Mir in schwesterlichem Verein
Blaue Veilchen verhüllet lächeln!

Lange hatt' ich vergeblich gesucht,
Lang, ach, blieb's nur öder Wintertage
Freundlich täuschendes Sehnsuchtsbild,
Sah ich über dem noch welken Rasen,
Geistig schimmernd wie die Boten
Unaussprechlich heimlicher Liebe,
Blaue Blütenfunken ziehn.

O jetzt hab' ich euch gefunden,
Und ihr flirrt nicht weiter weg,
Trunken haftet nun der Blick
Hier an des Hages dunkelnder Stelle.

Immer tiefer laßt mich schauen,
Wie in Augen der Geliebten
Klar, verschwiegen und unergründet,
Hin in euer zartes Glühn.

Und da ist's, als sähe mich
Die alte heilige Muttererde,
Ewig hehr und mütterlich liebsam,
Wieder jetzt aus euern frommen Augen an.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und die Wunder nächtlicher Tiefen,
Alle Leuchtung des kommenden Frühlings,
Alle Hoffnung künftigen Glückes
Dämmert, magiſch mich umſchwebend,
Schon herauf aus euerm milden Licht!

„Pan ſchläft".

Allmählich ziehet Stille durch die Runde,
Es iſt, als ſollte Großes jetzt erſtehn,
In Strahlengüſſen naht die Mittagsſtunde
Mit heimlich hehrem, geiſterhaftem Wehn;
Und unverſehns erſterben meine Tritte,
Ich liege träumend in des Feldes Mitte.

Dort in der Ferne, wie in goldnen Schleiern,
Ruht weitgedehnt der Berge ſtolzer Bau,
Und inn'ger ſpricht's in alten Rätſelfeiern
Herüber jetzt aus ihrem duft'gen Blau;
Stets tiefer möchten ſie ins Licht ſich ſpinnen,
Als ſollt' die Welt in all dem Glanz zerrinnen.

Die Ährenfelder ſchlummern ohne Wogen,
Die Wälder ſehn erwartungsſtumm heran,
Unendlichkeit durchbricht des Himmels Bogen,
Zum flücht'gen Traume wird der Erdenplan;
Des Mohnes Gluten, die Cyanen ſchauen
Wie angeweht von heil'gem Gottesgrauen.

Und aus der Stille reden hohe Mächte;
— Im tiefſten Schweigen wohnt ſo hehrer Klang;
Oft lauſcht' ich ſchon geheimer Mitternächte
Langſamem, geiſterſchütterndem Geſang,
Und jetzt erſteht im Mittagsglanz er leiſe
Und zieht mich fort aus ird'ſchen Daſeins Kreiſe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da schweben noch, als wär's vor letztem Scheiden,
Erinnerungen schweigsam um mich her;
Wehmütig fast die einst'ge Lust, das Leiden
So fromm versöhnt, das einst gedrückt so schwer;
Und wie aus weitem Meere sie mir winken,
Als müßt' ich jetzt mit ihnen dort versinken. —

Noch aber ist die Stunde nicht gekommen,
Die götterheil'ge, wo ich scheiden soll;
Noch ist des Kampfes Mut mir nicht verglommen
Und fordert mich ins Leben, lebensvoll;
Noch soll der Sinn so manches kühn umranken,
Noch brennt die Stirn in schaffenden Gedanken.

Doch wie ein Kleinod, sonnig hehre Stunde,
Will ich dich tragen durch das Leben fort;
Auf meines Wesens allertiefstem Grunde
Nun strahle stets, ein lichter Wunderhort;
Ob auch der Erde Stürme dann sich regen,
Du bleibst mir nah mit deinem Geistersegen!

Und wenn dereinst des Herzens Schläge mahnen:
Nun fahre wohl, wir eilen jetzt zur Ruh! —
Dann steig' hervor, ein mächtig Gottesahnen,
Und decke mich mit Lichtesschauern zu;
Die Erde nochmals klăre ernst — und holde;
Dann lös' mich still in deiner Gluten Golde.

Wenn die blauen, tiefen Lüfte.

Wenn die blauen, tiefen Lüfte
Wogen wie mit fernem Klang,
Und in Glanz und Blumendüfte
Jauchzt der Vögel Luſtgeſang,

Und von ſonn'gen Bergeshöhen
Lächelt ſtille Gottesluſt,
Weiß ich nicht, wie mir geſchehen,
Dehnt und enget ſich die Bruſt.

's iſt, als möcht' ihr dann entſteigen
Meiner Schmerzen trüber Hauch,
Und doch läßt er im Entweichen
Eine letzte Trän' im Aug'.

Nach einem glücklichen Tage.

Stunden der Ruhe, Dämmerungen,
Kommt in unſre Einſamkeit;
Roſige Wolken, traget weiter
Dieſes Tages Seligkeit!

Tragt hinüber in andre Himmel
Meinen Frieden und meine Luſt;
Kündet drüben, ſpendet auch drüben,
Was ich fühl in meiner Bruſt!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erster Schnee.

Vom Himmel sank heut über Nacht
Ein weißes Friedenskleid,
Das hat sich nun gelegt so sacht
Auf alles Lieb und Leid.

So schweigsam ist die Luft und rein,
Von fremdem Glanz erhellt,
Als wär's ein sanfter Wiederschein
Aus stiller Geisterwelt.

Der blaue, klare Himmel schaut
Der Schläfrin Erde zu,
Gießt zartes Sonnengold der Braut
Auf ihre holde Ruh.

Sie lächelt dann in Träumerein
Von ferner Frühlingslust,
Und Liebeskräfte wallen ein
In ihre Mutterbrust.

Dämmerung.

(Geschrieben auf der Königshofer Höhe bei Straßburg.)

Ich hab' gelitten und gestritten
Den ganzen Tag mit dir, o Welt,
Empfang mich nun in deiner Mitten,
Du selig stilles Himmelszelt!
Schon winkt ihr, brüderliche Sterne,
Aus blauen Tiefen mild heraus,
Ihr tröstet mich ja immer gerne,
Ihr seid in meines Vaters Haus!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wo längſt die Sonne hingeſunken,
Erblüht der Weſten noch ſo hell,
Noch ſteigen purpurlichte Funken
Aus jenem heil'gen Wunderquell;
Die Abendglocken ſchweigen wieder,
Und langſam dort die Wölklein ziehn
Und lagern ſich zum Schlummer nieder
In jene Roſenwonne hin.

Horch, wie noch ſpät in Dämmerzeiten
Das nimmermatte Dampfroß keucht,
Und drüben in den nächt'gen Weiten
Gleich letzter Tagesſorg' entfleucht;
Da kläret ſchon mit mildem Glanze
Der Mond den ſtillen Erdenplan,
Als ſollten jetzt im Friedenskranze
Der Menſchheit fromme Engel nahn.

An den Mond.

Und wenn auch deines Glanzes frommer Milde
Die Dichtung tauſend Lieder längſt geſungen,
Stets hat aufs neu' zu deinem Lichtgefilde
Sich mein Geſang, kaum weiß ich wie, geſchwungen.

Mich irrt's auch nicht, wenn kluge Spötter höhnen:
„Laßt ab, ihr Dichter, doch vom leeren Träumen;
Welch Eden ſoll denn euern Sehnſuchtstönen
Entgegenblühn in jenen toten Räumen?"

Wohl kenn' auch ich die Satzung unſrer Weiſen,
Daß du ein Stern nur, längſt verödet, traurig,
Daß dort, wo uns ſo ſanfte Schatten gleißen,
Ihr Aug' nur findet Kraterklüfte, ſchaurig,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Starr, schwindeljäh. Selbst der Vulkane Flamme,
So heißt's, erlosch in deinem Schoß, dem kalten;
In tiefer Schlucht und hoch am Bergeskamme
Rings alles wüst — des Todes grauses Walten.

Mag's sein; — bist fast noch lieber mir geworden,
Wenn ich so dein Verlassensein bedenke
Und, sanft entrückt der Erde Blumenborden,
In deine Schaueröde mich versenke.

Dann plötzlich faßt noch inn'ger mich dein Strahlen;
Stillsinnend blick' ich in die Paradiese,
Die du so freundlich weißt uns hinzumalen,
In Zauber wandelnd Wald und Berg und Wiese.

Dann an so manches Längstempfundne mahnen
Willst du den Sänger, nächtlicher Gefährte,
Du selbst so arm, der doch so sel'ges Ahnen,
So goldnes Träumen spenden darfst der Erde.

Du selbst so arm . . . frug je darnach ein Herze,
Von deinem Glanz entzückt? — und weiß die Menge
Denn oft auch von des Dichters kaltem Schmerze,
Der heimlich wühlt durch trunkene Gesänge?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Des Mondes Sang am Abend.

1.

O ſchaut, — hätt' einer dran gedacht!
Es bricht der Wolken öde Nacht,
Aus goldnen Klüften rinnt und quillt
Ein Glanz, der göttermächtig ſchwillt.

Vom hehren Lichte nicht geblendet,
Sind Aug' und Seel' ihm zugewendet
Und harren jetzt und raten ſtill,
Wo ſich der Mond erzeigen will.

Und ſieh', — aus Wolken andachtsglutig
Schon grüßt er lächelnd, himmelsmutig,
Wie vor ſein Haus ein Vater ſteht,
Wenn ferne noch ſein Kindlein geht.

2.

Und ſeines Strahls geheime Feier
Deckt jedes Haupt mit zartem Schleier;

Und durch den goldig duft'gen Schleier
Zuckt leis die Seele — lächelnd — freier.

3.

Nun zieht er kühn am Himmelsplan
Empor die ſel'ge Götterbahn,
Und was auf Erden liebt und bricht,
Er ruft es in ſein himmliſch Licht.

Ein König, kommt er jetzt heran,
Die ſchwarzen Wolken ſehn ihn nahn,
Und wo er naht, da blüht's ſchon ganz,
Da grüßt ihn ſchon ſein eigener Glanz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

4.

O Wolkenflur, o Zauberwiese,
— Ein Traum der Nacht vom Paradiese! —
Es steigt der Mond zu ihr hinab
Wie in ein wonneheimlich Grab.

Jetzt aber windet er sich los
Aus dunkler Gruft urstillem Schoß,
Und blüht und brennt so keusch und klar,
Als naht er Gottes Hochaltar.

5.

Vor ihm, in Wolken weiß wie Schnee,
Liegt dunkeltief ein Ätherſee,
Von diesem nie ermeßnen Grunde
Bringt Sternenperle leise Kunde.

Er fliegt so freudig drüber hin,
Als trügen Geisterflügel ihn;
Entgegen kommt von selbst das Land,
Baut ihm ein golden Haus am Strand.

6.

Ich könnte jahrelang so stehn,
In jenes selige Haus zu sehn,
So weit wie eines Tempels Raum,
So heimlich wie ein Kindertraum.

Mir ist's, als säh' auf goldnen Sitzen
Erzengel Gottes dort ich blitzen,
Und dann, als ob vor Jahren, vielen,
Ich dort geweilt, ein Kind, zu spielen.

7.

Vergebens nahst du, dunkle Nacht,
Viel Wunder sind der Erd' entsprossen,
So heilig helle Festespracht
Hat weit sich durch die Welt ergossen;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was nie sich grüßte, schaut sich an
Mit seltsam innigem Verlangen,
Und jeder Pfad kommt nun heran,
Verheißend, wie aus Edens Prangen.

Der Bäume Kronen küssen sich,
So selig kühn die Wipfel steigen,
Wie frommer Segen taut's auf mich
Von all den mondbeglänzten Zweigen;
Verklärt die fernen Berge stehn,
Das Haupt versenkt in goldne Lüfte,
Und stille Liebesengel gehn
Vom Himmel in die tiefsten Klüfte.

Ihr Blumen meiner trauten Flur,
Wie schaut ihr jetzt mit fremdem Schimmer,
So zart und fremd, wie Schatten nur,
Doch heilig lächelnd wie sonst nimmer!
Geheime Lust, bei euch zu ruhn!
Doch will ich keine von euch pflücken,
Nur reine Geister sollen nun
Mit euch die heitern Stirnen schmücken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Da fühl' ich mich erst ganz allein.

Noch stand so rosenfeuertrunken
Der Himmel dort im Glorienschein,
Nun ist das Abendrot versunken,
Da fühl' ich mich erst ganz allein;
Ein letzter, weißer Schimmer fließet
Mit hehren Grüßen um die Welt,
Das einst'ge Liebesahnen gießet
Er in die Brust — umsonst geschwellt.

Von sel'gen Wolkeninseln droben
Ein heil'ger Frieden leise ruft,
Ein keusches Brünsten hat erhoben
Sich in der Blüten warmem Duft;
Glühwürmchen, ihr in Rasens Dunkel,
In holder Blumen Traumgemach,
Ihr lockt mit traulichem Gefunkel
Entschwundner Nächte Zauber wach.

Ihr mahnt an jene Abendzeiten,
Wo mir das Herz so ganz geblüht,
Wo ich in unnennbare Weiten
Geschaut mit ahnendem Gemüt,
Und wieder dann, an meiner Erde,
Ins kühle Gras versenkt die Brust,
Wenn euer Strahl, der sanft verklärte,
Geblinkt wie zu verschwiegener Lust.

Ich will aus deinen Wonnen scheiden,
Du Liliendämmrung, ernst und mild,
So rein, so tief wie sel'ges Leiden,
O weck' nicht meiner Sehnsucht Bild!
Dich feiert jede Blüt', — es quäle
Ihr Duft nicht ewig meine Ruh,
Sie fehlt mir ja, die eine Seele,
Das Weib, so ernst und mild wie du.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Überraschung.

Ich geh' zu meiner Liebsten hold
Im letzten Abendschein,
Auf allen Fluren liegt's wie Gold
Und wie Smaragdenstein;
Doch wie ich schau' nach ihrem Haus,
Was Wunder fährt dort wohl heraus!
Aus allen Fenstern seh' ich sprühn
Ein feurigblitzend Strahlenglühn.

Ach süße, holde Göttin drinn
Im Sonnenkämmerlein,
Dort weilest du mit stillem Sinn
Und harrest, harrest mein;
Und wär' der Sonnengott bei dir,
Ich brächʼ ins Haus hinein;
Des Paradieses Lustrevier,
Es kann nicht schöner sein!

Sokrates.

Euch galt mein Gruß am liebſten ſtets vor Allen,
Ihr Kinder Hellas', herrliches Geſchlecht;
Euch rief ich oft in euren Siegeshallen,
Ihr edlen Streiter für des Volkes Recht;
Ich ſah die Freiheit eure Tempel ſchmücken,
Um eure Leier winden ihren Kranz,
Der Weihe Kuß auf eure Schwerter drücken,
Die Stirn euch ſegnen mit der Schönheit Glanz.

Wie oft zog ich hinab zum blauen Meere
Vorüber an Aegina, Salamis,
Dort, wo die Tochter Zeus' mit mächt'gem Speere
Herunterſchaut von der Akropolis,
Wo ſel'ge Götter bei den Menſchen wohnen,
Der Donnrer ruht in ſeinem Lieblingshaus,
Der Pyth'ſche Gott mit ew'gen Lorbeerkronen
Die Sänger ladet vor ihr Volk heraus.

Doch heute faßt ein ahnungsvolles Grauen
In dieſem Schimmer plötzlich mir die Bruſt,
Die Pallasſtadt, ich kann ſie nimmer ſchauen
Mit der gewohnten, götterfrohen Luſt;
O Thraſybul, wie ſtürmeſt du, zu retten
Aus der Tyrannen Feſſel dein Athen!
Doch es legt ſeinen Sokrates in Ketten,
O Thraſybul, auch dein Volk muß vergehn!

Was ſtrömet dort in goldnem Morgenglänzen
Die Menge nach des Meers Geſtaden fort?
Ein Schiff, geſchmückt mit grünen Lorbeerkränzen,
Wogt laut umjubelt in Piräus' Port;
Von Delos' heiterm, gottgeliebtem Strande
Kehrt heim die feſtesmüde Theorie,
Und von des Theſeusſchiffes heil'gem Rande
Tönt frommer Heldenlieder Melodie.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch um die Segel zieht ein nächtlich Trauren;
Ihr Knaben dort, mit Wangen unschuldsrot,
Ihr singt dem Bänd'ger wilder Minotauren,
Und Sokrates bringt eure Heimkehr — Tod!
Du hoher Theseus, dieser Stadt Befreier,
Dies Schiff trug einstens deine Heldenkraft,
Erschein und brich die heimzugstrunkne Leier,
Entreiß den Mördern ihren Schirlingssaft!

Wie du, beseelt von reinem Heldenfeuer,
Brach neue Bahn der Weise jüngst dem Licht,
Kühn, wie einst du, sah blut'gem Ungeheuer
Er in das freche, lüsterne Gesicht;
Scheu kroch es schon vor seines Schwertes Flamme
Aus der Sophistik wirrem Labyrinth,
Da bäumt' es sich mit neidgeschwollnem Kamme
Und haucht' ihn an mit seinem gift'gen Wind.

Und du erwachst nicht zu gerechtem Grimme,
Du Zeusgeborne dort am Parthenon?
Und rufst du nicht mit donnergleicher Stimme:
„Was tut ihr, Blinde, meinem treusten Sohn?"
Erhebe dich in deinem Schreckensglanze
Und laß sie schauen der Meduse Graus,
Und schleudre drohend deine eh'rne Lanze
Herunter auf der Wahnumstrickten Haus!

Ruf' aus der Erde jene Eumeniden,
Die du dereinst mit dieser Stadt versöhnt,
Und sprich: „Erwacht aus mitternächt'gem Frieden,
„Sie haben euch, sie haben mich verhöhnt!"
Versammle zürnend in der Aegis Schatten,
Der Adlermutter gleich, den schwarzen Chor;
Vor seinem Anblick soll die Sonn' ermatten
Und rückwärts stürzen durch des Himmels Tor!

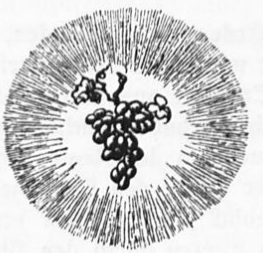
— Doch deine Macht auch, Göttin, wird zerstieben,
Bald wirst du selbst, ein eitles Truggebild,
Von kalter Zweifel rauhem Sturm getrieben,
Zertrümmert sehn den siegesstolzen Schild;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ein Nachtgewölk vom Windeshauch zerrissen,
Wirst du dereinst am Götterhimmel gehn,
Ein hell Gestirn bricht dann aus Finsternissen,
Du wirst in seiner Morgenpracht verwehn!

Trink, Sokrates! Bring's dieser neuen Sonne,
Erglüht auf Gottes reinstem Tempelherd,
Die leise schon mit frommer Ahnung Wonne
In mildem Glanz auch deinen Sinn verklärt!
Trink, Sokrates! Es wird ein andrer nahen,
Ein heiligstilles Wesen, liebeshehr,
Der wird noch einen größern Kelch empfahen,
Gefüllet aus der Menschheit Tränenmeer.

Bring's jenen Tagen, wo der Geist der Liebe
Mit sanftem Fittich mächt'ger uns berührt,
Wo vor der Wahrheit strengem Geißelhiebe
Der Dämon winselt, der die Welt verführt;
Wo in des Friedens holdem Frühlingswalten
Der Völker Herzen endlich reiner glühn,
Und deines Hellas' heitere Gestalten,
Von Gott geküßt, im Leben ewig blühn!



Schienenweg.

Wohl entgehet, o Freund, dem wirren Getriebe der Mitwelt
Mancher edlere Wert. Nicht blüht uns helleniſche Schönheit,
Nimmer die gläubige Kraft, die heilige Dome getürmet,
Wahrheit, echte Natur, nur ſelten bewahrt ſie die Menſchheit.
Und doch heget auch heute das Leben ſo Herrliches, Großes.
Oftmals, wenn ich auch lange geſchwärmt in ſchöneren Tagen
Oder im Liede ſogar entſchwundener göttlicher Sänger,
Faſſet plötzlich mich wieder der Jetztzeit hallender Anruf,
Und ich ſtehe gebannt von ihrer gewaltigen Strebung.
Nimmer erahnete Wunder! Iſt's nicht, als ſollten die Zauber
Blühender Fabelwelt nun endlich im Leben erſtehen?
Will die Erde ſich heut verjüngen in neuer Geſtaltung?
Staunend betrachtet der Menſch, faſt wähnet er oft zu träumen.
Selbſt das heilige Licht, das hoch hin waltet im Äther,
Spendet in liebender Treu' ihm neue, entzückende Gaben;
Geiſtigen Flugs, ſobald er gebeut, ereilet es ſieghaft
Raſcher Erſcheinung Flucht und feſſelt ſie göttlich in Bildern
Unnachahmlicher Art und wahr wie die ewige Wahrheit.
Nenn' ich, o Freund, dir alsdann das himmelentflohene Wunder,
Welches, betäubenden Hauchs, des Leibes entſetzliche Qualen
Gnädig und leiſe verſcheucht vor grauſam rettendem Eiſen?
Nenn' ich den emſig geſchwungnen, den wortbeſeeleten Faden,
Keck zu umſpinnen bereit, im Dienſte des Geiſtes, den Erdkreis?
Schon, o ſeltner Triumph! durch mächtige Tiefen der Meerflut,
Zwiſchen den Ungetümen, den ewig ſtummen, des Abgrunds,
Fährt, mit des Blitzes Haſt, dahin der Gedanke des Menſchen,
Spottend des Elements. — Und wie ſo manche noch möcht' ich
Preiſen der ſinnigen Werke, der Jetztzeit rühmliche Schöpfung!
Ja, ich bekenn' es gerne, getragen von freudigem Stolze,
Öfters vergeſſ' ich heute die Hoheit anderer Zeiten,
Und die Muſe ſogar, die Freundin entſchwundener Größe,
Richtet verſöhnter ſich auf zu neuem Siegesgeſange!

Aber wo weilet, o Freund, in ſolchen Stunden am liebſten
Sinnend des Dichters Geiſt? Welch Schauſpiel heutiger Tage

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fesselt vor allen alsdann die kühner erratmende Muse?
Sind die Bahnen es nicht, erschimmernd in ehernen Schienen,
Nicht die donnernden Wagen, hinstürmend in dampfenden Wolken,
Wert des Liedes, fürwahr, der Ersten im Kreise der Sänger?
Mutiger, freier zugleich, und doch wie gesammelt in Andacht,
Blick' ich oft längere Zeit hinüber nach jener Straßen
Neuem, bewegtem Bild. — Wie strömet die Menge zum Bahnhof,
Rasch, als beseelte sie plötzlich ein neuer Hauch der Befreiung;
Ist's doch, als fühlten sogar die Glieder ein leichteres Streben!
Sicherer, stolzer schreitet der Fuß, und wachsend im Busen,
Gleich als löste sich leise des Stoffes hemmende Schwere,
Hebt sich ein kühneres Ahnen in dieses Ortes Umgebung.
Nenn's nicht flüchtiges Schwärmen, o Freund, ergreift es mich oftmals
Feiernd in solchen Bezirken, als stünd' ich plötzlich im Vorhof
Herrlichen Tempelbaus. Mit ihrem Erkor'nen, dem Menschen,
Schließet die Erde hier ein neues, verheißendes Bündnis.
Nimmer verfolgt nun waltet ihr herrlichster Sohn, Prometheus,
Er, der erhabne Titan, der jetzt uns kühner befreiet
Hier vom Banne der Scholle, der ewige, treue Befreier!

Und schon drängt sich das Volk im hohen, geräumigen Saale,
Wogend in Ungeduld mit laut ertosenden Stimmen;
Fordernd fliegen die Blicke zur Bahn. Sie aber, dort drüben,
Vor den verschlossenen Pforten, stumm lieget sie noch und einsam,
Wie ein verzauberter Weg, der nimmer für menschliche Tritte;
Traun, fast möchte sie scheinen ein Weg für mächt'gere Geister! —
Jetzt in der Nähe, horch! erdröhnet so schrilles Gewieher
Wie von riesigen Rossen; in jauchzendem Übermüten
Schlägt's wild gellend empor, erfüllend die weitesten Räume,
Und mit jähem Geschrei aufhallet erschrocken das Echo.
Freudig vernimmt das Volk das Zeichen baldigen Aufbruchs,
Drängt sich hin zu den Pforten, zu schaun das erwachende Dampf-
Langsam schnaubet heran der eiserne mächtige Riese, [roß.
Welchen die Neuzeit schuf. Wie Knechte begleiten den König,
Rollet gehorsam nach der festgefügeten Wagen
Lang sich dehnender, lärmender Zug. — Nun hemmet der Renner
Nochmals grollend den Schwung, still harrt er mit seinem Gefolge.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ha, wie ſteht's jetzt hier ſo ſchwer und gewaltig, das Untier,
Welches nach kurzen Minuten ſchon ferne die Fluren durchflieget,
Jubelnd in Adlerluft! — Oft will unheimliches Grauen
Plötzlich in ſeiner Nähe den menſchlichen Buſen erfaſſen,
Seltſam Denken erſtehn bei dieſes Rieſen Betrachtung.
Ja, dann mahnet er gerne mich an die Koloſſe der Urzeit,
Wie ſie die Erde dereinſt geboren in ſtürmiſcher Jugend,
Und nicht flüchtiges Spiel nur bleibt mir dieſe Vergleichung.
Denn nicht mag ich es nennen alleinige Laune des Zufalls,
Tieferer Deutung bar, wenn plötzlich in unſeren Tagen,
Wo's in der Menſchheit gärt wie einſtiges Kreißen der Schöpfung,
Solch ein Renner erſtund urtümlichen, feurigen Dranges. —
Schau den gepanzerten Leib geſchwängert mit heulenden Dämpfen,
Schaue den düſter qualmenden Hals, der hoch ihm entſteiget,
Alles, wie fremd und wunderſam! Und immer gefräß'ger
Praſſelt die flammige Glut im Schlunde des Dämons; haſtig
Schlingt er die Nahrung hinein, der Urwelt reichliche Spende,
Welche Jahrtauſende ſchon die Erde bewahrte dem Spätling.
Und ſo brauſ' er mit uns durch dieſe bewegeten Zeiten!
Einſtmals, wenn ſich die Geiſter erholen vom keuchenden Streben,
Schwindet, verdrängt auch er vor ſtilleren, neuen Gebilden.

Plötzlich jedoch verſtummt das ungeduldige Grollen
Tief in des Rieſen Bruſt; einhält er den dampfenden Gluthauch,
Spannt die vollſte Kraft in dumpfem, verheißendem Schweigen.
Schon auch öffneten ſich des Saales Pforten der Menge,
Eifrigen Mutes erklimmt ihr luſtig Gewimmel die Wagen.
Jetzo folge mir, Freund! O ſage, magſt du nicht gerne
Fliehn in die Ferne mit mir, entraffet dem täglichen Treiben?
Horch, wie tönet ſo hell das Horn des Führers zur Abfahrt!
Komm und ſetze dich her, in Eil', ſchon regt ſich der Dampfer
Jähen Rucks, und aufgeſchreckt, dumpf hallen die Wagen!

Und nun wandelt der Zug voran. In mächtigen Pulſen
Schießt der befreiete Dampf jetzt wieder hinauf in die Lüfte,
Rauhen Geziſches, wild, und ballet ſich wirbelnd zur Wolke.
Wohl noch bändigt vorerſt ſein Drängen der Renner, und dennoch
Hinter ihm ſchwindet ſogleich das emſige Leben des Bahnhofs,
Fliehen bereits in der Ferne die ſtattlichen Häuſer und Türme.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie hat alles ſich nun mit einem Male verändert!
Eben der Straßen Getümmel, und jetzt, als wär' es ein Zauber,
Einſam grünende Trift, allwärts vom Himmel umfangen.
Aber nicht grüßet ſie heut das Herz in gemütlichem Sinnen:
Vorwärts, vorwärts keuchet der Dampfer, und immer gewalt'ger,
Immer entfeſſelter ſtürmt er im Wehen der freieren Lüfte,
Weckt die Gefilde weit aus ihrer traulichen Stille.
Sieh, ſchon ſtehet verwundert, auf ruhende Hacke gelehnet,
Drüben die ländliche Schar, aufs neue beſtaunt ſie den Renner
Und den unheimlichen Schwung von hundert raſſelnden Rädern.
Dort auch ſtocket der Pflug, ſchon ließ ihn raſten der Führer;
Aber die jungen Roſſe, erregt vom Nahen des Untiers,
Bäumen ſich, ſchlagen empor mit hoch ausgreifenden Hufen,
Schnelle vergeſſen auch ſie des Ackers friedliche Mühſal.

Jetzt wo ſtürmet der Renner nicht hin? — Wie zaubert die Bahn
Vor des Erbrauſenden Nahn ſo kühne, herrliche Werke, [ſelbſt
Wie entzückt ſie das Auge mit unerwartetem Schauſpiel!
Plötzlich entſchwindet, ein flüchtiger Traum, die blühende Land-
Vor uns klüftet der Boden ſich auf, im hallenden Hohlweg [ſchaft,
Windet der lange Zug ſich durch, gleich rieſiger Schlange.
Dann entſchwebet er wieder, auf ſtolz geſchwungener Brücke,
Hoch im Reiche der Luft, als trüg' ihn alleine die Windsbraut;
Unter uns tief aufblinken ſo fremd die Wellen des Stromes,
Neidiſch ſtreben empor des Talgrunds höhere Wipfel.
Und noch wächſt beſtändig die Kraft des raſenden Dampfers,
Alles Bewegung nur! Weit um uns, ſelbſt an des Himmels
Heiliger Wölbung jetzt ſo ſeltſam jagender Reigen;
Oft faſt wähnet der Blick, es wichen die Fugen der Erde.
Schau' wie fliehen vorüber die Städte, die freundlichen Dörfer
Winkend vergeblich zurück in ihre traute Beſchränkung!
Nur im Flug, mit ſtolzem Geſauchz, begrüßt ſie der Renner;
Mählich ſchwinden ſie alle, verſchlungen von dämmriger Ferne.

Doch da rückt das Gebirge, das längſt herüber geſchauet,
Drohend heran, ſchon lagert es ſich in türmenden Maſſen
Trutziglich um uns her. Jetzt löſe, mächtiger Stürmer,
Löſe den felſigen Bann, der rings dich höhnend umſtarret,
Rette mit kühnſtem Wunder den herrlich verwegenen Siegslauf!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ha, nun tobet so laut voran, noch suchend den Ausweg,
Tief in den Schluchten der Starke, und graunvoll dröhnet die [Wildnis;
Plötzlich jedoch — wie schauert's durchs Herz! — durchbricht [er die Bergwand,
Rast in der Erde Schacht im mitternächtigen Dunkel
Schrecklich dahin. — Nur durch, du junger, erhabener Heros,
Durch! Schon kündet mir neuen Triumph dein grimmiges [Schnauben,
Hinter uns fliehet der Berg, die letzte Schranke der Heimat,
Und schon grüßen uns wieder die göttlichen Strahlen des Himmels!

Ja, nun schwelget die Lust in hohen Herrschergefühlen,
Wo noch fände sich wohl ein Siegszug herrlich wie dieser?
Oftmals zwar, wenn also der Dampfer dämonisch uns fortreißt
Ohne Rast, da neigt sich der Geist in stummer Betäubung,
Aber sogleich erhebt er sich wieder; inmitten des Wechsels
All der umflirrenden Bilder, wie könnt' er in Schlummer verharren!
Nein, nicht groll' ich dem Renner ob seiner entsetzlichen Eile,
O, es fühlet die Muse gar wohl, warum sie vor jeder
Anderen Schöpfung von heut den Stürmenden möchte besingen!
Mahnet dein Jagen mich auch, unbändiger, flüchtiger Wandrer,
Oft an das jetzige Treiben, wo jegliches neu sich verrücket,
Manches so traurig sich löst, der frommen Ruh sich entreißend.
Scheuchet dein Donner auch, aufschreckend, aus Fluren und Hainen,
Aus der Seele mir selbst die traulichen Geister des Friedens,
Dennoch liebt dich der Sänger! — Wie sollte, was sämtliche Fernen
Wunderbarlich vereint, nicht enger verknüpfen die Menschheit?
Auch dein Brausen, Gewalt'ger, ist Gottes schaffender Odem!

Freudiges Ahnen von dieses Renners höherer Sendung,
Öfters erhellteſt du schon des Dichters trübere Stunden
Träumerisch mild! — Jetzt, wo vom Sturme getragen,
Schon wir erblicken, o Freund, das Ziel der heutigen Wandrung,
Rufet Erinnerung gern ein liebliches Bild mir zurücke.
Sinnend bestieg ich einst, wie heute wieder, den Wagen,
Traurig aber und dumpf verstimmt; wen faßt nicht zuweilen
Unversehens in unserm Gewirr ein heimliches Zagen?
Dämmerung lag schon tief; vor mir, ins Dunkel gehüllet,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sangen wüste Gesellen, wild sauste der Zug, und der Renner
Stürzte hinaus in die Nacht mit schrecklich hastigem Schnauben.
Sieh, da entstrahlte, mit einemmal, der Decke des Wagens
Liebliches Lampenlicht und streute den ruhigen Schimmer
Auf ein schlafendes Kind. Hold lag es im Schoße der Mutter,
Ungestört von wildem Gelärm; im geschlossenen Händchen
Hielt es, o nimmer vergeß' ich's, so blühenden Strauß von Rosen.
Stiller da ward mein Herz; lang, überraschetes Sinnes,
Schauet' ich unverwandt nach jenem Bilde hinüber,
Durch die Seele dann zog mir unbeschreibliche Rührung.
Und da ward es mir plötzlich, als säh' ich den Geist der Zukunft,
Welchem, in dunkelm Trieb, der feurige Renner gehuldigt.
Ja, so schlummerst du, Göttlicher, heut mit heil'gem Geheimnis
Neuer erhabener Dinge, noch jugendlich, öfters verborgen,
Mitten im brausenden Sturm, im wirren Gedränge der Menschheit!
Wonniger stets nun hob sich die Brust! Dem freundlichen Glanze
Waren inzwischen auch die tollen Sänge gewichen,
Und schon naheten wir dem weit uns umfangenden Bahnhof.
Wie zu Festen bereit, erprangten mir jetzo die Räume
Rings, den Dampfer erwartend, mit hundert blitzenden Lichtern:
Feierlich seltsam auch umzog uns die harrende Menge,
Grüßend so freudigen Blicks. — Und siegreich, herrlichen Donners,
Rasselte drauf der Renner hinein in die tönende Halle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Sage von der Zukunft.

Straßburg, im September 1841.

Wenn um den Berg dereinstens
Die Raben nicht mehr drehn,
Dann wird der große Kaiser
Aus seinem Schlaf erstehn.

Dann hat es ausgeschlummert
Das schwere deutsche Haupt,
Die kräft'ge Hand wird rütteln
Die Rüstung dicht bestaubt.

Er kommt ans Licht der Sonne,
Ein mächtig Riesenbild,
An eine dürre Eiche
Hängt er den Eisenschild.

Da wird durch ihre Äste
Ein heil'ger Schauer ziehn,
Da wird aus ihren Zweigen
Ein heil'ger Frühling blühn.

Sie wird von allen Bäumen
Der herrlichste wohl sein,
Sie wird mit Gottes Segen,
Zum Himmel hingedeihn!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Wacht auf den Vogesen.

5. Dezember 1870.

Hoch durchs Gebirg im Wasgauwald
Wie Sturmgebraus es widerhallt,
Das tönet wie ein mächt'ger Schritt,
Als riß' es Eich und Tannen mit;
Voran, voran, du deutsche Braut,
Der Wasgau hat dich jetzt erschaut.

Hoch auf dem Berg nun steht es da,
Das Riesenweib Germania;
Sie kam herauf vom kühlen Rhein:
„Ich mag nicht länger drunten sein;
Hier nach dem Berg stand längst mein Sinn,
Hier bleibt die Wacht mein Hochgewinn.

„Hier steh' ich, reck' die Arme aus,
Sei mir gegrüßt, mein Felsenhaus!
Seid mir gegrüßt, ihr Tannenhöhn,
Dem deutschen Aug' so wunderschön!
Wie ist die Aussicht weit und breit
So strahlend hier in Herrlichkeit!

„Hier schaut mein Blick, in Stolz erglüht,
Als wie ein Garten aufgeblüht,
Die deutsche Heimat weit und breit,
Wie nirgends sonst, voll Lieblichkeit;
O Elsaß drunten, edler Hort,
Jetzt bleibst mein eigen fort und fort!

„Hier schaut mein Blick, in Zorn entbrannt,
Hinüber dann ins welsche Land:
Im tiefsten Mark hat's dir gegraust,
Als du gefühlet meine Faust,
Nun hüt' dich ferner, hüt' dich fein
Vor meines Schwertes Blitzesschein!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Hier thront' ich schon vor manchem Jahr,
Hier bleib' ich jetzt und immerdar.
Nun wettert drunten in dem Tal,
Kanonen, donnert allzumal;
Gekommen ist die deutsche Braut,
Dem Wasgau ewig angetraut!"

Ein elsässischer Gruß

an Kaiser Wilhelm I. am Tage der Ankunft Seiner Majestät in Straßburg, den 1. Mai 1877.

Kaum weiß ich, wie ich diesen Gruß beginne;
Schon seh' im Geist den raschen Zug ich nahn,
Der Bahnhof prunkt, und kühner ragt die Zinne
Des Doms im Flaggenschmucke himmelan;
Horch, von der alten Reichsstadt Wällen dröhnet,
Ein Freudendonner, der Geschütze Hall,
Dem Herrscher des geeinten Deutschlands tönet
In Straßburg jetzt der Glocken Feierschall.

Nun hält der Zug. — Da steht er jetzt, der greise,
Gewalt'ge Fürst, das treue Heldenbild!
Aufjauchzt entzückt der Kaiserhymne Weise,
Das Dampfroß selbst ertoset freudig wild,
Glanz, Huld'gung Alles! — Ja, dies Schauspiel heute
Auch du, mein Elsaßherz, du faßt es kaum,
Und in der Glocken wogendem Geläute
Schwankt dir dies Bild fast wie ein Märchentraum.

So zieh' nun, deutscher Herrscher, durch die Massen
Erregten Volks, hier, durch die selbe Stadt,
Die vor zweihundert Jahren, schnöd verlassen,
Dem schlauen Feind erlag verzweiflungsmatt;
O wollt' ich schildern des Geschickes Walten,
Das heut Dich führt in diese Mauern her,
Zu welchem Heldenliede müßt' entfalten
Sich da mein Gruß, bewegt, erinnrungsschwer!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch soll nicht heut in meinem Sang erklirren
Der Kriegesmächte jüngster Donnergang,
Nicht soll die Wonne dieses Tags verwirren
Der düstern Waffen rauher Eisenklang;
Der Heimat Genius auf sanften Schwingen,
— Nicht jener Popanz, den Verblendung schuf, —
Schon naht er ja, er will mir Kränze bringen,
Mein Herz erfassend wie des Lenzes Ruf.

Und diese Friedenskränze da zu Füßen
Dir leg' ich jetzt, o Fürst so groß und schlicht;
Ich bin es nicht gewohnt die Macht zu grüßen,
Die nicht umstrahlt der echten Weihe Licht;
Doch um so stolzer drum und ohne Zagen
Darf meines Elsaß angestammten Geist,
Den einzig wahren, zu vertreten wagen
Hier dieser Sang, der hoch Dein Herze preist.

Ja, Dir auch sagte längst ein tiefres Ahnen,
Wie eng Dein Sinn dem unsrigen verwandt;
Die innre Stimme, die so hohe Bahnen
Dir wies, Du hast auch heut sie nicht verkannt;
Und wenn's auch blöde Augen nicht erschauen,
Dem finstern Haß entging nicht Deine Tat:
Es streuet heut Dein liebendes Vertrauen
In tausend Herzen eine neue Saat.

Und diese Saat, o Hoher, wird gedeihen
Im Lenzeswehn, im lichten Sommerglanz;
Gesegnet sei der Dichter, der Dir weihen
Dereinstens wird den reichen Erntekranz!
O könnt' bereits ich seinen Sängen lauschen,
Sein Los, o stünd' es auch in meiner Wahl!
Dir send' bescheiden ich, im Frühlingsrauschen,
Hier dieses Lied — Dir sei's ein Frühlingsstrahl.

Georg Zetter.

(1819—1872.)

Mit der ersten Auflage meiner Gedichte.

1845.

„Müssen wir denn immer wieder
Nur dich selbst im Liede seh'n?"
Schmält nicht, daß die kleinen Lieder
Um mein armes Ich sich dreh'n!

Habt ja Herzen viel gefunden,
Die, zersplittert und zerstückt,
Euch mit ihren Weltschmerzwunden
Bis zum Überdruß entzückt,

Laßt euch denn ein Herz gefallen,
Das, entfremdet jedem Zwist,
Mit dem Himmel nicht zerfallen,
Mit der Welt im Frieden ist;

Das, entsiegelt und erschlossen,
Trotz manch herbem Prüfungsschlag,
Freudig noch und unverdrossen
Glauben, lieben, hoffen mag!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mitternacht.

Das ist die alte Geisterstunde.
Starr stehn der Berge lange Reih'n,
Die Sternlein flimmern in die Runde,
Und friedlich schaut der Mond darein.
Mein Herz, der Freude längst versiegelt,
Erschloß sich diesem Segenslicht.
Ward es von Geisterhand entriegelt?
Ich ahn' es nur, ich weiß es nicht.

Viel alte Jugendträum' umkreisen
Mein Haupt mit lindem Flügelschlag;
Mein Ohr hört nie vernomm'ne Weisen,
Mein Blick erkennt, was ferne lag.
Und doch — es rauscht kein Baum im Grunde,
Kein Wesen rings, das mit mir wacht . . .
Das ist die alte Geisterstunde,
Das Rätsel stummer Mitternacht.

Die Schriftgelehrten und die Weisen
Geraten nicht auf seine Spur,
Die Geister, die uns still umkreisen
Gewahrt ein Kinderauge nur.
Dein Blick, wie weit er immer spähe,
Er sucht umsonst, er sieht sie nicht,
Das Herz allein fühlt ihre Nähe
Im Sternenglanz, im Mondenlicht.

Sie lösen ihm mit leisem Finger
Die Bande, drin es schmachtend lag,
Da wird das alte Leid geringer,
Und Liebe heißt jedweder Schlag.
Sie füllen es mit neuem Hoffen,
Ob ernst und wortlos auch ihr Mund,
Und selig spiegelt, der ihm offen,
Der Himmel sich in seinem Grund.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Von allen Geiſtern hab' ich Einen
Heut inniger als je erkannt,
Nie ſah ich ſchöner ihn erſcheinen,
Als heut, da jeder Zweifel ſchwand.
Er ſtrahlt in meines Herzens Gründe,
Ein ſchöner, hoffnungsreicher Stern,
O daß er nimmer mir entſchwinde,
Der Geiſt des Troſts, der Geiſt des Herrn!

Berglied.

1840.

Nicht im Mondesſilberglanze
Will ich mich in Gondeln wiegen,
Noch mich über'm Wellentanze,
An ein braunes Mägdlein ſchmiegen;
Will nicht bei Orangenbäumen
Läſſig ſchlummerd mich erquicken,
Die mit Wolluſtfieberträumen
Schwindelnd meinen Geiſt umſtricken.

Nein, die Alp will ich erklimmen,
Wo der Strom, der Kett' entledigt,
Mit gewalt'gen Donnerſtimmen
Von des Urgeiſts Allmacht predigt;
Wo der Föhn vom Felſennacken
Die Lawinen niederſchmettert,
Und die Gemſe über Zacken
Auf den höchſten Scheitel klettert.

Auf den Bergen will ich wohnen,
Wohnen auf den freien Triften,
Wo ob tauſendjähr'gen Thronen
Adler ihre Schwingen lüften!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wo der klare Himmel näher
Und die Wolken schöner blauen,
Will ich, ein beglückter Späher,
Freudig in die Tiefen schauen.

Sucht Ihr Freiheit? Nicht im Pfuhle
Dumpfer Säle wohnt die Hehre;
Auf den Bergen ist die Schule!
Aus den Strömen quillt die Lehre!
Freiheit, nie bewacht von Schergen,
Noch verhöhnet und gegeißelt —
Kein Gesetz ist auf den Bergen
In die Tafeln eingemeißelt.

Sucht Ihr Freiheit? Nicht im Kreise
Schwüler Städte mag sie wohnen;
Fern dem Kote, auf dem Eise,
Auf den Felsen seht sie thronen!
Doch Ihr seid zum Wandern träge,
Liebt beim Ofen nur zu schwatzen;
Steil und rauh sind ja die Wege
Und Ihr fürchtet die Strapazen!

Auf den Bergen will ich wohnen,
Wohnen auf den freien Triften,
Wo ob tausendjähr'gen Thronen
Adler ihre Schwingen lüften!
Wo der klare Himmel näher
Und die Wolken schöner blauen,
Will ich, ein beglückter Späher,
Freudig in die Tiefen schauen!

Alpensonette.

1843.

Ihr sprecht: Die Alpen, die zur Sonne ragen,
Mit ihren purpurn überflognen Spitzen,
Das sind die alten, vielgewalt'gen Stützen,
Die unsrer Freiheit goldnen Himmel tragen.

Der aber hat den Mantel umgeschlagen,
Und aus den dunkeln, wetterschwangern Ritzen
Seh' ich die Sonne lächelnd niederblitzen,
Als möchte sie ein spöttisch Wörtlein sagen;

Als spräche sie: Vermeßne, eitle Toren,
Was frommt die Freiheit euren Alpengründen,
Wenn euer Herz im Dünkel sie verloren?

Die Alpe nicht — o laßt's euch doch verkünden!
Zur Stütze sei des Volkes Herz erkoren,
Dann wird die Freiheit dauernd sich begründen.

1848.

Der Strom der Zeit, zur Sintflut angeschwollen,
Hat Wehr und Damm in wilder Hast durchbrochen,
Den Steg begrabend unter seinen Jochen,
Die Bäum' entwurzelnd, die da blühen wollen.

Am Grat der Berge, wo die Donner rollen,
Schärft jetzt der Blitz die Lanze, und gesprochen
Hat Gott das Urteil: Ewig sei zerbrochen
Das Werk der Falschen und der Dünkelvollen!

Wo Segen blühte, waltet das Entsetzen,
Und auf des Prunkpalastes öde Schwelle
Siehst du die Nacht im Trauerkleid sich setzen.

Doch ferne schon gewahr' ich Morgenhelle,
Und, eine Arche, schwimmt mit seinen Schätzen
Mein hoffend Herz auf der empörten Welle.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bruder Einsiedel.

1848.

Von Felsen überragt, im Waldesschatten,
Steht, alt und morsch, das kleine Siedlerhaus,
Das fromme Brüder sich gezimmert hatten.

Der Efeu freut sich dieses alten Bau's,
Und droben haucht, ein lustig Spiel der Winde,
Das Glöcklein seinen Sterbeseufzer aus,

Derweil genüber auf der prächt'gen Linde
Das Vöglein kost in Blüten jung und frisch,
Ein Lied hinschmetternd in die grünen Gründe.

Nun tret' ich ein! — Was seh' ich da am Tisch
So hoch, so bleich und so gespenstig ragen,
Von Ernst und Scherz ein wunderlich Gemisch?

Ein Eremit! Das Büchlein aufgeschlagen,
Haftet sein Blick am toten Wort der Schrift,
Am Buch der Heiligen- und Wundersagen.

In seiner Rechten ruht ein weißer Stift,
Und mit dem Haupt beginnt er jetzt zu nicken,
Das leis ein Strahl der Abendröte trifft.

Lebt dieser Greis, und trau' ich meinen Blicken?
Treibt eine Fei wohl gar ihr Spielwerk hie,
Mit frevlem Bann den Wand'rer zu umstricken?

Romantik, süße Märchenpoesie,
Bist du wohl hier in Wirklichkeit zu schauen
Und ist kein Trug, was Leben dir verlieh?

Sei mir gegrüßt! — Und sieh! mit blonden Brauen
Stand alsobald des Försters Sohn vor mir,
Der durch's Gehäg sich freie Bahn gehauen.

Auflachend stemmt' er — und mir graute schier —
Sich auf die Büchse, daß die Wände hallten,
Und sprach: Willkomm in meinem Jagdquartier!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Du ſtehſt wie ein Poet vor dieſem Alten
Und ſuchſt, ſo ſcheint's, ein weltbezwingend Lied
In ſeines Mantels hundertjähr'gen Falten.

Gutfreund, wer weiß? Es deckt dies Augenlid
Vielleicht wohl gar den letzten Lebensfunken
Der Fei Romantik, die uns lange mied.

Und dieſes Buch — du ſcheinſt ſo freudetrunken! —
Sprich, offenbart es wohl das Rätſel dir
Von einem Hort, der fern im Wald verſunken?

Doch Spaß beiſeite, Freund. Der Alte hier
Iſt eitel Tand, ein Spiel nur, zu vergnügen
Den Jägersmann im wilden Waldrevier.

Ja, dieſe Züge, die da Leben lügen,
Sind hölzern wie der ganze Kamerad,
Der willig ſich muß innrem Triebwerk fügen.

Schau recht ihn an! Vor achtzig Jahren hat
Den Hölzernen mein frommer Ahn errichtet,
Der gerne dieſe Einſamkeit betrat.

Ein Räderwerk, kunſtſinnig eingerichtet,
Verſchafft dem Kopf die ewige Bewegung,
Dies trockne „Nein", das man ihm angedichtet.

Nun ſage: Gleicht in ſeiner Zell' Umhegung
Der Kerl dahier nicht Euern Schriftgelahrten,
Die feindlich meiden jede freie Regung?

Verneinend, eignen Grillen abzuwarten,
Sitzen ſie ſtumm auf morſchen Bücherkiſten,
Wo tote Schätze ſie zuſammenſcharrten.

Und wenn im Laub die jungen Vöglein niſten,
Da ſpähen ſie nach dunkeln Hieroglyphen,
Des freien Fortſchritts ew'ge Nihiliſten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das tote Herz in ihres Buſens Tiefen
Sagt ihnen nie, daß, mit der Welt entzweit,
Sie ihre Zeit in dumpfem Traum verſchliefen.

Indeſſen kränzt, vom Nachtgewölk befreit,
Der junge Tag ſich mit des Frührots Flammen,
Und eine neue tatenluſt'ge Zeit
Schlägt ihnen jubelnd überm Kopf zuſammen.

Otfried.

Der geiſtigen Befreiung unſrer Ahnen
Rang feindlich noch die Sprache Roms entgegen,
Da wagteſt Du's, die deutſche Kunſt zu pflegen,
Ein deutſches Lied zu ſingen den Germanen.

Sprich, hatteſt Du wohl ein geheimes Ahnen,
Daß dieſe Sprache, allen überlegen,
Berufen ſei, einſt in ihr Gold zu prägen
Der Dichtkunſt Höchſtes und es anzubahnen?

Noch war die Sprache nur ein kindiſch Lallen,
Die jetzt, befreit von allen läſt'gen Banden,
Weithin erklingt volltönig und metallen.

Mich aber freut's, daß in Alſatiens Landen,
Daß in den Weißenburger Kloſterhallen
Die Wiege deutſcher Poeſie geſtanden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gottfried von Straßburg.

Als einſt wetteifernd auf der Wartburg ſaßen
Des deutſchen Lieds Schildträger und der Minne,
Da zogeſt Du in kindlich-ſchlichtem Sinne,
Du alter Meiſter, einſam Deine Straßen.

Und wo ſich jetzt, erbaut nach ew'gen Maßen,
Gen Himmel hebt die ſtolze Münſterzinne,
Haſt Du, gleichwie im Frühlingsanbeginne
Der Vogel ſingt, Dein Lied ertönen laſſen.

Nun aber iſt von tiefer Nacht umgeben,
Gleich Deiner Zeit, der ſchönen, ſangesholden,
Dein tönereiches Leben und Dein Streben.

Doch Eins ſteht feſt, und dieſes Los iſt golden:
Du ſtarbſt nicht, nein, Du lebſt und Du wirſt leben
In deinem Lied von Triſtan und Iſolden.

Erwin von Steinbach.

All die Gebilde Deiner Zeitgenoſſen
Sind längſt zu Grund im Sturm der Zeit gegangen,
Und öd' und wüſt, gleich hohlen Schädeln, hangen
Die alten Burgen an den Bergkoloſſen.

Feſt ſteht allein, aus Einem Guß gegoſſen,
Dein Meiſterwerk, wie Du's im Geiſt empfangen,
Und ſeines Turms gewalt'ge Zinnen prangen,
Vom Glorienſchein des Morgenrots umfloſſen.

Der Schönheit ew'ger Stempel, der nicht altet,
Iſt ſein Gepräg. Es ſinkt dahin im Streite,
Was Menſchenhände falſchen Göttern bauen,

Es ſinkt, und wär's in Felſen eingehauen!
Das Göttliche nur und das Gottgeweihte
Iſt ewig, wie die Kunſt, die es geſtaltet.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sebastian Brant.

Mit Hohngelächter hast Du in die Wellen
Das Schiff von „Narragonia" getrieben;
Hei, wie sich da, gebläut von deinen Hieben,
Gebärdeten die närrischen Gesellen!

Das war ein Faseln, Schimpfen und ein Prellen,
Bis sie sich gegenseitig aufgerieben!
Selbst die Gelahrtheit, die nicht rückgeblieben,
Behing den Mantel mit der Narrheit Schellen.

Kämst Du jetzt wieder: andere Gestalten
Sähst Du sich brüsten und zum Ziele rennen
Und eine neue Welt sich rings entfalten.

Du müßtest alles fremd und seltsam nennen,
Und an der Narrheit nur, der guten alten,
Freund, würdest Du die Menschen noch erkennen.

Jakob Sturm, Stättmeister in Straßburg.

Dem Sturme gleich hört man Dein Wort erschallen,
So oft es galt, im Kampf mit finstern Mächten
Die Freiheit Straßburgs treulich zu verfechten
Und mit dem Banner frisch voran zu wallen.

An deiner Manneskraft ehrnem Panzer prallen
Die Pfeile ab der Falschen und der Schlechten.
Die Wage hoch in unbestoch'ner Rechten,
Warst Du ein Vater und ein Vorbild Allen.

Wie mancher, der auf Deinem Stuhl gesessen,
Vermochte nicht für Großes zu entbrennen
Und ward, eh' er im Grabe lag, vergessen.

Dich wird die spätste Zeit mit Ehrfurcht nennen,
Und mancher muß, der sich mit Dir will messen,
Vor Deinem Bild sein eignes Nichts bekennen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ehrenfried Stoeber.

Gleich einem freien, frohen Wanderblute
Erscheinst Du mir, bist Du mir stets erschienen!
Sind Zecher wo, so stehst Du unter ihnen,
Das Glas am Mund, ein Sträußchen auf dem Hute.

Du singst Dein Lied mit ungetrübtem Mute
Auf hohem Berg, in modernden Ruinen,
Doch siehst Du Männer falschen Götzen dienen,
So schwingst Du hoch des Zornes scharfe Rute.

Die Freiheit, so die Häscher jählings morden,
Die Wahrheit, die nicht huldigt äußerm Prangen,
Du preisest sie in feurigen Akkorden.

Die besten Lieder, welche Dir entklangen,
Sind unsres Volkes Eigentum geworden, —
Kann wohl ein Dichter schönern Lohn verlangen?

Adam Walter Strobel.

Wo sich die Flühn der ewig überschneiten
Glariden heben, sonnig übergossen,
Hab' ich mit Dir der Treue Bund geschlossen,
Griffst Du mit mir begeistert in die Saiten.

Auch später schritt ich öfter Dir zur Seiten.
Ha, wie zur Lust des jüngeren Genossen
Die goldnen Reden Deinem Mund entflossen
Von Heldenfahrten und verklungnen Zeiten!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun tret' auch ich, Dir folgend ohne Wanken,
Mit offenem Visier und blanker Klinge
Der Unnatur genüber in die Schranken.

Dich ehrt der Preis, wenn ich ihn je erringe!
Gestatte drum, daß ich die grünen Ranken
Des letzten Lieds um Deine Urne schlinge.

Friederike von Sesenheim.

Das ewig Weibliche, das ewig Schöne,
Du holdes Kind, laß mich's in Dir begrüßen,
Ob auch der Haß, die schnöde Lust zu büßen,
Dein Leben und Dein Lieben noch verhöhne!

Horch! Sind das nicht des Kirchleins Glockentöne?
Die Laube rauscht, und sieh! Dir liegt, der Süßen,
In seiner Liebe Seligkeit zu Füßen
Der glücklichste der deutschen Musensöhne.

Errötend neigst Du, zwischen Ernst und Scherzen,
Dein Haupt hernieder zum geliebten Gaste,
Dem unumschränkten Herrn in Deinem Reiche.

Genügsam thront er noch in Deinem Herzen,
Er, dessen Herz, das hohe, göttergleiche,
In spätern Zeiten eine Welt umfaßte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Epistel an August Stoeber.

Zu Oberbronn im Försterhaus,
Wo du, mein Alter, oft gesessen,
Schau ich ins weite Land hinaus,
Ins Land, das nie du wirst vergessen,
Da dir's seit dreißigjähr'ger Frist
Wie keins ans Herz gewachsen ist.

Das Nest da drunten ist mir lieb.
War's nicht hierher, wohin vor Jahren
Ich dir mein erstes Brieflein schrieb,
Damit du, in der Kunst erfahren
Der edeln Reimerei, mit Rat
Und Tat mir hilfreich seist? Ich bat
Vergebens nicht. — Du hast erschlossen,
Da er gestrauchelt auf dem Pfad,
Das Heiligtum dem Sanggenossen.
Das wird er jederzeit bekennen
Und gern dich seinen Meister nennen.

Wenn ich nun so durchs Örtlein geh
Und rings die braunen Giebel seh,
Die Zeugen längst entschwundner Tage,
Geschieht es wohl, daß ich mich frage:
„Wo mag in diesem Lustrevier
Der Freund dereinst genistet haben?"
Die Häuser musternd, dort und hier,
Die längs dem Berg und die am Graben,
Mach ich vor einem kleinen Halt
Und denke: „Dies ist's wohl gewesen;
Denn einen schönern Aufenthalt
Kann sich ein Dichter nicht erlesen."

Als einen lust'gen Luginsland
Seh' ich den Giebel auf die Auen,
Die weitgestreckten, reichen schauen
Und nach den Wäldern, hinter denen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sich fern des Schwarzwalds Berge dehnen
Gleich violettem Felsenband.
Der stille, grüne Friedhof drüben
Kann mir das heitre Bild nicht trüben.
Ein Garten und ein Wiesenplan
Zieht hinten sich den Berg hinan,
In Blüten ganz und gar vergraben:
Wie mochte da dein Herz sich laben
Und unterm Schirme grüner Reben
Hofaudienz den Träumen geben!

Dein denk' ich, wenn bei schwüler Hitz
Ich guten Muts im Wirtshaus sitz,
's gibt deren viel zu Oberbronn!
Zum Beispiel: in der „Goldnen Sonn",
Die jeden wärmt, der Geld im Sack hat
Und der, was übrigens selbstverständlich,
An unverwälschtem Wein Geschmack hat;
Oder im „Hirschen", wo die Sohlen,
Sich gerne neue Spannkraft holen
Zu Harrassprüngen; oder endlich
In den „Zwei Schlüsseln", die — beim Donner —
Die besten Schätze mir erschließen . . . .
Kennst du den roten Oberbronner?
Vor allen hab' ich den erkiesen,
Das Wässerlein, das früh ich trank,
Mir fortzuspülen aus der Kehle
Und mir, der ich jetzt kaum noch krank,
Das Herz zu jüngen und die Seele.

Dies alles liegt mir jetzt zu Füßen! —
Vom Försterhause, wie gesagt,
Send' ich, nebst meinen besten Grüßen,
Dir dieses Blatt. Wenn dir's behagt
Und liebliche Erinnerungen
An eine Zeit, die halb verklungen,
In deiner Seele, Freund, erwecket,
So ist erreicht, was ich bezwecket,
So ist mein schlichter Sang gelungen!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O ſtündeſt du mir jetzt zur Seiten!
In abendlichem Glaſte breiten
Die Wälder ſich, die Wieſen aus
Bis dicht hinauf ans Förſterhaus:
Die Berge ſtehn in ſanftem Dämmer,
Der nahen Eſſe wucht'ge Hämmer
Verhallen nach und nach; den Segen
Ruft ſtill ein Glöcklein übers Land,
Und all, all andres Leben ſchwand.

Schwand? — Nimmermehr! — 's iſt ja die Stunde,
Wo aus zerfall'nem Mauergrunde
Die Sage tritt, das reiche Leben
Verſcholl'ner Zeit dem Blick entrollend.
Ha, wie ſie aus dem Staub ſich heben,
Die alten Burgen! Ha, wie grollend
Sie am Granit der Berge kleben:
Windſtein, Arnsberg und Waſenſtein!
Die Zinne ſtrahlt im Morgenſchein;
Hell glänzt von der getürmten Warte,
Dem Gaſt zum Gruße, die Standarte,
Der Zwerg lehnt auf der Hallebarte,
Starrt träumeriſch ins Land hinein.
Auf dem Altane ſchlägt ein Sänger
Die Harfe, uns in ſüßen Bildern
Das bunte Leben abzuſchildern! —
Wie lieblich ſchallt ſein Lied ins Blaue!
Und ſieh', und ſiehe da, je länger
Ich ihm ins lichte Antlitz ſchaue,
Je mehr erkenn' ich liebe Züge!
Freund, wenn ich mich nicht völlig trüge,
So ſind's die deinen . . . . . .
Wieder Nacht!
Das Irrlicht hüpft, im Bergesſchacht
Hör ich des Kobolds Hammerſchläge.
Geſpenſtertiere ſchleichen träge
Den Wald entlang . . . . . Sie ſind vorbei! . . . .
Doch drunten aus der Wäſcherei

Schallt, gleich vielſtimm'gem Geiſterchor,
Bald mit Geziſch, dann wieder hohl,
Ein ſeltſam Rauſchen mir ins Ohr
Und wirrt, dem Unkenruf vermählt,
Mir den noch erſt ſo offnen Sinn!
— Iſt das die tote Wäſcherin,
Von der du uns ſo ſchön erzählt?

Mir gruſelt's, Alter, — lebe wohl!

Am Schillerfeſte.

So weit die Lieder deutſcher Dichtkunſt ſchallen,
So weit die Dome deutſcher Meiſter ragen,
Und weiter noch, bis wo mit dumpfem Prallen
Des Weltmeers Wogen an die Inſeln ſchlagen,
In Bretterhütten und in Fürſtenhallen
Sieht heute man, wie kaum an frühern Tagen,
Zu Deinem Preis die Jünger ſich verſammeln
Und Dir, o Schiller, Grüß' und Lieder ſtammeln.

Denn hundert Jahre ſind's zu dieſer Stunde,
Daß Du, o Göttlicher! zur Welt gekommen
Und Dich, in ſeines Hüttchens ſtillem Grunde,
Der Vater ſegnend an ſein Herz genommen
Wer ahnte damals, daß von deinem Munde
Geſänge, wie die Welt ſie nie vernommen,
Erſchallen würden, und daß deinem Haupte
Der Lorbeer blüh', wie er noch keins umlaubte?

Zum Tempel ward dein einſam Vaterhaus
Und ſeine Schwelle iſt zum Altar worden;
Und zu der Bucht des fernen Schwabengaus
Erſchallt es jetzt aus Süden und aus Norden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gleich Glockentönen, die im Sturmgebraus
Anschwell'n zu vollen, mächtigen Akkorden:
Gilt's doch den Tag, o Schiller, zu erheben,
Der dir die Herrschaft einer Welt gegeben!

Ja, einer Welt. Es ist die Welt des Schönen,
Die, ferne dem, was von gemeinem Schlag,
Allewig strebt zu heilen, zu versöhnen,
Zu heben, was verkannt im Staube lag. —
Ob sie sich nun in Worten oder Tönen,
In Meißelschlägen offenbaren mag:
Ihr Weg führt himmelan. Dreimal beglückt,
Wen mit dem Priesterkleide sie geschmückt!

Ha! jene Klänge, die im Weiterwallen
Von Marbach bis ans Herz der neuen Welt
Zu deinem hundertjähr'gen Fest erschallen, —
Mir ist, als hör' ich, mächtig angeschwellt,
Nachschüttern sie in den geweihten Hallen
Des Münsters, der zu Straßburg Wache hält,
Und tausendfältig an die Berge schlagen,
Die unsrer Heimat schönen Himmel tragen.

So lange wir noch Luthers Bibel lesen
Und hoch der Schönheit ewig Banner schwingen,
So lange noch vom Gipfel der Vogesen
Nebst Frankreichs Liedern deutsche Lieder klingen,
So lange wir noch, nach selbsteignem Wesen,
In Wissenschaft, in Kunst und Sprache ringen,
So lang wir uns der Väter wert erweisen,
Wirst du, o Schiller, unser Liebling heißen!

Ja, du bist unser! Welche hat so hell
Wie deine Glocke unserm Ohr geklungen?
Und wer hat je, wie dein gewalt'ger Tell,
Am stillen Herd der Heimat uns bezwungen?
Sind deine Lieder nicht ein frischer Quell,
Allseits befruchtend, uns ins Herz gedrungen?
Der um Johanna's Stirn den Kranz du wandest,
Und — sel'ger Taucher! — ew'ge Perlen fandest!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie uns der Augenblick herbeigeführt,
Franzoſen, Deutſche, Schweizer und Alſaten,
So ſtehn wir jetzo, ſtumm und tiefgerührt,
Vor deinem Bild und freu'n uns deiner Saaten,
Die, wie es ſolchem Säemann gebührt,
Zur ſchönen, vollen, reifen Frucht geraten:
Einträchtig ſtehn wir da und ſtammverwandt
Und reichen uns die brüderliche Hand.

O möchten ſich an Deinem nächſten Feſte
Die Enkel, wie heut' wir, zuſammenfinden,
Und bis dahin die letzten Überreſte
Des Vorurteils, des kleinen Haders ſchwinden,
Auf daß im Schoß der Hütten und Paläſte
Die Herzen ſich zu einem Schlag verbinden!
Dann wird dein Geiſt allſegnend niederſchweben
Und ew'ge Dauer jenem Tage geben.

Friedrich Weyermüller.

(1810—1877.)

Vorgruß.

Der Sänger kann nicht schweigen
Muß singen, was ihn bewegt,
In Töne muß er hauchen,
Was tief im Herzen sich regt.

Es strömen seine Lieder
Heraus in Freud und Leid:
So hat er auch gesungen
In schwerer Kriegeszeit.

Es zog der Herr vorüber
In lautem Donnergang:
Da stieg ein mancher Seufzer
Zum Himmel im Gesang.

Und nach dem Sieg und Frieden,
Den Gottes Rat beschied,
Da drang aus tiefstem Herzen
Das Dank- und Friedenslied.

Und diese Dichtergabe
Biet ich, o Deutschland, dir:
Zum freundlich-ernsten Gruße
Nimm liebend sie von mir!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Christ hat auch ein irdisch Vaterland.

Wohl auch ein irdisch Vaterland
Sei dir, o Christ, mit Recht bekannt;
Das sollst du lieben treu und wahr,
Dem sollst du dienen immerdar.

Es ist dein liebes Heimatland,
Mit dem dich Gott der Herr verband.
O seine Täler, seine Höhn,
Sie sind dir mehr als andre schön.

Wo dir der Muttersprache Laut
So wonnig tönt, so innig traut,
Wo alles dir so nah verwandt:
Das ist dein liebes Vaterland!

Und wenn's der liebe Gott erlaubt,
Daß deutsches Land Ein deutsches Haupt
Regiert nach Gottes Recht und Licht:
Wie freute des ein Christ sich nicht?!

Doch überm irdschen Vaterland
Hält fest er an dem ew'gen Pfand,
Der Kirche Gottes bis ans End,
Am reinen Wort und Sakrament! —

Eins gegen sechzehn!

Kurze Antwort auf die „Elsässischen Sonette".

Du rätselhafte, nachtumhüllte Schar,
Was soll dein Grimm, dein bittrer Spott, dein Schelten?
Wem soll dein Zorneswort im Grunde gelten?
Du bleibst verdeckt, es bleibt dein Haß nur klar!

Ihr sechzehn Kämpfer seid des Mutes bar,
Ob ihr euch auch gebärdet wie die Helden!
Ihr wollt nicht eures Hauptes Namen melden:
Das ist ein böses Zeichen schon fürwahr!

So taten einst nicht Rückerts wackre Streiter,
Nicht Arndt und Körner sangen solche Weisen!
An euch erblick ich keinen „Seelenadel"!

Mit euch verlier' ich keine Rede weiter.
Ich will in Demut Gottes Fügung preisen;
Gerecht ist Sein Gericht und ohne Tadel!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karl Hackenschmidt.

(Geb. 1839.)

Jugendschwärmen.

(In das Album einer Studentenverbindung eingetragen August 1862.)

Mir ist ein Lieb geworden,
Ein Mädchen wunderschön,
Wie auf der weiten Erde
Kein schöneres zu sehn.
Es ist ein deutsches Mädchen,
Drum bin ich ihm so gut,
Hat einen deutschen Namen
Und warmes deutsches Blut.

Es ist ihr Kleid gewoben
Aus grünendem Gefild,
Drauf tausend Städt' und Dörfer
Gestickt zu buntem Bild;
Die schlanken Lenden gürtet
Der Rheinstrom hell und klar,
Des Wasgaus Eichenkrone
Umspannt das goldne Haar.

An ihrem stolzen Busen
Erglänzt ein Edelstein,
Der glüht wie Gold so feurig
Im Abendsonnenschein:
Es ist ein alter Münster,
In roten Stein gehaun,
Dran manches Schmuckgebilde
In alter Pracht zu schaun.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Karl Hackenschmidt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mir ist ein Lieb geworden,
Ein Mädchen süß und traut;
Ihm schlägt mein Herz voll Sehnen,
O Elsaß, meine Braut!
Es ist ein deutsches Mädchen ....
Doch, ach! vom Westen dort
Kam einst ein falscher Freier
Mit falschem Liebeswort.

Mit falschem Liebesworte
Hat er die Maid berückt,
Und wie ihr Ohr sie neiget,
Hat er sie schon umstrickt,
Hat er sie schon umfangen; —
Mein Mädchen, keusch und frei,
Hat mir ein Bub' gestohlen,
Mir bricht's das Herz entzwei! —

Mein Lieb! Ich hab's geschworen
In deinem heil'gen Dom,
Ich hab's aufs neu geschworen
Am heil'gen Rheinesstrom:
Ist erst mein Arm erstarket,
Will fürchten ich mich nicht,
Ich werf' dem welschen Räuber
Den Handschuh ins Gesicht!

Ich hole aus der Scheide
Mein deutsches Schwert mit Mut,
Es treten mir zur Seite
Wohl hundert Kämpen gut.
Dann ziehen wir mit Jubel
Hin vor die Burg ins Feld,
Wo er mit Zauberbanden
Die Braut gebunden hält.

Dann wecken wir die beiden
Aus ihrer sünd'gen Lust;
Ich reiß' dem welschen Buben
Mein Liebchen von der Brust.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich drück's an meinen Busen
Mit warmer Liebesglut:
Jetzt sollst du, Elsaß, spüren,
Wie deutsche Liebe tut!

Windstein und Wörth.

I.

1676.

Stolz trotzet Burg Windstein der Stürme Wut,
Von ewigem Efeu umschlossen;
Hier hat die Treue ihr letztes Blut
Für ein deutsches Elsaß vergossen. —

Dem Burgherrn Louvois entbieten tät:
„Ihr sollt, Graf, Treue uns schwören,
Sonst kann das Volk seiner Majestät
Die Pfalz nicht ruhig verheeren!"

Wolf Friedrich Dürckheim bescheidet sogleich:
„Es lasse Frankreich das Werben!
Ich bin ein Freigraf vom deutschen Reich,
Und frei und deutsch will ich sterben!"

Nun legt sich ein Haufen Franzosen vors Schloß,
Auf dem Berg erheben sich Schanzen,
Zur Wehre stehet der Graf und sein Troß
Und höhnet dem Zorne der Franzen.

O Gräflein, Gräflein, was wagst du den Strauß
Mit der mächtigsten unter den Kronen?
In einem gen Pfeile gesicherten Haus
Willst trotzen du den Kanonen?

Bald klaffet die Bresche und bröckelt die Wand,
Es türmt sich der Schutt in den Gräben,
Die besten der Treuen decket der Sand, —
„Herr Graf, nun rettet das Leben!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Fallbrücke fällt, es knarret das Tor
Am frühen, neblígen Morgen,
Eh' der Feind es erschaut, bricht das Fähnlein hervor,
Bald hält sie der Waldpfad geborgen.

Und weiter geht es in schleuniger Flucht
Hinab zu dem pfälzischen Hügel,
An der Sauer, am Rande der waldigen Schlucht,
Da lassen sie sinken die Zügel.

Noch einmal wendet der Graf sich zurück
Zum Lande, dem er entsprossen,
Betrübnis umflort den spähenden Blick,
Und er fragt die Verbannungsgenossen:

„Sagt an! was ist in der Ferne der Brand?" —
„Herr Graf! euer Schloß dort versinket!" —
„Was wälzt sich links wie ein Strom in das Land?" —
„Die französischen Reiter! das blinket!"

Da stößt er das Schwert zurück mit Gewalt
Und gibt dem Rosse die Sporen,
Und seufzt hinein in den herbstlichen Wald:
„Das Elsaß, das Elsaß verloren!"

II.

1870.

O Sauer, was eilst du geschwätzig und laut
Das Tal hinab über Steine?
Sag', willst du, was einst deine Ufer geschaut,
Erzählen dort unten dem Rheine?

Dein Wasser, das silbern und spiegelklar
Hervorblinkt aus Erlenzweigen,
Von Menschenblut einst gefärbet war
Und aufgestauet durch Leichen.

Die Wälder, wo jetzt der Vogel singt,
Kanonenschall widerhallten;
Und wo der Schnitter die Sense schwingt,
Hat der Tod einst Ernte gehalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

O sechster August im siebziger Jahr,
Wie klingst du den deutschen Herzen!
Dein wird man gedenken immerdar,
Gedenken mit Freuden und Schmerzen!

Dort oben am Hohlweg, den Abhang hinan,
War heiß und furchtbar das Streiten;
Da liegen gefallen Mann an Mann
Im Graben zu beiden Seiten

Verwundete, bleich, im zerstampften Gras,
Die stöhnen um Hilfe und Trinken;
Und Tote, das offene Auge wie Glas,
Das Gewehr in der treuen Linken.

Stumm ziehen die Truppen dazwischen hin
In endlos geschlossener Kette,
Und mancher denkt mit gesammeltem Sinn:
„Wird bald auch mir solch ein Bette?"

Jetzt plötzlich ein Hurra! Was braust die Musik:
„Heil dir, der du siegreich gestritten?"
Noch einmal leuchtet der Sterbenden Blick:
Es kommt der Kronprinz geritten!

Mild neigt sich und traurig die hehre Gestalt
Und grüßet die Helden am Boden:
„Der schöne Sieg ward teuer bezahlt,
Gott schenk' euch den Frieden, ihr Toten!"

Doch vor ihm der blutigen Arbeit Frucht:
Zerschmettert die feindlichen Horden,
Das gefürchtete Heer in der wildesten Flucht
Und offen des Wasgaus Pforten.

Da strahlet sein Auge aufs neue voll Mut,
Er schwingt sein Schwert in der Sonnen
Und ruft hinein in die Abendglut:
„Das Elsaß, das Elsaß gewonnen!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mein Elſaß deutſch!

Dezember 1870.

Mein Elſaß deutſch! Mein Elſaß frei!
Mir iſt, als träumt' ich noch.
Iſt's Wahrheit? Iſt der Strick entzwei?
Zerſprengt das fremde Joch?

Liegt wieder in der Mutter Arm
Der längſt verlor'ne Sohn?
Schallt wieder frei, ſo friſch und warm,
Der Mutterſprache Ton?

Hat ſich der deutſche Löwenmut
Dem langen Schlaf entrafft?
Ruht wieder die geraubte Brut
Im Schatten ſeiner Kraft? —

Nun brich mir nicht vor ſel'ger Luſt,
Mein Herz, mein deutſches Herz!
Nun ſteige aus befreiter Bruſt,
Mein Danklied, himmelwärts!

Und du, mein Land, mein Heimatland,
Was ſenkſt du trüb den Blick?
Was ballſt du eine zorn'ge Hand?
Was fluchſt du deinem Glück?

Du zählſt die Wunden immerfort, —
Sie heilt der Liebe Macht!
Suchſt Frankreichs Stern im Weſten dort, —
Er ſank in blut'ge Nacht.

Nach Oſten blick! In Frührotpracht
Geht deine Zukunft auf,
Erſteht dein Blut zu neuer Macht,
Zu neuem Heldenlauf!

Wenn Alles hofft, wenn Alles ſingt,
Was trauerſt du allein? —
Wohlan, wenn nicht dein Mund erklingt,
So red' und zeug' der Stein!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Du Münsterturm, so hoch und schön,
Du Strom, der uns umzieht,
Ihr Eichen auf des Wasgaus Höhn,
Auf, werdet Klang und Lied!

O Helden-Vorwelt, Dichterchor,
Steig aus der Gräber Ruh!
Hol frisch dein Saitenspiel hervor,
Isoldens Sänger du!

Es gilt ein Dank aus frommem Trieb
Dem Retter gottgesandt,
Ein Gruß in alt' und neuer Lieb'
Dem großen Vaterland!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abkürzungen.

ADB.	= Allgemeine deutsche Biographie.
Alsatia	= Alsatia, Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte und Sprache, her. von August Stöber, 12 Bände von 1850—1885; wo nichts anderes bemerkt, sind die angeführten Aufsätze vom Herausgeber.
Brümmer	= Brümmer Franz, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Mit Ausnahme eines besonders hervorgehobenen Falles ist die 6. Auflage benutzt.
ESch.	= Elsässer Schatzkästel, Sammlung von Gedichten und prosaischen Aufsätzen in Straßburger Mundart, herausgegeben von D. Rosenstiehl, 1877.
JbGEL.	= Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens, herausgegeben vom historisch-literarischen Zweigverein des Vogesen-Klubs, 31 Bände, 1885—1915.
N. Martin	= Martin N., La poésie allemande en Alsace. Poètes contemporains en Allemagne, Nouvelle Série, 1860, S. 193—244.
NESch.	= Neues Elsässer Schatzkästel. Eine Sammlung elsässischer Dialektgedichte aus Vergangenheit und Gegenwart, herausgegeben von D. Münzer, 1913.
Neujahrsbl.	= Elsässische Neujahrsblätter. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von August Stöber und Friedrich Otte (= Georg Zetter), 6 Bände, 1843—1848.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Samstagsbl. = Elsässisches Samstagsblatt, herausgegeben von Friedrich Otte (= Georg Zetter), 11 Bände, 1856—1866.

Schmitt = Schmitt Christian, Die Entwicklung der deutsch-elsässischen Literatur von 1770—1870, im Elsaß-Lothringischen Schulblatt 38 (1908), S. 326—346, und 39 (1909), S. 323—333.

Spach = Spach Ludwig, Moderne Kulturzustände im Elsaß. 3 Bände, 1873/4.

Str. = Straßburg.

Anmerkungen.

Zu der Einleitung.

Zu Seite 1: Spach; v. Borries, Geschichte der Stadt Straßburg, 1909, besonders S. 265 ff. und 318 ff. Lorenz O. und Scherer W., Geschichte des Elsasses, 1871, 2, S. 212 ff., Kapitel 23 und 24. Das sonst so ausgezeichnete Buch läßt gerade bei der Beurteilung der elsässischen Dichter des 19. Jahrhunderts den Leser etwas im Stich.

Zu Seite 4, Zeile 34: Stuttgarter Morgenblatt, 1832, S. 879.

Zu Seite 5, Zeile 20: Siehe oben S. 90.

Zu Seite 7, Zeile 28: Sorgius M., Die Volksschule im Elsaß von 1789—1870, 1902, und namentlich die ausgezeichnete, auf den Akten beruhende Arbeit von H. Kaiser, Der Kampf gegen die deutsche Sprache in den elsässischen Schulen von 1833 bis 1870, in den Elsaß-lothringischen Kulturfragen, 3 (1913), S. 179—234.

Zu Seite 8, Zeile 14: J. B. Cazeaux, Chanoine honoraire de la cathédrale de Strasbourg et Curé de la paroisse de St. Jean, Essai sur la conservation de la langue allemande en Alsace, 1867, und dazu Kaiser, a. a. O., S. 208 ff.

Zeile 29: Darauf lassen die wiederholten Versicherungen seines 1841 geborenen Sohnes Rodolphe schließen, daß das Französische die Muttersprache der Elsässer sei (z. B. Les premières revues d'Alsace, 1901, S. 33), sowie der Umstand, daß Eduard Reuß in seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen allmählich die französische Sprache bevorzugte, vgl. dazu Gerold Th., Edouard Reuß, Notice biographique, 1892, S. 44 f.

Zu Abschnitt II ff. sind zu vergleichen Spach; Neubauer H., Die deutsche Literatur im Elsaß, 1871; Kurz H., Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

deutsche Literatur im Elsaß, 1874; Schmitt, dessen genauen Angaben ich viel verdanke; die ADB. hat die bedeutenderen elsässischen Dichter, merkwürdigerweise außer Candidus, aufgenommen; vgl. ferner Brümmer; ESch.; NESch., beide mit kurzen Lebensabrissen, das letztere auch mit Bildern der meisten hier genannten Dichter; N. Martin.

Zu Seite 9, Zeile 21: August Lamey ist am 3. März 1772 zu Kehl geboren; sein Vater, Großkaufmann daselbst, war ein geborener Elsässer, seine Mutter eine Lotzbeck aus Lahr, sein Oheim Andreas Lamey ein bekannter Geschichtsforscher, Schöpflins Gehilfe. 1778 kam er nach Straßburg, besuchte hier das Protestantische Gymnasium und dann die Universität, an der besonders J. J. Oberlin und Koch seine Lehrer waren. Vor dem gesetzlichen Alter trat er in die Nationalgarde, gab damals seine erste Gedichtsammlung heraus, verließ jedoch 1793 Straßburg und hielt sich eine Zeitlang erst in Lahr, dann in Nuits auf. Um seinen Militärdienst anzutreten, kehrt er zurück, wird jedoch zunächst als Gerichtschreiber beschäftigt, geht dann nach Paris, wo er kurze Zeit die École Normale supérieure besucht. Als amtlicher Übersetzer an der Buchdruckerei der Republik angestellt, bleibt er lange Jahre in Paris, wo er sich 1801 verheiratet. 1812 zum Mitglied des Zollgerichts in Lüneburg ernannt, wird er 1813 mit Davoust in Hamburg eingeschlossen und kehrt nach der Übergabe nach Paris zurück. 1816 wird er Friedensrichter in Münster im Oberelsaß, 1818 Untersuchungsrichter in Altkirch, 1827 Richter am Zivilgericht in Colmar, 1829 als solcher nach Straßburg versetzt, tritt 1844 in den Ruhestand und stirbt am 27. Januar 1861. Sein Alter verschönerte er sich durch Sammlung von Kunstschätzen und vermachte u. a. der Universität Straßburg eine Rente zur Krönung von wissenschaftlichen Arbeiten.

1. Gedichte eines Franken am Rheinstrom. Str. 1791.
2. Dekadische Lieder für die Franken am Rhein. Str. Jahr 3 der Republik.
3. Blätter aus dem Hain. Str. 1836.
4. Gedichte. Str. 1839.
5. Chronik der Elsässer in Liedern und Gemälden. Str. 1845.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

6. Gedichte. Str. 1852.
7. Gedichte. Str. 1856.
8. Gedichte. Str. 1860.

Vgl. ADB. 17, S. 568 (Brümmer); ESch., S. 479/81; NESch., S. 234; Samstagsbl. 1856, S. 152 und 1860, S. 129 f. (Zetter), 1861, S. 20 (Th. Klein) und S. 28 f. (Mühl); Alsatia 7, S. 384—390; Neujahrsbl. 1845, S. 2—14 (Zetter); Spach 1, S. 86 ff.; Revue des deux mondes 1857 (tome X), S. 717—720 (St.-René Taillandier); N. Martin, S. 209 ff.; schließlich eine fleißige, aber unselbständige Einzelschrift von F. Meißner, Ein verschollener deutscher Dichter. Beilage des Berichts über das Gymnasium in Basel, 1893.

Zu Seite 10, Zeile 14 ff.: Dekadische Lieder, S. 42 und 76.

Zu Seite 11, Zeile 14 ff.: Gedichte eines Franken, Nr. 47.
Zeile 34: Gedichte, 1852, S. 50: Westfrankenlied.

Zu Seite 12, Zeile 6: Daniel Ehrenfried Stoeber, am 9. März 1779 zu Straßburg geboren, besuchte das Protestantische Gymnasium und dann die Universität seiner Vaterstadt, studierte, um im Notariat Nachfolger seines Vaters zu werden, Rechtswissenschaft, hörte aber, seinen literarischen Neigungen folgend, Vorlesungen der verschiedensten Art, z. B. bei J. J. Oberlin, G. Schweighäuser, Blessig, Haffner. Er setzte seine Studien in Erlangen fort, besuchte auf seiner Heimreise eine Anzahl deutscher Schriftsteller, begab sich dann nach Paris, wo er mit elsässischen Freunden und deutschen Schriftstellern verkehrte. 1806 wurde er Lic. juris. Der schriftstellerische Drang regte sich schon sehr früh bei ihm, und bald zeigte sich auch sein Bestreben, die schriftstellerischen Talente seiner Heimat zu dichterischer Arbeit zu sammeln, sei es in Taschenbüchern und Zeitschriften, sei es in Vereinen. Das von seinem Vater übernommene Notariat gab er 1822 auf, um sich der Advokatur zu widmen. Am 28. Dezember 1835 ist er gestorben.

1. Lyrische Gedichte. Str. 1811.
2. Seine Gedichte finden sich vereinigt in der dreibändigen Ausgabe letzter Hand: Sämtliche Gedichte und kleine prosaische Schriften. Str. 1835/6, deren letzter Band von J. Leser herausgegeben ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3. Daniel oder der Straßburger auf der Probe. Luſtſpiel. Str. 1823.
4. Fedor Polsky. Drama. Mülhauſen, 1872.

Vgl. ADB. 36, S. 271 f. (E. Martin); ESch., S. 483/4; NESch., S. 356; Neujahrsbl. 1846, S. 1—28 (Zetter); Spach 1, S. 75 ff.; Lorenz und Scherer, Geſch. des Elſaſſes 2, S. 221; J. Leſer in der Geſamtausgabe, Band 3, S. V—XXX. Schmitt, 38, S. 333 f.

Zeile 20: Die Mitteilungen über dieſe Geſellſchaft ſind der gründlichen und inhaltreichen, vieles Neue bietenden Einleitung entnommen, die E. Marckwald der von der Geſellſchaft für Elſäſſiſche Literatur veranſtalteten Ausgabe von Arnolds „Pfingſtmontag" vorausgeſchickt hat, Str. 1914; ſiehe insbeſondere S. XV ff. Außerdem Gerold Th., Franz Heinrich Redslob. Str. 1906, S. 24.

Zu Seite 13, letzte Zeile: Siehe oben S. 83/4.

Zu Seite 14, Zeile 7: Sämtliche Gedichte 3, S. 222. Der Rektor der Straßburger Akademie, Cottard, ſagte am Grabe Chr. Stoebers: Un coeur tout français battait chez la muse allemande de Stoeber.

Zu Seite 15, Zeile 10: Über Arnold handelt abſchließend E. Marckwald in der zu Seite 12, Zeile 20, erwähnten Einleitung, auf die hiermit verwieſen wird. Vgl. ferner: ADB. 1, S. 586/7 (Goedecke); ESch., S. 463/4; NESch., S. 14; Neujahrsbl. 1844, S. 3—12 (Aug. Stoeber); Schmitt, 38, S. 328; Rauter in der zweiten Ausgabe des „Pfingſtmontags", Str. 1850, S. I—XII, in der auch die meiſten Gedichte Arnolds abgedruckt ſind.

Zeile 26: Karl Friedrich Hartmann iſt am 1. Dezember 1788 zu Straßburg als Sohn einfacher Eltern geboren, beſuchte einige Zeit das Proteſtantiſche Gymnaſium daſelbſt, erlernte das Poſamentierhandwerk und ging zu weiterer Ausbildung nach Paris, wo er die glorreichſte Zeit des erſten Kaiſertums miterlebte. Nach Straßburg zurückgekehrt, trat er in ein Speditionsgeſchäft und ſtarb daſelbſt am 25. Januar 1864. Seinen ehrlichen franzöſiſchen Patriotismus einerſeits und ſeine treue Anhänglichkeit an deutſche Sprache und Sitte andererſeits ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

teidigte er, wie einer seiner Mitkämpfer, Th. Klein, sagt, mit einer bis zur Ungenießbarkeit gesteigerten Herbigkeit in seinen Gedichten, die als charakteristischer Ausdruck der damaligen elsässischen Stimmung trotz der oft etwas gewalttätigen Handhabung der Sprache Beachtung verdienen.

1. Gedichte. Str. 1821.
2. Alsatische Saitenklänge I. Str. 1840; II. Str. 1843.
3. Alsatische Saitenklänge. Sämtliche Gedichte. Str. 1848.
4. Das Schloß Lützelhardt. Ein historisch-elsässisches Rittergemälde. Str. 1836.

Vgl. ESch., S. 473/6; NESch., S. 154; Alsatia 8, 423/4; Samstagsbl. 1864, S. 30/31 (Th. Klein); Schmitt 38, S. 330.

Zu Seite 16, Zeile 20: Siehe oben S. 85. In der letzten Zeile des Zitats auf Seite 16 muß es statt „die Fremde" „der Fremde" heißen.

Zeile 28: Alsatische Saitenklänge, S. 236—265.

Zu Seite 17, Zeile 20: Revue des deux mondes, 1857, seconde période, 10e volume, p. 717—720. Ihm widerspricht N. Martin, S. 209 und 244.

Zu Seite 19, Zeile 28: Ludwig Spach (Deckname L. Lavater) wurde am 27. September 1800 zu Straßburg als Sprößling einer Kaufmannsfamilie geboren, erhielt seine erste Ausbildung in einer französischen Erziehungsanstalt und bei einem Landpfarrer in der Nähe von Straßburg, besuchte sodann das Protestantische Gymnasium daselbst, ging mit sechzehn Jahren an das dortige protestantische Seminar über, um Theologie zu studieren, wandte sich 1820 der Rechtswissenschaft zu, beschäftigte sich aber vorwiegend mit Literatur und wurde hauptsächlich durch Goethe, Rousseau und Byron gefesselt. 1823 nahm er eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen St. Aulaire an, lernte dadurch in Paris Männer wie Cousin, Guizot, Lamartine, Thiers und Villemain kennen und besuchte mit jenem zweimal, 1825/6 und 1831/4, Italien. Schon früh begann er deutsch zu dichten, ließ dann aber 1834 den Roman „Henri Farel" und 1835 den ersten Teil eines zweiten Romans „Le Nouveau Candide" in französischer Sprache erscheinen, in denen einerseits der Einfluß Goethes, andererseits der von George Sand hervortrat. 1835 bis 1839 war er als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erzieher in verschiedenen Familien und an verschiedenen Orten tätig. Der Erfolg seiner literarischen Tätigkeit befriedigte ihn so wenig, daß er ihr 1838 zu entsagen beschloß und im Jahre 1839 gerne die Stellung als Archivar des Departements Niederrhein annahm. Daneben war er vierzehn Jahre Kabinetschef des Straßburger Präfekten und einige Jahre auch Sekretär des protestantischen Oberkonsistoriums. Abgesehen von seiner amtlichen Tätigkeit, der er mit großem Eifer und Erfolg oblag, entfaltete er eine ungemeine Regsamkeit in Vorträgen und kleineren Veröffentlichungen, die sich hauptsächlich die Vermittlung der Kenntnis der elsässischen Vergangenheit und des deutschen Geisteslebens an seine französischen Landsleute zum Ziele setzte. 1871 trat er in die deutsche Verwaltung über, behielt seine Stellung am Bezirksarchiv des Unterelsaß bei und wurde außerdem zum Honorarprofessor an der Straßburger Universität ernannt. Er hat zur Überleitung der elsässischen Verhältnisse in die deutsche Form in Wort und Schrift, durch Rat und Tat vielfach beigetragen. Er starb am 16. Oktober 1879. Von der ungeheuer ausgedehnten Schriftstellerei von Spach kommen für uns nur in Betracht:

1. Gedichte von Ludwig Lavater, dem Verfasser des Henri Farel und des Nouveau Candide. Str. 1839.
2. Kaiser Sigismund in Straßburg. Ein historisches Singspiel in 5 Aufzügen. Str. 1866.

Vgl. ADB. 34, S. 702/5 (W. Wiegand); H. Baumgarten, Dem Gedächtnisse des Professors Dr. L. Spach [Str.]; G. Härter, Gedächtnisfeier von Herrn L. A. Spach. Str. 1879; N. Martin, S. 214/8; W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, Berlin, 1874, S. 415—431, im besondern Spachs „Moderne Kulturzustände im Elsaß" und seinen Roman „Henri Farel" behandelnd; F. X. Kraus, Ludwig Spach. Zweiter erweiterter und mit einem bibliographischen Anhang versehener Abdruck. Str. 1880; ohne die Bibliographie abgedruckt in dessen „Essays". Erste Sammlung. Berlin, 1896, S. 1—24. Sehr interessant und fein seine Selbstkritik: Spach 1, S. 122—129. Spachs Autobiographie veröffentlichte Kraus im JbGEL. 15, S. 45—88; 16, S. 93—138; 17, S. 182—224; 18, S. 42—108; sein Tagebuch über die erste italienische Reise O. Winckelmann im JbGEL. 26, S. 340—397 und 29, S. 9—48.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 21, Zeile 29: Album Alsacien, Nummer vom 8. April 1838, Spalte 58—61. Ich habe mich bei der Übersetzung bemüht, den Gedanken Spachs möglichst genau zu treffen, ohne mich allzu ängstlich an den Wortlaut zu halten.

Zu Seite 22, Zeile 22: Gemeint ist Arnold, der seit 1820 Dekan der Rechtsfakultät in Straßburg war.

Zeile 33: Solche Urteile über die Straßburger stehen nicht allein. Mit welcher lächelnden und selbstgefälligen Verständnislosigkeit Nationalfranzosen über die Elsässer urteilten, ist beispielsweise aus einer Épître à Louis Spach sur notre bonne ville de Strasbourg (Str. o. J., wahrscheinlich 1849 verfaßt) von Delcasso zu ersehen, der vierzig Jahre lang als Gymnasial- und Universitätsprofessor, schließlich als Leiter der elsässischen Unterrichtsverwaltung zu Straßburg die Französierung des Landes kraftvoll betrieb. Vgl. über ihn Kaiser, a. a. O., S. 202, und Spach 1, S. 142.

Zu Seite 23, Zeile 9: Frei nach Molières „Misanthrope", wo in der zweiten Szene des ersten Akts der Menschenfeind Alceste zu dem eiteln Oronte mit Anspielung auf dessen schlechte Verse sagt:

J'en pourrais, par malheur, faire d'aussi méchants,
Mais je me garderais de les montrer aux gens.

Spach änderte in Arnolds Munde die Worte „je me garderais" in „je me gardais bien".

Zeile 11: Bezieht sich auf Arnolds „Pfingstmontag".

Zu Seite 26, Zeile 18: Erwinia 14 (1906/7), S. 163 f.

Zeile 25: Erwinia 1838, S. 141 f., und oben S. 164/6.

Zeile 27: Die Gedichte „Das Herz", „An einen Dichter" (beide von 1835) und „Ein Zeitbild" (1837) (oben S. 114/6) beziehen sich wahrscheinlich alle drei, jedenfalls aber das letzte auf Spach, dessen französische Romane gerade damals erschienen waren: Henri Farel. Roman alsacien par Louis Lavater. Paris, 1834, und Le Nouveau Candide par Louis Lavater. Rome et Paris, 1835. Namentlich der erstere machte durch seine sehr durchsichtige Beziehung auf elsässische Personen und Ereignisse viel böses Blut.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zeile 30: Erwinia 1838, S. 34—37. Dazu Erwinia 14 (1906/7), S. 164.

Zeile 38: Über Reuß vgl. die zu Seite 8 angeführte Schrift Gerolds, ferner ADB. 55, S. 579—593 (Anrich); wichtig ist auch der Briefwechsel zwischen Reuß und Graf, her. von Budde und Holtzmann, 1904. Reuß hat übrigens auch recht hübsche Gedichte gemacht, die sich zum Teil in den Neujahrsbl. und in dem von Maria Rebe 1886 und die folgenden Jahre herausgegebenen Kalender „Vogesengrün" finden.

Zu Seite 29, Zeile 4: Siehe oben S. 23.

Zeile 33: Vgl. hierzu die Äußerung eines elsässischen Korrespondenten im Stuttgarter Morgenblatt von 1831, Band I, S. 588: „Ja, so gern wir Elsässer dem französischen Staate angehören, und so wacker wir für ihn kämpfen würden, so bleibt doch gewiß, daß, wenn wir einmal die Deutschen in politischer Hinsicht zu beneiden hätten, die Bande, die uns an Frankreich knüpfen, ziemlich lose würden."

Zu Seite 34, Zeile 7: Hirtz, Gedichte, 1838, S. V—XII.

Zu Seite 35, Zeile 15: Wahrscheinlich Helenengasse 2 = Tücherstubgasse 13, die alte Gerberzunftstube, nach Seyboth, Das alte Straßburg, S. 68.

Zu Seite 38, Zeile 17: Anspielung auf den oben S. 27 ff. abgedruckten Aufsatz aus der Erwinia.

Zu Seite 41, Zeile 22: Georg Daniel Hirtz ist am 2. Februar 1804 zu Straßburg geboren, besuchte die untern Klassen des Protestantischen Gymnasiums und erlernte seit 1816 das Drechslerhandwerk, das schon sein Vater und sein Großvater betrieben hatten. Er begab sich im Frühling 1823 auf die Wanderschaft, die ihn durch die Schweiz und Süddeutschland bis Wien, dann nach Norden bis Hamburg und Berlin führte, von wo aus er sich durch die Rheinlande nach Paris wandte. 1827 nach Straßburg zurückgekehrt, machte er sich selbständig und heiratete eine Jugendgespielin. 1849 vertauschte er sein Handwerk mit einer Beamtenstellung im Direktorium der elsässischen Kirche Augsburgischer Konfession. Neunundachtzigjährig ist er am 20. April 1893 gestorben. Außer seinen Gedichten verfaßte er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auch zahlreiche volkstümlich geschriebene Erzählungen, die er namentlich in dem Kalender „Der Hinkende Bote am Rhein", dessen Schriftleiter er von 1849 bis 1891 war, erscheinen ließ.

1. Gedichte. Mit einem Vorwort von Eduard Reuß. Str. 1838.
2. Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeister in Straßburg. Str. 1846.

Vgl. Brümmer 3, S. 230; ESch., S. 476/8; NESch., S. 196; Lorenz u. Scherer 2, S. 222; Spach 1, 103—109; N. Martin, S. 227/32; Schmitt, 38, S. 331; JbGEL. 19 (1903), S. 9—13 (E. Martin); Erwinia 13 (1903/4), S. 106/10 (E. Süß).

Zu Seite 42, Zeile 4: Gedichte, 1846, S. 158.
Zeile 25: W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, S. 431.

Zu Seite 43, Zeile 22: August Stoeber ist am 9. Juli 1808 in Straßburg als Sohn von Ehrenfried Stoeber geboren und wurde durch seinen Vater und die im Hause ein- und ausgehenden Dichter in frühster Jugend der Dichtkunst, und zwar der deutschen, zugeführt. So wurden schon Gedichte von ihm gedruckt, als er noch Schüler des Protestantischen Gymnasiums war. 1826 bezog er die Universität und studierte nach Erledigung der damals üblichen philosophisch-historischen Vorbereitung Theologie. 1833 nahm er eine Hauslehrerstelle in dem am Abhang der nördlichen Vogesen lieblich gelegenen Oberbronn (siehe das Gedicht S. 231 ff.) an, 1838 siedelte er als Mädchenschullehrer nach Buchsweiler, September 1841 als Lehrer an das Gymnasium nach Mülhausen über, wohin ihn sein Familiensinn zog; denn dort lebte seit kurzem außer seinem Bruder Adolf noch ein anderer Bruder und war seine Schwester verheiratet, und dorthin war von Oberbronn auch seine seit Ende 1835 verwitwete Mutter gezogen. Dezember 1871 trat er aus seinem Lehramt in den Ruhestand, blieb aber in seiner Stellung an der Stadtbibliothek, an der er seit 1857 Unterbibliothekar, seit 1861 Vorstand war. Er war lange Vorsitzender der Verwaltung des Museums, dessen Ausgestaltung ihm sehr viel verdankt. Viele Jahre war er auch Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg, und 1878 verlieh ihm die philosophische Fakultät der Straßburger Universität den Ehrendoktortitel. Sein persönliches

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zusammentreffen mit Jakob Grimm auf der Frankfurter Germanistenversammlung von 1846 war für seine künftige Tätigkeit entscheidend, die sich seitdem im engeren Bezirk des Elsasses ganz in den gleichen Bahnen bewegte, wie die Grimms für Gesamtdeutschland. Am 19. März 1884 ist er in Mülhausen gestorben. Seinem Vater ähnlicher als sein Bruder Adolf, hat er gelegentlich in die politische Erörterung eingegriffen, vor allem aber Zeitschriften gegründet und gut zu leiten gewußt, 1838/9 die Erwinia, 1843/48 mit G. Zetter die Elsässischen Neujahrsblätter, 1850/76 die Alsatia, 11 Bände.

1. Alsatisches Vergißmeinnicht. Str. 1825. (Mit Adolf Stoeber.)
2. Alsabilder. Str. 1836. (Mit Adolf Stoeber.)
3. Gedichte zur Feier des vierhundertjährigen Münsterbaues. 1839.
4. Gedichte. Str. und Heidelberg, 1842. 2. Aufl. Mülhausen, 1867.
5. Drei Ähren im Oberelsaß. Ein Gedichtzyklus. Str. 1873. 2. Aufl. Str. 1877.
6. E Firobe im e Sundgauer Wirtshüs. Mülhausen, 1868.
7. D'Gschicht vum Milhüser un Basler Sprichwort: D'r Fürsteberger vergesse. Mülhausen, 1882.
8. Erzählungen, Märchen, Humoresken, Phantasiebilder und kleinere Volksgeschichten. Mülhausen, 1873.

Vgl. ADB. 36, S. 267/70 und JbGEL. 1, 5—24 (E. Martin); ESch., S. 485/6; NESch., S. 382; Brümmer 7, S. 83/4; Spach 1, S. 78/83; N. Martin, S. 199/205; Schmitt, 38, 335 ff.; H. Ehrismann, Auguste Stoeber, sa vie et ses œuvres. Mulhouse, 1887 (Sonderdruck aus dem Bulletin du Musée historique de Mulhouse).

Zu Seite 44, Zeile 6: Adolf Stoeber, der Sohn Ehrenfrieds und der Bruder Auguste Stoebers, ist in Straßburg am 7. Juli 1810 geboren, besuchte das Protestantische Gymnasium und studierte Theologie daselbst. 1832 wurde er Hauslehrer bei dem Präfekten Sers in Metz, ging 1836 nach Oberbronn, wo seine Mutter und seine Geschwister nach des Vaters Tode wohnten, und war dort als Privatlehrer und in dem einige

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Stunden entfernten Mietesheim als Vikar tätig. September 1839 wurde er Religionslehrer am Gymnasium in Mülhausen und versah von dort aus zugleich die Diasporagemeinde Wesserling. 1840 wurde er Pfarrer in Mülhausen und nahm Mutter und Schwester zu sich. 1848 vermählte er sich mit Emma Rappold, die ihm 1882 entrissen wurde. 1890 trat er nach fünfzigjähriger Tätigkeit als Pfarrer in Mülhausen in den Ruhestand, nachdem er von der theologischen Fakultät zu Straßburg den Doktortitel erhalten hatte, und starb am 8. November 1892.

1. Alsatisches Vergißmeinnicht. Str. 1825. (Mit August Stoeber.)
2. Allsabilder. Str. 1836. (Mit August Stoeber.)
3. Gedichte. Hannover, 1845. 2. Aufl. Str. 1893.
4. Reisebilder aus der Schweiz. St. Gallen, 1850.
5. Neue Reisebilder aus der Schweiz. St. Gallen, 1857.
6. Reformatorenbilder. 16 Gedichte, Basel, 1857.
7. Epheukranz auf das Grabmal einer Heimgegangenen. Mülhausen, 1884.
8. Spiegel deutscher Frauen. Str. 1892.

Vgl. ADB. 36, S. 267 (E. Martin); Brümmer 7, S. 83; ESch., S. 486; NESch., S. 394; Spach 1, S. 83/6; Schmitt, 38, S. 338 ff.; N. Martin, S. 205/9; JbGEL. 9, S. 129—147 mit Bibliographie (E. Martin).

Zu Seite 45, Zeile 12: Vgl. die beiden die gleiche geschichtliche Episode behandelnden Gedichte von Vater und Sohn Stoeber oben S. 76 ff. und S. 162 ff.

Zeile 14: Siehe oben S. 167 f.

Zeile 30: Karl August Candidus ist am 14. April 1817 zu Bischweiler als der Sohn eines reformierten Pfarrers geboren. Seine Kinderjahre verbrachte er in Aßweiler (unweit Saarunion), dem Pfarrdorfe seines Vaters. Von 1832 bis 1837 besuchte er das Protestantische Gymnasium und von 1837 bis 1841 die Universität zu Straßburg, wurde 1841 nach Beendigung seiner theologischen Studien Privatlehrer in Markirch, 1842 Vikar in Altweiler, nahe seinem Geburtsort. Mai 1842 ging er als zweiter Pfarrer nach Nanzig und verheiratete sich 1849 mit Luise Hornus aus Speyer. August 1858 übernahm er die Prediger-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ſtelle an der reformierten Gemeinde in Odeſſa, wo er deutſch und franzöſiſch zu predigen hatte. Nachdem er den Aufſtieg Deutſchlands und die Gründung des Reichs mit begeiſterter Anteilnahme erlebt hatte, erkrankte er im Herbſt 1871 und ſtarb am 16. Juli 1872 zu Feodoſia in der Krim. Das Elſaß hatte er in den letzten 14 Jahren ſeines Lebens nur einmal, 1868, wieder geſehen.

1. Gedichte eines Elſäſſers. Str. 1846.
2. Krekelborn und Hüſterlo. Theologiſche Humoresken. Danzig, 1847. Autographiert.
3. Der deutſche Chriſtus. 15 Kanzonen. Leipzig, 1854.
4. Vermiſchte Gedichte. Leipzig, 1867.
5. „Heimlichi Heimeth" und „An den deutſchen Reichskanzler", zuſammen als Flugblatt erſchienen 1871.

Vgl. Brümmer 1, S. 211; Spach 1, S. 90/95; Schmitt, 38, S. 344; N. Martin, S. 222/7; JbGEL. 2, S. 145—151 (E. Martin); E. Müſebeck, Karl Candidus. Ein Lebensbild zur Geſchichte des religiös-ſpekulativen Idealismus und des elſäſſiſchen Geiſteslebens. München, 1909.

Zu Seite 47, Zeile 37: Gedruckt bei Müſebeck, S. 45/51.

Zu Seite 49, Zeile 8: Das in den „Gedichten eines Elſäſſers", S. 185/7 gedruckte kleine „Melodrama": Der Geiſt des Rieſengebirges im neunzehnten Jahrhundert bezieht ſich auf den Deutſchkatholizismus. Unter dem darin auftretenden Doktor Johannes verbirgt ſich Dr. Johannes Ronge, deſſen nationalkirchliche Gedanken ſich mit den Lieblingsideeen des Dichters berührten; er war geborener Schleſier und wird daher von Candidus mit dem ſchleſiſchen Berggeiſt Rübezahl zuſammengebracht. Durch die Revolution von 1848 ſind die Gedichte „Noahs Geſang" (oben S. 187 f.) und „Gloſſe" (oben S. 189 f.), durch die ſchleswigholſteiniſche Angelegenheit „Hermanns Teſtament" (oben S. 190) angeregt.

Zu Seite 50, Zeile 30: Guſtav Mühl wurde zu Straßburg am 7. Mai 1819 als Sohn wohlhabender Eltern geboren, beſuchte das dortige Proteſtantiſche Gymnaſium, wählte das Studium der Medizin, das er 1847 mit der Doktorpromotion abſchloß,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ohne es jemals praktisch zu verwerten. Sodann begab er sich auf Reisen. Er ging über Stuttgart, München, Weimar nach Berlin, wo er den Winter 1847/8 in regem Verkehr mit dortigen literarischen Größen verbrachte und die Märzrevolution erlebte. Dann kehrte er nach Straßburg zurück, von wo aus er namentlich August Stoeber, mit dem ihn schon 1838/9 die Erwinia zusammengeführt hatte, in seinen Bestrebungen für die Erforschung der elsässischen Volkskunde unterstützte, auch eifrig am Elsässischen Samstagsblatt und an deutschen Zeitschriften, z. B. der Leipziger Illustrierten Zeitung, mitarbeitete. Am 1. Oktober 1853 verheiratete er sich mit der Schwester seines Freundes Candidus. Nach 1870 war seine Tätigkeit hauptsächlich darauf gerichtet, seinen Landsleuten den Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. 1874 nahm er eine Stelle als Bibliothekar an der neugegründeten Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg an, starb aber schon am 26. August 1880. Gattin und Töchter haben aus seinem Nachlaß die Mittel zur Drucklegung eines Katalogs der von ihm verwalteten elsaß-lothringischen Abteilung der Straßburger Bibliothek gestiftet, in deren Räumen eine prächtige Büste sein Andenken verewigt.

Aus dem Elsaß. Gedichte. Str. 1878.

Vgl. ADB. 22, S. 457/8 (Brümmer); Brümmer 5, S. 49/50; Spach 1, S. 95/9; Schmitt, 38, S. 342 ff.; JbGEL. 2, S. 151/5 (E. Martin); F. Mentz im Katalog der elsaß-lothringischen Abteilung der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek, S. IX—XIII; G. Wolfram, Rede bei der Enthüllungsfeier der Büste des elsässischen Dichters Gustav Mühl am 8. Oktober 1911. Str. 1912.

Zu Seite 51, Zeile 23: Siehe oben S. 209 ff.

Zeile 27: Der handschriftliche Nachlaß Mühls ist kürzlich der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek übergeben worden.

Zeile 31 ff.: Siehe oben S. 215 ff.

Zu Seite 52, Zeile 6: Georg Zetter, der sich als Schriftsteller immer Friedrich Otte nannte, ist geboren am 4. März 1819 zu Mülhausen. Er erhielt seine Bildung in einer Erziehungsanstalt zu Lenzburg im Aargau und zu Neuchâtel. Seiner Neigung zum Studium mußte er entsagen und trat 1836 in seiner Vater-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ſtadt in das Haus der Gebrüder Köchlin ein, dem er über dreißig Jahre angehörte. 1842 verheiratete er ſich mit Caecilie Graf, der Tochter eines ſchriftſtelleriſch tätigen Pfarrers. Er liebte beſonders die Schweiz, machte ſich aber auch mit den ſchwäbiſchen Dichtern perſönlich bekannt und war mit den Brüdern Stoeber nahe befreundet. Sein beſonderes Verdienſt iſt die Herausgabe des ſehr gediegenen „Elſäſſiſchen Samstagsblattes", das von 1856 bis 1866 von ihm geleitet wurde, dann aber einging, um 1868 für ein Jahr als zweiſprachiges Blatt zu erſcheinen — eine ſehr bezeichnende Tatſache. Zetter ſtarb am 21. Oktober 1872.

1. Schweizerſagen in Balladen, Romanzen und Legenden. Str. 1840.
2. Schweizerſagen uſw. Neue Sammlung. Baſel, 1842.
3. Gedichte. Baſel, 1845.
4. Aus dem Elſaß. Gedichte. Neue Auswahl. St. Gallen, 1862.

Vgl. Brümmer 8, S. 85; ESch., S. 482; NESch., S. 330; Spach 1, S. 68/75; Schmitt, 38, S. 340; N. Martin, S. 235—240; JbGEL. 3, S. 19—22 (E. Martin); Ph. Ehret, Johann Georg Zetter (Friedrich Otte). Wiſſ. Beilage zum Programm der Oberrealſchule zu Mülhauſen i. E. 1902.

Zu Seite 53, Zeile 2 von unten: B. Dietz, Sammlung kleinerer Gedichte. Str. 1826. J. Leſer, Gedichte. Nebſt literariſchen und hiſtoriſchen Notizen. „Zum Beſten der Polen herausgegeben." Str. 1831.

Über Ch. Engelhardt, die Tochter des Helleniſten Johann Schweighäuſer, Gattin des Altertumsforſchers Moritz Engelhardt, vgl. ESch., S. 468/71; NESch., S. 116; Alſatia 8, S. 422/3; Samstagsbl. 1864, S. 7 f. (Zetter); ſie hat keine Sammlung ihrer Gedichte veranſtaltet und iſt namentlich als Entdeckerin und mundartliche Bearbeiterin der Sage vom Rieſenfräulein von Nideck bekannt geworden.

Letzte Zeile: L. Eſſer, Poetiſche Verſuche. Weißenburg, 1821.

Über G. Dürrbach vgl. Brümmer, 5. Aufl. 1, S. 291; Spach 1, 99—103; Schmitt, 39, 325; N. Martin, S. 233/5; Album Alsacien, 1838, Spalte 73/8 (Spach). Sein Hauptwerk iſt ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

langes Epos „Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter, dichterisch bearbeitet". Zürich, 1836, das den Einfluß von Haller, Wieland und Alxinger verrät, aber, abgesehen von der recht geschickt gehandhabten Stanzenform, nicht viel poetisches Verdienst aufzuweisen hat und schon durch seine Länge von über 1800 Strophen den Leser abschreckt. Außerdem hat er in seiner Jugend ein größeres humoristisches Gedicht „Wehklage armseliger Poeten über ihre traurigen Schicksale auf dieser Welt" (1817), in späteren Jahren „Religiöse Gedichte, größtenteils als Kirchenlieder zu gebrauchen" (Str. 1854) verfaßt.

Zu Seite 54, Zeile 1: Über Jeremias Meyer vgl. ESch., S. 481; NESch., S. 483; Schmitt, 39, S. 325; Alsatia 4, S. 289. Eine Sammlung seiner Gedichte ist nicht erschienen, dagegen 1831 zu Zürich ein längeres Gedicht „Am Rheinfall von Schaffhausen", und die Probe eines kleinen Epos „La Blanca" im Pfeffelalbum (über dieses siehe unten bei Th. Klein).

Über K. F. Boese vgl. ESch., S. 466/7; NESch., S. 72; Schmitt, 38, S. 330. Seine hochdeutsch und in Mundart geschriebenen Gedichte sind nicht gesammelt erschienen. Zum Schillerfest in Algier verfaßte er ein Gedicht, das er „mit einem Lorbeerkranze aus dem Garten der Hesperiden" von Blidah aus einsandte.

Über F. Braun vgl. Alsatia 8, S. 382; Schmitt, 39, S. 326. Braun hat sich in Novellen und Romanen versucht und 1847 mit German Mäurer eine Zeitschrift „Pariser Horen" gegründet, die kein ganzes Jahr lebte. Seine „Poesien" (Heidelberg, 1843) bemühen sich den Heine'schen Ton zu treffen, treffen aber immer daneben. Spach 1, S. 116, schätzt ihn höher ein.

Über K. Bernhard vgl. Brümmer 1, S. 204; ESch., S. 463/4; NESch., S. 42; Alsatia 8, S. 435/8; Schmitt, 38, S. 329; N. Martin, S. 241/2; Samstagsbl. 1864, S. 187/9 (Zetter). „Gedichte eines Straßburgers". Straßburg, 1860, mit einer etwas wunderlichen, aber recht witzigen Einführungsepistel von L. Führer (vgl. über diesen NESch., S. 124).

A. P. Kopp, Einfache Lieder und Gedichte. Str. 1866.

Über Th. Klein vgl. Brümmer 4, S. 7/8; ESch., S. 479; NESch., S. 228; Schmitt, 39, S. 326; Alsatia 8, S. 445/9; Samstagsbl. 1857, S. 19 f. und 1865, S. 81 ff. und S. 87/90 (Zetter);

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

N. Martin, S. 220/2. „Frühlingsblüten". Straßburg 1839; „Lieder". Mülhausen, 1846; „Gedichte". St. Gallen, 1857. Seine Gedichte sind niedlich, aber unbedeutend; er hat jedoch das Verdienst, im „Pfeffelalbum", Colmar, 1859, alle elsässischen Dichter seiner Zeit zum Worte kommen zu lassen. Vgl. über dieses Spach 1, S. 109 ff.

Über A. Angerer vgl. Brümmer 7, S. 243/41; Schmitt, 39, S. 327; N. Martin, S. 240. „Abälard und Heloise". Ein Gedicht in fünf Gesängen. Leipzig und Straßburg, 1857.

Zeile 5: F. Weyermüller ist am 21. September 1810 zu Niederbronn als Sohn eines Zimmermannes und Spezereihändlers und einer frommen Lehrerstochter geboren. 1838 fing er an zu dichten und trat bald als aufrichtig frommer Mann und eifriger Altlutheraner in den Vordergrund des kirchlichen Lebens seiner Gemeinde, die ihn 1852 zum Mitglied des Kirchenvorstands und des Konsistoriums wählte. Sein Lebenlang als Besitzer des kleinen väterlichen Geschäftes tätig, ist er am 24. Mai 1877 gestorben. Seine Kirchenlieder haben bei bekannten Hymnologen wie Eduard Emil Koch und Philipp Wackernagel Anerkennung gefunden.

1. Lutherische Lieder. Halle, 1854.
2. Christus und seine Kirche. Der 45. Psalm in Liedern. Leipzig, 1862.
3. Weihnachtsstimmen. Paris und Str. 1864.
4. Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers. Nürnberg, 1871.
5. Dominikus Dietrich. Hist. Gedicht. Hermannsburg, 1874.
6. Christus und seine Kirche. 2. Aufl. des 45. Psalms, vermehrt um 63 gleichartige Lieder. Hermannsburg, 1875.
7. Harfe und Schwert. Herausgegeben mit biographischen Bemerkungen von der Tochter des Dichters. Gotha, 1881.
8. Geistliche Lieder in einer Auswahl. Her. von F. R. Borchers mit einem Lebensbilde. Kropp, 1887.

Vgl. ADB. 42, S. 271 (Brümmer); Brümmer 7, S. 243/4; Schmitt, 39, S. 332; Haucks Realenzyklopädie für prot. Theologie und Kirche[3], 21, S. 203/5 (A. Lienhard); Weyermüllers Tochter und Borchers in den angeführten Ausgaben der Gedichte.

Zeile 9: Karl Hackenschmidt ist am 14. März 1839 zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Straßburg geboren, studierte hier und in Erlangen Theologie, wurde 1869 Lic. theol. und 1870 Pfarrer in Jägerthal im Unter-Elsaß. Seit 1882 war er als Pfarrer in Straßburg, und zwar seit 1885 an der dortigen Jung-St.-Peter-Kirche tätig. Seit 1879 gab er den Volkskalender „Der gute Bote" heraus, 1896 verlieh ihm die Straßburger theologische Fakultät den Doktortitel. Er ist am 10. November 1915 gestorben.*) Hackenschmidts Gedichte sind, abgesehen von elf als „Vaterlandslieder eines Elsässers", Straßburg, 1871 erschienenen, bisher nicht gesammelt.

Vgl. Brümmer 3, S. 32. Über seinen Vater Christian Hackenschmidt vgl. ebenda; ferner ESch., S. 472/3; NESch., S. 136; Schmitt, 38, S. 332; N. Martin, S. 232/3 und K. Hackenschmidt, Vater Hackenschmidt, ein christliches Handwerkerbild, Str. 1901.

Zu den Gedichten.

Zu Seite 57: Über A. Lamey siehe oben S. 9ff. und 250. „Meine Lieder". (Gedichte, 1839, S. 237.) Der Dichter war damals schon 67 Jahre alt. An die Bardenpoesie Klopstocks erinnert der „Hain", „Braga" (der nordische Gott der Dichtung) und „Thuiskon". Also ist der poetische (unhistorische) Name der Ill. Das Freiheitsideal, dem der Dichter in seinen Jugendgedichten gehuldigt hat, ist in die Ferne gerückt, ein Gedanke, der bei Lamey oft wiederkehrt.

Zu Seite 58: „Der verstummte Sänger". (Blätter aus dem Hain, 1836, S. 57; Gedichte, 1856, 1, S. 55, mit starken Veränderungen.) Zu Strophe 3: Das Schicksal des 1791 gestorbenen Schubart war damals — unverdientermaßen — in aller Munde.

Zu Seite 59: „Erinnerung an den Bundestag". (Gedichte, 1839, S. 58; Gedichte, 1856, 1, S. 85, mit Veränderungen.) Ge-

*) Das vorliegende Buch war schon größtenteils gedruckt, als der ebenso charakter- wie geistvolle verehrte Mann uns entrissen wurde. Vgl. jetzt über ihn auch den prächtigen Nachruf von W. Kapp in der Straßburger Post, Nummer 868 vom 15. November 1915.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

meint ist das Bundesfest (la Fédération), das am 14. Juli 1790 als Jahrestag des Bastillesturms in ganz Frankreich gefeiert wurde.

„Unterwerfung." (Gedichte, 1839, S. 61; Gedichte, 1852, S. 46, sind zwei Strophen zwischen Strophe 2 und 3 eingeschoben.) In der ersten Strophe Anspielung auf Lameys „Dekadische Lieder", siehe oben S. 9 und 250.

Zu Seite 60: „Bonaparte". (Gedichte, 1839, S. 56; 1856 und 1860 mit leichten Veränderungen.) Zeile 1: „Kütt'" = Kitt, hier Mörtel. Das Gedicht charakterisiert Lameys Stellung zu Napoleon. Bei „Eisenbahn" in Strophe 5 ist daran zu erinnern, daß damals der Gebrauch dieses Wortes noch nicht auf das bekannte neuzeitliche Verkehrsmittel beschränkt war, da dieses kaum existierte.

Zu Seite 61: „Der Zeitgang". (Gedichte, 1839, S. 207; 1852 und 1856 mit der Überschrift „Der Fortgang" mit leichten Veränderungen.) Wir würden sagen: „Der Fortschritt".

Zu Seite 62: „Die Fledermaus und die zwei Wiesel". (Gedichte, 1839, S. 19.) Nach Lafontaines Fabel „La Chauve-souris et les deux Belettes" (II, 5) sehr geschickt und kurz übersetzt mit zeitgemäß veränderter Moral.

Zu Seite 63: „Trommelständchen". (Eb., S. 64.) Als Muster von Lameys Scherzdichtungen. Die von zwei trochäisch-daktylischen, den Trommelrhythmus vorzüglich nachahmenden Zeilen unterbrochenen Jamben sind ausgezeichnet auf die komische Wirkung berechnet. Das Strophenschema ist folgendes:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –
⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

Vgl. das Tambourliedchen von Candidus, oben S. 179.

Zu Seite 63: „Die Tonkunst". (Eb. S. 5; mit Änderungen auch 1852 und 1860.)

Zu Seite 64: „Erwin". (Gedichte, 1839, S. 11; 1856, 1, S. 125 und 1860, S. 162 mit leichten Änderungen.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 65: „Des Lebens Abend". (Gedichte, 1839, S. 214; 1856 und 1860 mit Änderungen.) Im Sapphischen Versmaß, nach Klopstocks Vorbild. Unzweifelhaft das schönste von Lameys Gedichten.

Zu Seite 66: Über Ehrenfried Stoeber siehe oben S. 12ff. und 251 f. Vgl. auch S. 229.

„Mein Stern." (Sämtliche Gedichte, 3, S. 223.) Das Gedicht spiegelt die politische Entwicklung von dem Beginn der Revolution durch die Schreckenszeit, das Kaisertum und die Restauration bis zur Julirevolution und zum Bürgerkönigtum wieder.

Zu Seite 68: „Der Gimpelmarkt". (Eb., 2, S. 177.) Dies und das folgende Gedicht sind als einzige Dialektgedichte in die Auswahl aufgenommen worden, weil sie an und für sich zu den besten ihrer Art gehören und E. Stoebers Eigenart weit besser kennzeichnen als seine hochdeutschen Gedichte. Die Wiedergabe der Mundart ist nicht nach den neuen Grundsätzen geändert, sondern die Stoebers. — „Gimpelmarkt" ist die Straßburger Bezeichnung für einen Trödelmarkt, der bis gegen 1890 Freitags auf der jetzt verkehrsreichsten Straße, dem Alten Weinmarkt, an dem übrigens Stoeber im Hause „Zum Drescher", jetzt Nummer 9, wohnte, abgehalten wurde. Altstraßburger Leben ließ sich nirgends besser beobachten. Das hier herrschende Getriebe und Durcheinander ist durch die Schilderung der tausenderlei zum Verkauf gestellten Dinge und durch die von dem Beobachter aufgefangenen Gesprächsfetzen von Verkäufern und Käufern und von sich treffenden Besuchern des Markts wundervoll charakterisiert. Zu besserem Verständnis gebe ich den Inhalt des Gedichts wieder und erkläre dabei die unbekannten Mundartwörter. — Der Dichter erblickt den Pfarrer von Auenheim, einem badischen Dorfe nördlich von Kehl, der vermutlich ein Stammgast des Gimpelmarkts war, und folgt ihm, da er weiß, daß er dann bestimmt auf den besagten Markt gelangt. Dort sieht er die verschiedenartigsten Personen, z. B. einen abgedankten Offizier (à demi-solde), und einen Dorfbürgermeister (Bure-Mär), der alle Leute anrennt, aber den Gerichtsvollzieher, mit dem er gerichtlich zu tun hat, tief grüßt; denn er ist „e bissel scheniert", was hier bedeutet: in Geldverlegenheit. Dazwischen preist ein Verkäufer

ſeinen Trödel an, darunter „e Ziechel" (= Kiſſenüberzug) und „e Surkruttſtändel" (= Sauerkrautfäßchen) uſw. Ein Regiment mit Muſik marſchiert vorbei, dazwiſchen ſchreit es: „Feuer"! es iſt aber nur ein Kaminbrand. Ein kleiner „Sackerdje" (eigentlich der Fluch: sacré-dieu, hier etwa Lausbub) treibt Unfug, ein Briefträger geht vorüber, dann der „Conſcrihändler", d. h. der Mann, der den reichen jungen Leuten, die ihrer Wehrpflicht nicht ſelbſt genügen wollen, einen Einſteher für 1800 oder 2000 Franken verſchafft, was damals erlaubt war, — dann ein Arzt und ein Dichter, der in die Wolken guckt und daher zur Ordnung gerufen wird. Jetzt ſchlängelt ſich eine Poſtkutſche (diligence) durch, während oben auf dem Dach eines Hauſes eine Katze ſpazieren geht und auf der Straße ein Förſter mit ſeinem Hund kommt. Dazwiſchen läutet („bembelt") es wegen des Todes vom Herrn Friedensrichter. Da und dort vernimmt man Fragen nach dem Preis einer Kommode, von „Schaftringen" (= Zinnkraut zum Metallputzen), von einer Kette und einem Seil. Dazwiſchen hört man die liebenswürdige Begrüßung von zwei Juden, Zaudi-Götſchel und Maier (Zaudi ein im Elſaß vorkommender jüdiſcher Familienname, vielleicht aus Zadig, Zadok, Götſchel = Gottfried), und von zwei Frauen. Dann erſcheint eine Krautfuhre, ein betrügeriſcher Bankrottmacher, einige kecke Mädchen, die an den „Pfohl" (= Pranger) gehören, und ein Beſenverkäufer. Aber der Antiquar Städel, der ſeine Bücher unter freiem Himmel feil hält, lockt zum Leſen; ein Dragoner kreuzt den Weg und ein wohlhabend gewordener Bürger. Auf einmal der Ruf „Halt den Dieb (arrête)!" Aufregung, Polizei ... Einige Inſtitutsfräulein ziehen vorbei. Dazwiſchen die Klagen einer Trödlersfrau über ihre Leiden. Dann geht eine Kuh zwiſchen dem Kram durch, ein Gaſſenjunge ärgert einen ſtadtbekannten Idioten, den Krytzelmann (Kreuzelmann), der es nicht vertragen kann, wenn man vor ihm ein Kreuz macht, einige Fraubaſen ſchwatzen, eine Käuferin und ein Verkäufer ſetzen ſich heftig auseinander. Da ſchlägt's zwölf Uhr, die Schule iſt aus, man geht nach Hauſe, wo Sauerkraut und Speck auf einen wartet.

Zu Seite 71: „Odder au nitt". (A. a. O. 2, S. 159.) Skeptiſch-humoriſtiſche Schilderung der Menſchen, wie ſie ſcheinen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie sie sind, der man die Erfahrung des Notars und Advokaten anmerkt. Strophe 1: Owe = Abend; Stiwwel = Stübchen; klauj = klage. Strophe 2: thyri = teuere. Strophe 3: üwerrhiniſch = rechtsrheiniſch (hochdeutſch). Strophe 4: verdreijt = verdreht; Byttel = Beutel; ußg'feijt = ausgefegt; Gant = Bankrott; velli = völlig. Strophe 5: Gittſchel = Kutſche; Walle = Schleier (voile). Strophe 6: uß ze laije = auszulegen; grine weinen; enanderno = hintereinander. Strophe 7: Schnützer = = Schnurrbart; Bumme = Kanone. Strophe 8: Dummele = Dummkopf.

Zu Seite 73: „Des greiſen Sängers Troſtgeſang". (Eb. 1, S. 117.)

Zu Seite 74: „An den Tod". (Eb. 1, S. 96.) Das Geſchick des jugendlich verſtorbenen Dichters Hölty (1748—1776) lag der Biedermeierzeit ſehr am Herzen (S. 75, Mitte).

Zu Seite 76: „Kaiſer Sigismund in Straßburg". (Eb., 1, S. 39.) Den Stoff, der in älterer Geſtalt in einer im ſechzehnten Jahrhundert entſtandenen Fortſetzung des Jakob Twinger von Königshofen (Ausgabe von Schilter, S. 144) vorliegt, kannte E. Stoeber vermutlich aus Bernhard Hertzog, Edelſaſſer Chronik, Straßburg 1596, S. 96. Vgl. Aug. Stoeber, Sagen des Elſaſſes. Neue Ausgabe von C. Mündel, II, 1896, S. 206. Die Sache ſpielt im Juli 1414. Der Kaiſer war in dem nach einer Kapelle des heiligen Lukas benannten Luxhof abgeſtiegen, der, damals als „Lohnherrnhof" ſtädtiſches Gebäude, heute eine große Gaſtwirtſchaft iſt, die mit einem Bild des Kaiſers geſchmückt iſt. „Zum Hohen Steg" hieß eine der adeligen Trinkſtuben Straßburgs, an der Straße gleichen Namens, heute Nummer 13, gelegen (Strophe 7). Das Haus Ferkelmarkt 1 (unteres Ende der Korduangaſſe), wo die Straßburger Damen dem Kaiſer die Schuhe kauften (Strophe 10), trägt heute noch einen prächtigen Schnabelſchuh als Windfahne. — Das Gedicht iſt hauptſächlich deswegen abgedruckt, damit man an ihm und dem ſeines Sohnes Adolf, das den gleichen Gegenſtand behandelt (ſiehe oben, S. 162 ff.), den Unterſchied der Kunſt von Vater und Sohn erkenne.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 79: Über G. D. Arnold siehe oben, S. 13, 15, 22, 29 und 252.

„Lied des Pfarrers aus dem „„Pfingstmontag"". (Ausgabe der Gesellschaft für Elsässische Literatur, 1914, S. 177.)

Zu Seite 81 „Die Rosen". (Alsatisches Taschenbuch für 1808, S. 78 ff., mit leichten Änderungen abgedruckt in Rauters Ausgabe des Arnold'schen „Pfingstmontags".) Der Inhalt des Gedichts ist der Niederschlag des Schmerzes über den Tod eines geliebten Mädchens, vermutlich desselben, auf deren Hingang die von Marckwald in der Einleitung zu der angeführten Ausgabe des „Pfingstmontags", S. XV, erwähnte Elegie gedichtet ist. „Die Rosen" sind unzweifelhaft die reifste und abgeklärteste poetische Schöpfung Arnolds, zeigen sich allerdings sehr stark durch Goethes „Euphrosyne" beeinflußt.

Zu Seite 83: „Wehrlied für die beiden Regimenter der Elsässischen Lanzenträger zu Pferd". (Als Flugblatt erschienen.) Vgl. S. 13.

Zu Seite 85: Über K. Fr. Hartmann siehe S. 15 f. und S. 252 f.

Zu Seite 85: „Meinem Elsasse". (Alsatische Saitenklänge, 1848, S. 112.) Vgl. S. 16. Bei diesen Dichtern bedeutet Franke immer Franzose, Frankenland Frankreich.

Zu S. 86: „Erklärung". (A. a. O. S. 236.)

Zu Seite 87. „Landes Art, Landes Sitte". (Eb. S. 237.) Das in einer ungewöhnlichen, aber prächtigen Strophenform gehaltene Gedicht macht den Eindruck, als ob es zu früh abbräche. Der leitende Gedanke, daß nämlich die Deutschen, wenn sie die Taten der Franzosen seit 1789 getan hätten, ihre Leistungen ganz anders herausstreichen und ihre Gegner ganz anders herunterreißen würden, als die Franzosen es tun, ist klar.

Zu Seite 88: „Alsatenstimme an der Rheingrenze". (Eb., S. 255.) Aus welchen Gründen dies dreiundvierzig Strophen lange Gedicht hier abgedruckt wird, ist oben S. 253 angegeben. Der Gedankengang ist folgender: Der Dichter wird sich durch den Haß der Deutschen gegen die Franzosen und namentlich gegen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Elsässer nie dazu bestimmen lassen, deutsche Art zu hassen (Strophe 1—5). Von Deutschland im Stiche gelassen, wurde das Elsaß französisch (Strophe 6—8). Was sollen wir jetzt tun? Zu Aufruhr und Hochverrat werden die Deutschen uns nicht verleiten wollen (Strophe 9—12). Auch ziehen wir den französischen Staat der erbärmlichen deutschen Vielstaaterei vor (Strophe 13—15). Die Deutschen haben ihr politisches Mißgeschick seit 1789 selbst verschuldet (Strophe 16—24) und grollen mit Unrecht Frankreich und Napoleon (Strophe 25). Die Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft war sehr wenig ruhmvoll, ging über das Notwendige hinaus und wurde zur Rache (Strophe 26—33). Der Dichter hat allen Grund, auf sein Vaterland Frankreich stolz zu sein (Strophe 34—35); doch ist er fern vom Hasse gegen Deutschland und verkündigt das Evangelium der Völkerliebe, im besondern der Liebe zwischen Deutschen und Franzosen, die sich am Rhein die Hand reichen sollen (Strophe 36—43).

Zu Seite 95: Über L. Spach siehe oben, S. 19—26, 39—41, 42 und 253 ff.

„Ich frage nie, woher usw." (Gedichte, S. 66.)

Zu Seite 96: „Der Liebe Ruhe". (Eb., S. 4.)

Zu Seite 97: „Das Unaussprechliche". (Eb., S. 14.) Zu Str. 1: Die Nymphe Echo wurde von Juno aus ihrer Nähe verbannt und der Sprache beraubt bis auf die letzten Worte, die sie dem Anredenden zur Antwort wiederholen durfte. Auf Erden verzehrte sie sich, da der schöne Narcissus ihre Liebe verschmähte, vor Gram, bis nichts von ihr übrig blieb als ihre Stimme. Zu Str. 5: Apollo wird, weil er die Kyklopen getötet hat, von Zeus aus dem Himmel verbannt und hütet auf Erden die Herden des Königs Admetos von Pherä in Thessalien.

Zu Seite 98: „Die Weide und die Wiese". (Eb., S. 9.) Darüber als Motto die Verse aus dem berühmten Gedichte Byrons „Fare thee well":

Love may sink by slow decay,
But by sudden wrench, believe not,
Hearts can thus be torn away.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Clement Marot". (Eb. S. 127.) Clement Marot (1495 bis 1544), der Günstling von Margarete, der Schwester König Franz I., erst Herzogin von Alençon, dann Königin von Navarra, die selbst als Dichterin und Schriftstellerin bekannt ist. Marot ist nicht eigentlich wegen seiner Neigung zu Margarete, sondern wegen seiner protestantischen Gesinnung zeitweise eingekerkert worden.

Zu Seite 100: „Morgengenuß". (Eb., S. 8.)

Zu Seite 101: „Nicht lange mehr!" (Eb., S. 16.)

Zu Seite 102: „In der Nacht". (Eb., S. 124.)

Zu Seite 103: „Die Tiber fließt usw.". (Eb., S. 171.)

Zu Seite 104: „Der Peters-Dom und das Straßburger Münster". (Eb., S. 149.)

Zu Seite 105: „Rückkehr". (Eb., S. 180.)

Zu Seite 108: Über D. Hirtz vgl. S. 34ff., 41 f. und 256.
„Meine Leiden und Freuden". (Gedichte, 1838, S. 119.) Zu Strophe 3: Hirtz spricht Morphé-us. Es ist schade, daß der Dichter zu Pegasus, Aganippe und Helikon seine Zuflucht nimmt.

Zu Seite 110: „In der Münsterkrone". (Eb., S. 117.) Zu Strophe 11: Das Krontal, aus dem der wundervolle rote Sandstein des Münsters stammt, liegt westlich von Straßburg zwischen Marlenheim und Wasselnheim. Zu Strophe 13 und 14: Hirtz nimmt als erwiesen an, daß Erwin aus Steinbach südlich Baden-Baden stammt, wo ihm übrigens gerade in jenen Jahren (1844) von dem Straßburger Bildhauer Friedrich ein Denkmal errichtet wurde.

Zu Seite 113: Über August Stoeber siehe oben S. 43 und 257 f.
„An das rheinische Odeon". (Gedichte, 1842, S. 65.) Das rheinische Odeon ist ein von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler 1836/40 herausgegebenes Jahrbuch, zu dem Aug. und Ad. Stoeber gelegentlich Gedichte beisteuerten.
„Lebensbild". (Gedichte, 1867, S. 32.)

Zu Seite 114: „Das Herz". (Eb., S. 22.) Bezieht sich vielleicht auf Spach, dem die „Äolsharfe" geläufig war. Vgl. dazu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oben, S. 31, wo Reuß mit augenscheinlicher Anspielung auf Spach den Ausdruck „verstimmte Windharfe" gebraucht.

„An einen Dichter". (Eb., S. 43.) Dieses wie das folgende Gedicht zielen jedenfalls auf Spach.

Zu Seite 116: „Ein Zeitbild". (Eb., S. 52.) Vgl. oben S. 26 und 255.

Zu Seite 117: „Die alte gallische Muse". (Eb., S. 63.) Mit der Aufführung des „Hernani" erfocht Victor Hugo 1830 einen ersten großen Sieg für die französische Romantik.

Zu Seite 118: „Der Wasgau zum Schwarzwald". (Eb., S. 53.) Die Umänderung der Überschrift in „Wasgau und Schwarzwald", wie sie die Auflage der Gedichte von 1867 bringt, ist irreführend; denn das ganze Gedichtchen ist dem Wasgau in den Mund gelegt.

„Das Münster in der Sternennacht". (Eb., S. 27.)

Zu Seite 119: „Auf dem Straßburger Münster". (Gedicht, 1867, S. 53.) Die in Strophe 6, 7 und 8 genannten Örtlichkeiten sind abwechselnd solche des Schwarzwalds und der Vogesen: Baden-Baden, Mummelsee und Staufenberg, der Schauplatz der Undinensage, im Schwarzwald, der See am Großen Belchen, Hohkönigsburg und Hohenburg (der ältere Name für das Kloster Odilienberg) in den Vogesen.

Zu Seite 121 ff.: „Weinblütphantasien auf Hohkönigsburg". (Gedichte, 1867, S. 225 ff.) Verfaßt 1845. Wenn wir nicht wüßten, daß Viktor Scheffels „Trompeter von Säckingen" erst fast zehn Jahre später erschienen ist, sollte man meinen, dies prächtige, von echtem dichterischem Humor getragene Gedicht sei durch jenen angeregt; jedenfalls ist die frohe Weinlaune und selbst deren Ausdruck im einzelnen dem Scheffelschen so ähnlich, daß man auf den gleichen Verfasser raten könnte. Auch die metrische Form, der getragene vierfüßige Trochäus, der mit dem lustigen Inhalt so heiter kontrastiert, ist die gleiche, mit der Scheffel und später W. Busch ihre Triumphe feierten. — Zeile 27: Zellenberg, südlich Rappoltsweiler. Zeile 46: Strohwein, schwerer, aus Trauben, die man abgepflückt noch längere Zeit der Sonne ausgesetzt hat,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

gekelterter Wein, wie man ihn in Reichenweier und Umgegend bereitet. Zeile 209: Zwischen Oberbronn und Rothbach, Anspielung auf Aug. Stoebers Aufenthalt in Oberbronn von 1833 bis 1838. Zeile 215: Das Falkensteiner Küperlein. Die Sage darüber bei Stoeber-Mündel, Sagen des Elsasses, 2, S. 157 und Aug. Stoebers Gedicht (Gedichte, 1867, S. 205.) Zeile 219: Die Sage bei Stoeber-Mündel, 2, 156, das Gedicht in der Ausgabe von 1867, S. 202. Zeile 227: Stoeber-Mündel, 2, S. 180, Stoeber, Gedichte, 1867, S. 212. Zeile 231: Nach Stoebers Bemerkung war der Wolxheimer Napoleons Tischwein, wenn er in Straßburg weilte. Zeile 246: Von den hier genannten Weinen gilt der alte Spruch:

Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannen,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land.
Doch gegen den Reichenweierer Sporen (siehe Zeile 267)
Haben sie all' das Spiel verloren.

In Arnolds „Pfingstmontag" (Ausgabe der Ges. f. Els. Lit., S. 182) singt Starkhans:

Strohwyn, Kläwner, Finkewyn
Duen wie Sold im Becher,
Kydderle-n-un Rangwyn sinn
D'ärgste Wadebrecher.

Zeile 257: Kitterle ist ein Gebweilerer Wein. Zeile 265: Finkenwein vom Finkenberg bei Molsheim; Heiligenstein, Weindorf am Fuße des Odilienbergs. Zeile 267: Reichenweier, südlich von Rappoltsweiler. Zeile 268: siehe oben zu Zeile 27. Zeile 269: Oberberger, Wein von Oberbergheim, jetzt nur Bergheim genannt, bei Rappoltsweiler; St. Pilt am Fuß der Hohkönigsburg. Zeile 418/9: Das Jahr 1846 wurde ein ausgezeichnetes Weinjahr.

Zu Seite 136: Über Adolf Stoeber vgl. oben S. 44 f. und 258 f.

„An Dichter und Leser". (Gedichte, 1845, S. 3.)

Zu Seite 137: „Der Sternenhimmel". (Eb., S. 10.)

Zu Seite 138: „Finstere Nacht". (Eb., S. 68.) Vgl. das folgende.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 139: „Der hinscheidende Dichter". (Eb., S. 73.)

Zu Seite 141: „Der Kuß der heiligen Cäcilia". (Eb., S. 177.) Vgl. das folgende.

Zu Seite 142: „An Ludwig Uhland". (Eb., S. 63.)

Zu Seite 143: „Die Glocken bei der Enthüllung der Statue Schillers". (Eb., S. 65.) Das von Thorwaldsen entworfene, von Stiglmayer gegossene Denkmal wurde 1839 in Stuttgart enthüllt.

Zu Seite 145: „Eisgang". (Eb., S. 15.)

Zu Seite 146: „Der Bergwald im Herbst". (Eb., S. 36.)

Zu Seite 147: „Der Bäume Gedanken". (Eb., S. 44.)

Zu Seite 149: „Strom und Wolke". (Eb., S. 57.) Man wird die Anregung, die „Mahomets Gesang" von Goethe zu diesem Gedichte gegeben hat, nicht verkennen; um so überraschender wirkt die Selbständigkeit des jungen Dichters — das Gedicht ist 1834 entstanden — und die durchaus eigenartige Wendung, die er ihm durch die Beziehung auf das Gute und das Schöne, die einer Wurzel entsprossen, sich an einem Ziele vereinigen, gegeben hat.

Zu Seite 151: „Meine Welt". (Eb., S. 86.)

Zu Seite 152: „Die Tonleiter". (Eb., S. 84.)

Zu Seite 153: „Adlerhorst". (Eb., S. 90.) Anm. des Dichters: „Adlerhorst, ein durch sein Echo berühmter Felsen bei dem obern See von Killarney in Irland". Da Ad. Stoeber selbst nicht in Irland war, so vermute ich ein englisches Gedicht als Vorlage, die ich aber nicht habe ausfindig machen können.

Zu Seite 155: „Das verkannte Herz". (Eb., S. 83.)
„Die Münsterrose". (Eb., S. 128.)

Zu Seite 157: „Beim letzten Abendsonnenblick". (Eb., S. 8.) Dies Gedicht erhält seine besondere Bedeutung für den, der die Sonnenuntergänge zwischen Schwarzwald und Vogesen kennt.

Zu Seite 158: „Rechtfertigung". (Eb., S. 138.)
„Lichtfreunde". (Neujahrsbl. 1846, S. 93.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 160. „Der Läufer von Glarus". (Gedichte, 1845, S. 161.) Der Grenzstein liegt etwa zehn Kilometer von Linthal am Beginn des Urner Bodens an der Klausenstraße.

Zu Seite 162: Kaiser Sigismund in Straßburg". (Eb, S. 186.) Vgl. E. Stoebers Gedicht mit der gleichen Überschrift, oben, S. 76 ff., und die Anm. dazu. Die Schulung an Uhland zeigt sich z. B. in der Verwendung der modernen Nibelungenstrophe, die hier achtzeilig geschrieben ist, da sich auch die Halbzeilen reimen.

Zu Seite 164: „Heiliger Zorn". (Eb., S. 99.) Gegen Spach gerichtet, vgl. oben S. 26 und JbGEL. 9, S. 133.

Zu Seite 167: „Preis der deutschen Sprache". Dies und die beiden folgenden Gedichte sind in anderer Reihenfolge unter der gemeinsamen Überschrift: „Für Deutschland. Von einem Elsässer". im Stuttgarter Morgenblatt vom Januar 1847, S. 3 ff. und S. 13, erschienen.

Zu Seite 169: „Germanias Bild". Vgl. das vorige. Die in den Strophen 3, 4 und 5 zwischen „deutsch" und „deuten" hergestellte Beziehung findet sich auch bei Candidus in folgendem Distichon (Neujahrsbl. 1846, S. 261):

Frank, ihr seid es, o Franken; ihr Deutschen deutet mit [Tiefsinn;
Weise drum hat euch ein Gott nebeneinander gesetzt.

Zu Seite 170: „Die Germanisten im Kaisersaal zu Frankfurt". Vgl. die beiden vorigen Gedichte. Des Dichters Bruder August war 1846 auf dem Germanistentage in Frankfurt a. M. mit Jakob Grimm und Ludwig Uhland zusammengetroffen, siehe oben S. 257/8.

Zu S. 171: „Des Rheines Talweg". Schon 1846 in den Neujahrsbl. erschienen, wieder abgedruckt in den „Deutschen Stimmen aus dem Elsaß", 1871, S. 30.

Zu Seite 172: „Das Rettungsboot", zuerst im Album der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, 1883, erschienen, von E. Martin JbGEL. 9, S. 135 wieder abgedruckt.

Zu S. 173: „Elsaß ein — Venetien"? Deutsche Stimmen aus dem Elsaß, S. 58.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Zur Versöhnung". (Eb., S. 57.) In der drittletzten Zeile sind Johann Friedrich Oberlin, der Förderer des verwilderten Steintals in den Vogesen (geb. 1740 zu Straßburg, gest. 1826 zu Waldersbach), und Philipp Jakob Spener, der Vater des Pietismus (geb. 1635 zu Rappoltsweiler, gest. 1705 zu Berlin), beide jedenfalls wegen ihrer großen Menschenliebe, genannt; die Erwähnung dieser elsässischen Theologen lag dem Dichter besonders nahe.

Zu Seite 174: Über K. A. Candidus siehe oben S. 45 ff. und 259 f.

„Wiegenlied für einen Müden". (Vermischte Gedichte, 1867, S. 76 und Gedichte eines Elsässers, 1845, S. 36.) Fast ausschließlich Reime mit i!

Zu Seite 175: „Frühlingsanfang". (Verm. Ged., S. 17.)

„Geheimnis". (Eb., S. 32.) Komponiert von Brahms.

„Sommerfäden" (Eb., S. 25.) Komponiert von Brahms.

Zu Seite 176: „Schwermut" (Eb., S. 16.) Komponiert von Brahms.

„Tröstung" (Eb., S. 21.) In den Gedichten eines Elsässers, 1846, findet sich nur die erste Strophe, und zwar mit der andern Lesart der beiden letzten Zeilen:

Wenn sich seine Scheibe füllt,
Ist auch wohl dein Schmerz gestillt.

Die spätere Fassung hat also das Bild vom Schifflein durchgeführt, was unzweifelhaft eine Verbesserung bedeutet.

„Lerchengesang". (Eb., S. 19.) Komponiert von Brahms.

Zu Seite 177: „Alte Liebe" (Eb., S. 11.) Komponiert von Brahms.

Zu Seite 178: „Einen Stern am Himmel lieben". (Eb., S. 127.)

„Gewinn". (Eb., S. 77.)

Zu Seite 179: „Tambourliedchen". (Eb., S. 22.) Komponiert von Brahms. Vgl. Lamey's Trommelständchen, oben S. 63.

„Jägerlied". (Eb., S. 13.) Komponiert von Brahms.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 180: „Röslein rot und Rittersporn". (Eb., S. 152.)
„Hanſels Tränklied". (Eb., S. 89.)

Zu Seite 181: „Parabel". (Eb., S. 80.) Schon 1845 in den Gedichten eines Elſäſſers in etwas anderer Faſſung und mit der reichlich gelehrt-theologiſchen, aber gutverſtändlichen Überſchrift: Pelagianismus, Semipelagianismus und Auguſtinianismus.
„Lehre". (Eb., S. 82.)

Zu Seite 182: „Ein Straßburger Sprichwort". (Eb., S. 100.) Das in Zeile 7 und 8 erwähnte Straßburger Sprichwort findet ſich in Arnolds „Pfingſtmontag", Ausgabe der Geſ. f. Elſ. Lit., 1914, S. 105:

D'Hund naue-n-au kein Bain,
Wo gar nix dran iſch meh.

Das Gedicht hat natürlich auch einen polemiſch-theologiſchen Hintergrund.

Zu Seite 183: „Etwas von Junker Jürgen". (Eb., S. 150.) Junker Georg oder Junker Jürgen wurde Luther während ſeines Aufenthalts auf der Wartburg von Mai 1521 bis März 1522 genannt.

Zu Seite 185: „Pfalzgraf Friedrich II." (Eb., S. 72 mit einigen formellen Beſſerungen gegenüber der älteren Faſſung in den Ged. e. Elſ., 1846, S. 77.) Pfalzgraf Friedrich II., geb. 1482, Kurfürſt 1544–1556. Middelburg, Stadt auf der holländiſchen Inſel Walcheren. Erherzog Karl, der ſpätere Kaiſer Karl V., damals noch ganz jung. Die Geſchichte ſpielt ſpäteſtens 1517. Den Stoff und auch wohl die Anregung zu dieſem Gedicht fand Candidus in Annalium de vita et rebus gestis illustrissimi principis Frederici II. Electoris Palatini libri XIV authore Huberto Thoma Leodio, eiusdem consiliario. Francofurti, 1624, S. 51 f.

Zu Seite 186: „Ouvertüre". Als Vorrede zu „Krekelborn und Hüſterlo" (oben S. 46 ff.) 1847 erſchienen, in den „Vermiſchten Gedichten", 1867, mit leichten formalen Änderungen und unter Fortlaſſung der letzten Strophe wieder abgedruckt; hier ſchließt die vierte Strophe: „Zu heben Reinharts Schatz ſei ich ermächtigt". Die Fremdwörter in Strophe 2 und 3 ſind auffallend, bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einem so bewußten Künstler wie Candidus aber jedenfalls nicht unbeabsichtigt, die Betonung „Systőle" klingt uns sehr hart, ist aber im Grunde nicht schlimmer als die allgemein angenommene „Symbőle"; denn griechisch sind beide o kurz.

Zu Seite 187: „Noahs Gesang". (Verm. Gedichte, S. 119.) Unter der eigentümlich orientalisch anmutenden Form verbirgt sich des Dichters Ansicht über die Revolution von 1848.

Zu S. 189: „Glosse". (Eb., S. 117.) Die glossierte Strophe ist die letzte des Arndt'schen Gedichts „Der Mann" (1811), siehe Arndts Gedichte, Berlin, 1860, S. 189/90.

Zu S. 190: „Hermanns Testament". (Eb., S. 122). Das alte Handwerksburschen- und Studentenlied „Es, es, es und es, Es ist ein harter Schluß" usw. war Candidus sehr vertraut; z. B. singt es in den „Neuesten Göttergesprächen" (siehe oben S. 79) der 1866 von Frankfurt abziehende Bundestag; daher die eigenartige Form des vorliegenden Gedichtchens. Vgl. „Das Herz" von Aug. Stoeber, oben S. 114, und im übrigen Müsebeck, Carl Candidus, S. 28 und 74.

Zu Seite 191: „Heimlichi Heimeth". Zuerst erschienen in der „Straßburger Zeitung", dann als Flugblatt (siehe oben S. 260 und Müsebeck, a. a. O., S. 80/1), verfaßt unmittelbar nach der Einnahme Straßburgs (28. Sept. 1870). Den Sinn des Gedichtes versteht nur, wer die mundartliche Bedeutung von „heimlich" kennt; es bedeutet nämlich „behaglich, gemütlich", auf einen Ort bezogen einen solchen, an dem man sich zu Hause fühlt. Der Sinn des Gedichts ist dementsprechend folgender: Es ist herrlich, daß wir mit Deutschland wieder vereinigt werden, das Schönste aber ist, daß wir uns unseres elsässischen Deutschtums wieder freuen, es genießen dürfen, daß wir „ditsch bliwe" dürfen, ohne fürchten zu müssen, vom Franzosentum allmählich verschlungen zu werden. Ein alter Freund von Candidus, Pfarrer Michel in Rappoltsweiler, der Gatte der unter dem Namen Marie Rebe bekannten Schriftstellerin, dämpfte des Dichters Jubel etwas, indem er ihm folgende Zeilen sandte:

„Heimlichi Heimeth"!? Mein treuer Kam'rad,
Schweig doch — das klingt ja wie schnöder Verrat!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Steht auch die Firma Odessa dabei —
Pfarrer! Verräter! ist jetzt einerlei.
Noch ist den Leuten getrübt der Verstand:
Baumwoll'ne Junker rumoren im Land.
Doch dies Rumoren ist auch bald vorbei,
Dann erst heißt's offen: „Mein' Heimat, juhei!"

(Müsebeck, a. a. O., S. 82.)

Zu Seite 192: Über G. Mühl siehe oben S. 50ff. und 260 f. „Die Lieblingslieder". (Aus dem Elsaß, 1878, S. 1.)

Zu Seite 193: „Wiedererwachen". (Eb., S. 44.)

Zu Seite 194: „Erstes Finden im Lenze". (Eb., S. 6.)

Zu Seite 195: „Pan schläft". (Eb., S. 53.)

Zu Seite 197: „Wenn die blauen, tiefen Lüfte". (Eb., S. 18.) „Nach einem glücklichen Tage". (Eb., S. 15, auch im „Pfeffelalbum" [siehe oben S. 264], S. 247.)

Zu Seite 198: „Erster Schnee". (Eb., S. 10.)

„Dämmerung". (Eb., S. 20.)

Zu Seite 199: „An den Mond". (Eb., S. 40.)

Zu Seite 201: „Des Mondes Gang am Abend". (Eb., S. 22.)

Zu Seite 204: „Da fühl' ich mich erst ganz allein". (Eb., S. 42.)

Zu Seite 205: „Die Überraschung". (Eb., S. 34.)

Zu Seite 206: „Sokrates". (Eb., S. 56.) Zu Strophe 3: Thrasybul hatte 403 Athen von den dreißig Tyrannen befreit, nicht lange danach begann der Prozeß gegen Sokrates. In Strophe 4 und 5 handelt es sich um folgendes: Altem Brauche zufolge durfte während der dreißig Tage, die das Staatsschiff mit der athenischen Festgesandtschaft, der Theoria, zu dem großen Apollofest, das in Delos zur Erinnerung an die durch Theseus erfolgte Befreiung Athens von dem kretischen Menschentribut gefeiert wurde, abwesend war, in Athen niemand hingerichtet werden. Die Rückkehr des Schiffes — Salaminia war sein Name — bedeutete also für den zum Tode verurteilten Sokrates das Ende.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 209: „Schienenweg". (Eb., S. 162 ff.) Vgl. oben S. 51. Zeile 14—18 weist auf die Photographie, Zeile 19—21 auf die Narkose (das Chloroform), Zeile 22—27 auf die Telegraphie in prächtig gewählten Worten hin. Zu Zeile 99: Das Zeichen zur Abfahrt wurde früher mit einer kleinen Trompete gegeben; in Zeile 100 und weiterhin öfter findet sich das Wort „Dampfer" für die Lokomotive, was an und für sich ganz natürlich ist, da „der Dampfer" eigentlich ja eben „der Dampfende" bedeutet; wenn wir jetzt unter Dampfer immer nur das Dampfschiff verstehen, so ist das eine spätere willkürliche Einschränkung des Sprachgebrauchs.

Zu Seite 215: „Die Sage von der Zukunft". (Eb., S. 129.) Als Fortsetzung von Rückerts Barbarossagedicht und im gleichen Versmaß gedichtet.

Zu Seite 216: „Die Wacht auf den Vogesen". (Eb., S. 131.)

Zu Seite 217: „Ein elsässischer Gruß an Kaiser Wilhelm I." (Eb., S. 149.)

Zu Seite 219: Über G. Zetter siehe oben S. 52 und 261 f.

„Mit der ersten Auflage meiner Gedichte". (Aus dem Elsaß, S. 43.)

Zu Seite 220: „Mitternacht". (Eb., S. 6.)

Zu Seite 221: „Berglied". (Eb., S. 23.)

Zu Seite 223: „Alpensonette". (Eb., S. 17 und S. 25.)

Zu Seite 224: „Bruder Einsiedel". (Eb., S. 27.) Das Gedicht knüpft an eine mechanische Spielerei an, die sich in der sog. Eremitage bei Arlesheim (unweit Basel) befindet, und setzt sie in geistreicher Weise zu den Strömungen der Zeit in Beziehung.

Zu Seite 226: „Otfried". (Eb., S. 85.)

Zu Seite 227: „Gottfried von Straßburg". (Eb., S. 91.)

„Erwin von Steinbach". (Eb., S. 90.)

Zu Seite 228: „Sebastian Brant". (Eb., S. 95.)

„Jakob Sturm". (Eb., S. 97.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 229: „Ehrenfried Stoeber". (Eb., S. 106.) Siehe oben S. 12 ff., 66 ff. und 251 f.

„Adam Walther Strobel". (Eb., S. 109.) Strobel, 1792—1850, tüchtiger Gelehrter und Verfasser einer sehr gediegenen und gründlichen Geschichte des Elsasses.

Zu Seite 230: „Friederike von Sesenheim". (Eb., S. 102.)

Zu Seite 231: „Epistel an August Stoeber". (JbGEL. 1, S. 17 ff.) Vgl. oben S. 43, 113 ff. und 257. Das Försterhaus ist Forsthaus Daumen über Oberbronn. In Zeile 50 steht wirklich „unverwälschter" Wein im Druck, soll aber doch wohl „unverfälschter" heißen. Zu Zeile 56 vgl. oben S. 126. In Zeile 87 sind Windstein, Arnsberg und Wasenstein genannt. Nahe Oberbronn liegen die Ruinen Groß-Arnsburg und Wasenburg, etwas entfernter, nordöstlich von Niederbronn, die Burgen Alt- und Neu-Windstein. Aug. Stoeber teilt Sagen von Arnsburg oder Arnsberg (vgl. übrigens oben S. 127 und die Anm. dazu), von Windstein (vgl. oben S. 242) und von Wasigenstein oder Wasgenstein mit, siehe Stoeber-Mündel, Sagen des Elsasses, 2, S. 156 f., 162 ff. und 171 f. Der Wasigenstein liegt aber von Oberbronn etwa sechs oder sieben Stunden entfernt. Zetter hat sich hier also eine dichterische Freiheit erlaubt, die ihm bei diesem Traumgesicht, bei der Unsicherheit, die über die Benennung der Ruinen im Volksmunde herrscht, und bei der freundlichen Absicht, seinen Freund als Sagenerzähler zu feiern, nicht zu verübeln ist. Zu Zeile 102: Schatzgräber spielen überall, Gespenstertiere besonders im Elsaß in der Sage eine große Rolle. In Zeile 106 ff. ist auf die Oberbronner Sage von der Totenhemden waschenden weißen Frau angespielt, vgl. Stoeber-Mündel, 2, S. 160.

Zu Seite 234: „Am Schillerfeste". (Eb., S. 36.) Siehe oben S. 53.

Zu Seite 237: Über F. Weyermüller siehe oben S. 54 und 264.

„Vorgruß". (Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers, S. 3.)

Zu Seite 238: „Der Christ hat auch ein irdisch Vaterland". (Eb., S. 22.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zu Seite 239: „Eins gegen sechzehn". (Eb., S. 36.) Unmittelbar nach dem Kriege von 1870/1 erschienen bei Schweighäuser in Basel 16 „Elsässische Sonette", deren Sprache edel, wenn auch nicht gerade schwungvoll war. Liebe zu Frankreich trotz der Niederlage ist ihr Hauptinhalt; die „blutigen" Feinde werden gewarnt, übermütig zu sein, und darauf aufmerksam gemacht, daß sich die eroberten Länder nicht beugen würden. Im sechsten Sonett heißt es:

Man prüfet still des Leides herbe Lehre,
Man sammelt eifrig, schweigend, inn're Schätze,
Daß echter Seelenadel neu sich mehre.

Darauf ist in Zeile 11 des Weyermüller'schen Sonetts hingewiesen. — Vielleicht darf man die Vermutung wagen, daß der Verfasser der Sonette August Schneegans, der spätere Kaiserlich Deutsche Konsul in Messina und Generalkonsul in Genua, war, der, damals noch französischer Patriot, sich kurz nach der Einnahme Straßburgs und nach dem Kriege in der Schweiz aufhielt und zu solch einer poetischen Leistung in deutschen Versen fähig gewesen wäre.

Zu Seite 240: Über K. Hackenschmidt, siehe S. 54 und 264 f.

„Jugendschwärmen". (Vaterlandslieder eines Elsässers, S. 28.)

Zu Seite 242: „Windstein und Wörth". (Aus Graf Eckbrecht Dürckheim, „Erinnerungen alter und neuer Zeit". 4. Aufl. Neue Ausgabe in einem Band. Stuttgart, 1910, S. 19 ff.) Die Verteidigung der beiden Burgen Windstein durch ihren Besitzer, den kurpfälzischen Obersten Wolf Friedrich v. Dürckheim, war tatsächlich die letzte Gegenwehr des Landes gegen die französische Besitznahme. Vgl. über Windstein die Bemerkung zu S. 231. — Der in Strophe 5 des zweiten Gedichts (S. 244) genannte Hohlweg ist der der von Wörth an der Sauer nach Fröschweiler hinauf führenden Straße, wo am 6. August 1870 der Kampf am heftigsten war.

Zu Seite 245: „Mein Elsaß deutsch"! (Vaterlandslieder eines Elsässers, S. 8.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf